Lessing's Werke.

Achter Theil.

Das Neueste aus dem Reiche des Witzes.
Die kritischen Briefe von 1753.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet

von

Robert Pilger.

Berlin.
Gustav Hempel.
[1868]

Inhalt.

Einleitung des Herausgebers.

Schon während seiner fröhlichen akademischen Zeit in Leipzig hatte Lessing, noch nicht achtzehn Jahre alt, mit schriftstellerischen Productionen begonnen. Es waren ausschließlich poetische. Nicht blos eine Reihe chansonartiger Lieder und poetischer Erzählungen hatte er in die beiden Zeitschriften seines Freundes Mylius geliefert, nicht blos im Lehrgedicht und Epigramm hatte er sich versucht, sondern schon war die Neigung, der er fast sein ganzes Leben hindurch am Treuesten bleiben sollte, die zur dramatischen Poesie, energisch genug zum Durchbruch gekommen. Mehrere Lustspiele verdankten jenen Tagen ihr Dasein; das eine, Der junge Gelehrte, errang dem jugendlichen Dramatiker, als es kurz nach Neujahr 1748 auf der damals besten deutschen Bühne, zu Leipzig selbst von der Neuberin, aufgeführt wurde, reichen Beifall. Nicht geringe Anerkennung fanden auch jedenfalls damals schon seine übrigen Poesien; aus wenig späterer Zeit sind uns sehr ehrende Urtheile erhalten.

Aber Lessing sollte früh, wie wir sehen werden zu seinem Glücke, die Erfahrung machen, daß „die Muse zu begleiten, doch zu leiten nicht versteht." Sie hatte ihn in diesem Falle in eine gar zu intime Verbindung mit dem Theater geführt: die Stipendien reichten nicht hin, den fröhlichen, leichten Verkehr mit den Komödianten zu bestreiten, noch weniger zur Bezahlung der Schulden von einigen

derselben, für die der jugendliche Dichter sich in seiner Gutherzigkeit verbürgt hatte. Die Gläubiger drängten, und es gab schließlich keinen Ausweg, als Leipzig zu verlassen. Er reiste Anfang Juli 1748 ab.

„Ich erwehlte Berlin," so schreibt er ein halbes Jahr später von dort an seine Mutter, „gleich Anfangs zu meiner Zuflucht. Es muste sich wunderlich schicken, daß mich gleich zu der Zeit Herr Lessing aus Wittenberg [1]) besuchte. Ich reisete mit ihm nach kurzer Zeit dahin ab, einige Tage mich daselbst aufzuhalten und umzusehn und alsdann noch zur Sonnenfinsterniß [2]) in Berlin zu seyn. Aber ich ward krank. Ich bin mir niemals selbst zu einer unerträglichern Last gewesen als damals. Doch ich hielt es einigermaßen vor eine göttliche Schickung; wenn es nicht was unanständiges ist, daß man auch in solchen kleinen und geringen Sachen sich auf sie beruffen will. Nach meiner Genesung beschloß ich, mit des Hrn. Vaters Einwilligung in Wittenberg den Winter über zu verbleiben, und hoffte gewiß, dasjenige wieder zu erspahren, was ich in Leipzig zugesetzt hatte. Doch ich wurde bald gewahr, daß das, was in meiner Krankheit und durch andre Umstände, die ich aber jezo verschweigen will, [3]) aufgegangen war, mehr als ein Quartal Stipendia ausmachte. Der alte Vorsaz wachte also bey mir wieder auf, nach Berlin zu gehen." Bestärkt wurde er in demselben dadurch, daß sein Freund Mylius, der gleichfalls Leipzig verlassen, in Berlin als Redacteur der Rüdiger'schen, jetzt Vossischen Zeitung eine Stellung erhalten hatte. So finden wir denn Ende 1748 den kaum zwanzigjährigen Jüngling zu Berlin — in einer Lage, die nach allen Richtungen hin unerfreulich genug war.

Die geringen Stipendien, die überdies nur noch für ein einziges Vierteljahr in Aussicht standen, genügten kaum, die alten Schulden

1) Sein Vetter, der dort studirte.

2) Am 25. Juli.

3) Es sind wohl die Schuldforderungen der Leipziger Gläubiger gemeint.

abzutragen; es fehlte am Nothdürftigsten. In dem eben citirten Briefe erinnert er z. B. die Mutter an das vor längerer Zeit gegebene Versprechen eines neuen Anzugs; denn „Ich hätte längst," so schreibt er, „unterkommen können, wenn ich mir, was die Kleidung anbelangt, ein beßers Ansehn hätte machen können. Es ist dieses in einer Stadt gar zu nöthig, wo man meistens den Augen in Beurtheilung eines Menschen trauet." Freunde und Gönner, die ihn hätten unterstützen können, fehlten gänzlich. Mylius war wohl der einzige Bekannte, den er in der Stadt besaß. Dazu kam die fortdauernde Spannung mit den Eltern, die mit wachsendem Mißtrauen der Bahn des Sohnes folgten und überdies durch allerlei Zwischenträgereien die schwärzesten Verleumdungen über das Leben desselben erhielten. Er muß sich nicht blos bei dem Vater gegen den unwahren Vorwurf, in Wittenberg nichts als Komödien gekauft zu haben, vertheidigen, oder der Mutter gegenüber das Verhältniß zu seinem Freunde Mylius, den dieselbe mit ebenso andauerndem als grundlosem Hasse verfolgte, rechtfertigen. Er muß selbst hören, daß man ihm Lügen, daß man ihm die Absicht, nach Wien zu gehen, um seine Religion zu wechseln, Schuld giebt.

Die Verhältnisse waren in jeder Beziehung derart peinlich, daß wohl Mancher sich daran zu Grunde gerichtet hätte; für Lessing wurden sie der Sporn, der den noch Schwankenden dem Berufe entgegentrieb, für den er die eigentlichste Anlage besaß. Hatte er bisher in harmloser Jugendlust Lieder und Lustspiele gedichtet, jetzt machte ihn die Noth des Lebens zum Schriftsteller von Profession. Denn mochten auch für die Zukunft sich mancherlei Aussichten bieten, auf eine Stellung an einem Theater, wie er selbst, oder auf eine Stelle im philologischen Seminar zu Göttingen, wie sein Vater sie wünschte: für den Augenblick drängte das tägliche Leben mit seinen unabweislichen Anforderungen. Was lag näher, als seine Zuflucht zu dem zu nehmen, was er ebenso wie sein Freund Mylius schon früh in Leipzig „gelernt" hatte, zur Schriftstellerei?

zumal die Bekanntschaften, die er durch diesen in Berlin gemacht hatte, vorzugsweis literarische waren. So begann denn Lessing mit Uebersetzungen, und als durch den Ertrag dieser wie einiger „Conditionen“ (er war z. B. eine Zeit lang Secretär bei einem Baron v. d. G.), die erste Noth überstanden war, griff er daneben zu selbständigen Arbeiten.

Noch erfüllt von seinem Interesse für das Theater und das Drama, gründete er mit Mylius schon 1749 eine encyklopädische dramatische Fachzeitschrift unter dem Titel: Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters. Das Unternehmen, dessen Würdigung einer anderen Stelle überlassen bleiben muß, scheiterte zwar schon ein Jahr darauf an einem Zerwürfniß der beiden Redactoren. Doch wenn auch anonym erschienen, schaffte es dem Namen Lessing's in Berlin gewiß einen guten Klang. Beweis dafür ist, daß er vom Februar 1751 an die Redaction des gelehrten Artikels der Vossischen Zeitung erhielt. Es war dies eine Thätigkeit, die ihm eine ausreichende Existenz gewährte und zugleich durch ihre encyklopädische, viele Bereiche der Wissenschaft umfassende Ausdehnung seiner Natur wenigstens eine Zeit lang besonders zusagen mußte. Er redigirte den gelehrten Artikel bis zu seiner zeitweisen Uebersiedelung nach Wittenberg am Ende des Jahres und nach seiner Rückkehr vom December 1752 bis October 1755. Die zahlreichen kleinen Recensionen, die Lessing in diesem Zeitraum lieferte und in denen für den Literarhistoriker noch heute besonders seine Urtheile über die contemporäne Literatur Wichtigkeit haben, werden in einem späteren Bande erscheinen.

Von größerer Bedeutung für Lessing's Thätigkeit ist das monatliche Beiblatt der Zeitung, das sie unter seiner Redaction vom April desselben Jahres unter dem Titel: Das Neueste aus dem Reiche des Witzes erscheinen ließ, und das sie im December, als er Berlin verließ, wieder aufgab. Der bei Weitem größte Theil des Inhalts ist sein Eigenthum, und es enthält nicht blos, wie der gelehrte Artikel der Zeitung selbst, kurze Anzeigen und

Recensionen aus allen möglichen wissenschaftlichen Gebieten, sondern bildet, wie wir sehen werden, eine Art von zusammenhängendem Ganzen, in seiner Art schon vergleichbar etwa den Literaturbriefen und der Hamburger Dramaturgie. Wir finden hier, abgesehen von einzelnen poetischen Productionen, größtentheils eingehende kritische Aufsätze, die fast ausschließlich die deutsche und französische Literatur betreffen und die wichtigsten Erscheinungen derselben um die Mitte des vorigen Jahrhunderts umfassen. Als das erste kritische Werkchen Lessing's aus dem Bereiche der modernen Literatur bildet es den Beginn des vorliegenden Bandes.

Drei Jahre hatte Lessing in Berlin gelebt, als er den letzten Beitrag für das Neueste in den Druck gegeben. Wohl hatte er sich jetzt durch die Noth des Lebens hindurchgearbeitet, sein Name war in literarischen Kreisen geachtet, aber die journalistische kritische Thätigkeit allein konnte für die Dauer ihn nicht befriedigen: zwang sie ihn im Grunde doch, von dem früher erworbenen geistigen Besitzthum zu zehren, und hätte sie ihn doch an strenger und eindringender Arbeit selbst dann gehindert, wenn die in Berlin gemachten Bekanntschaften auch nicht so zahlreiche gewesen wären. Eine zeitweise Aenderung des Aufenthalts und der Beschäftigung mußte seinem Geiste Bedürfniß werden. Dazu kam, daß Lessing in der Gesellschaft noch immer nichts weiter repräsentirte als den studiosus medicinae, der er schon in Leipzig gewesen: er mußte wünschen, wenigstens durch Erwerbung des Magistergrades sich auch äußerlich eine Stellung zu schaffen.

So ging er denn, wie schon erwähnt, Ende December 1751 nach Wittenberg, wo eben jetzt sein ältester Bruder studirte. Hier blieb er fast ein Jahr, sich auf das Angestrengteste in gelehrte Studien mannichfacher Art vergrabend. Geschichte der Reformation und der Reformatoren, Gelehrtengeschichte, Horaz und Martial waren neben anderen vornehmlich die Gebiete, die ihn anzogen. Kein Buch, so rühmte er sich wohl später, sei auf der Universi-

tätsbibliothek gewesen, das er nicht in Händen gehabt. Am Ende des Jahres 1752 kehrte er, schon seit dem April zum Magister promovirt, aus dem stillen Leben der kleinen Universitätsstadt geistig vertieft und gekräftigt in das bewegtere Treiben Berlin's zurück.

Die erste wissenschaftliche Frucht seiner Wittenberger Studien — die andre sind das Vademecum und die Rettungen (s. Theil 11 und 14 dieser Ausgabe) — legte er nieder in den Briefen, die er 1753 unter Benutzung mehrerer früherer Beiträge für die Vossische Zeitung als den zweiten Theil der von 1753 bis 1755 erscheinenden Sammlung seiner Schriften herausgab. Sie bilden die zweite kritische Schrift Lessing's, die wenigstens zum großen Theil die neuere Literatur betrifft, und finden daher auch in diesem Bande ihren Platz, wenn schon ihr Inhalt auch in andere Gebiete als das genannte übergreift. Einen recht einheitlichen Charakter trägt das Werkchen nicht, das Lessing selber mit noch größerem Rechte als den dritten Theil seiner Schriften „einen Mischmasch von Kritik und Literatur" genannt haben würde.

Berlin, December 1872.

Das Neueste aus dem Reiche des Witzes.

Inhalt.

Vorbemerkungen des Herausgebers.

1. Autorschaft.

Sämmtliche Artikel der neun Monatsstücke des Neuesten erschienen zwar anonym (fünf haben Chiffern), doch hat Lessing nicht nur die meisten der eingestreuten Gedichte und Epigramme, sondern auch die Aufsätze der Monate April, Mai, Juni, die Messiaskritik des September, wie das längere Gedicht vom November als sein Eigenthum bezeichnet. Denn jene benutzte er 1753 für den ersten Theil seiner Schriften, von diesen finden sich entweder, wie aus dem April, dem Mai und Juni, einzelne Abschnitte in dem zweiten Theil jener Sammlung, oder sie sind, wie die genannte Septemberkritik und der November, vollständig (der letztere in den ersten Theil derselben) herübergenommen. Es fehlt dagegen jedes Zeugniß hinsichtlich des Autors überhaupt für den Juli, August, October und December.

Lachmann nahm trotzdem in seine Lessing-Ausgabe von diesen vier Monatsstücken den October ganz, vom December einen Theil auf; die beiden übrigen Monate ließ er unberücksichtigt. Er gab nicht einmal ein vollständiges Inhaltsverzeichniß der Zeitschrift, die Monate Juli und August blieben ganz unerwähnt. Letzteres ergänzte Maltzahn in der zweiten Auflage jener Ausgabe zwar, doch auch seine Angaben sind noch lückenhaft. So fehlt im Inhaltsverzeichniß auch bei ihm noch für den August: Eine Geschichte; sie nimmt den größten Theil der ganzen Nummer ein und geht den von ihm Band III. Seite 241 angegebenen Epigrammen

vorher. Vom September ist ausgelassen: Die Triebe der Menschen, unterzeichnet K**; vom December: Reise der Unschuld nach der Insel Cythere und Das Ebenbild, eine Fabel des La Motte. Zum Abdruck hat Maltzahn nicht mehr als Lachmann gebracht, und so fehlt denn auch seiner Ausgabe außer all diesen Stücken, so weit sie von Lessing herrühren, aus dem Juli: Die Liebe macht edel. Eine Geschichte.

Ein consequentes Princip läßt sich bei beiden Herausgebern nicht erkennen. Sollte, wie man aus dem von Lachmann bei den Recensionen angewandten Verfahren vermuthen könnte, nur Anziehendes und Lessing's Thätigkeit Bezeichnendes gebracht werden, [1]) so war unzweifelhaft die Erzählung aus dem August aufzunehmen; denn nach beiden Richtungen überragt sie z. B. weit die unbedeutenden Theateranekdoten vom Decemberstück. Folgten die Herausgeber aber nur „gelehrten Gründen", [2]) d. h. doch wohl solchen, die direct oder doch mit annähernder Sicherheit die Autorschaft Lessing's ergeben, so wäre u. a. vom September das Schreiben von Antipompil, vom December das P. S. unterzeichnete wegzulassen gewesen. Denn daß diese beiden von Lessing herrühren, ließ sich so wenig beweisen, daß im Gegentheil das erstere sich später als Eigenthum Kästner's herausstellte. Wie wenig Maltzahn consequenter als Lachmann verfuhr, ist daraus ersichtlich, daß er zwar den Septemberbrief nun entfernte, den des December aber, dessen Verfasser bisher noch nicht zu ermitteln gewesen, noch beibehielt.

Für mein eigenes Verfahren sind maßgebend folgende zwei Gesichtspunkte gewesen, für deren Richtigkeit freilich, wie so oft in ähnlichen Fällen, völlig evidente Beweise nicht geführt werden können. Erstens scheint mir im Allgemeinen, d. h. wenn nicht ganz bestimmte Gründe dagegen sprechen, Alles, was Lessing ausdrücklich oder durch Andeutung von Chiffern anderen Verfassern zuschreibt, ausgeschlossen werden zu müssen, also nicht allein die auch von Lachmann nicht aufgenommenen drei Epigramme vom Juli

1 u. 2) S. die Bemerkung Lachmann's zu III. 141 u. 376 (2. Ausg.).

und September,[1]) sowie der Kästner'sche Brief von dem letzteren Monat, sondern auch das Decemberschreiben;[2]) da von dreien dieser Stücke Kästner's Autorschaft feststeht,[3]) so läßt sich nicht annehmen, daß die beiden anderen, das zweite Juliepigramm und der Decemberbrief, von Lessing herrühren. Die einzige Ausnahme bildet die von Lessing herrührende Sinnschrift vom April,[4]) die er als „vor einiger Zeit von guter Hand erhalten" bezeichnet. Doch zu dieser Täuschung mußte er sich wohl bequemen, weil das in derselben ausgesprochene herbe Urtheil über Klopstock's Messias im grellen Widerspruch stand zu den eben vorangegangenen Lobsprüchen über denselben.

Zweitens aber bin ich auch der Ansicht, daß alles Uebrige, besonders alle wichtigeren Artikel als Lessing's Eigenthum anzusehen sind. Denn wenn ein Herausgeber gewissenhaft selbst kleineren und unbedeutenderen Beiträgen, wie z. B. den Juliepigrammen, ihr Autorrecht wahrt,[5]) giebt es da eine begründete Veranlassung, anzunehmen, daß er es bedeutenderen Beiträgen gegenüber nicht gethan? Zu diesen gehören aber jedenfalls nicht nur die beiden von Lachmann trotz des Fehlens directer Zeugnisse aufgenommenen Stücke, der Octoberaufsatz oder gar die Theateranekdoten des December, sondern zum Theil in noch höherem Grade die beiden längeren Geschichten aus dem Juli- und Auguststück; sie sind daher als Lessing's Eigenthum zu betrachten und erscheinen somit in dieser Ausgabe zum ersten Male wieder.

Gesetzt auch, beide Erzählungen wären nicht volle Originale, sondern nur Nachbildungen aus dem Französischen, so trägt doch

1) Vom Juli: Das deutsche Kriegswesen (unterz. W*), Auf den
0 1
Marschall von Sachsen (unterz. 51 19 aaa eeee ii ooo uu); vom September: Die Triebe der Menschen (unterz. K**).

2) Unterzeichnet links: P., rechts: S.

3) Denn nicht allein der Septemberbrief gehört Kästner, sondern auch das erste Juliepigramm und das vom September.

4) „Ihn singen so viel mäß'ge Dichter." S. S. 46.

5) S. S. 89.

besonders die eine, die vom August, so unverkennbar den Stempel von Lessing's Art an sich, daß ich sie unmöglich für eine bloße Uebersetzung halten kann. Aber selbst wenn sie es dem größten Theile nach wäre (der Anfang rührt jedenfalls von Lessing her), eine Uebersetzung solcher Art wäre für ihn nicht minder bezeichnend als eine Originalarbeit. Finden sich doch in derselben nicht wenige der Vorzüge und Eigenheiten, die Lessing's ganze spätere Production auszeichnen: so die scharfe psychologische Analyse und Charakterzeichnung, die feine, witzige Ironie, die sichtliche Vorliebe für Antithesen, wie überhaupt für pointirte, den Leser überraschende Darstellung; ganz besonders bezeichnend erscheint mir die wiederholte, geradezu dramatische Correspondenz des Autors mit dem Leser, wie zum Beispiel S. 95: „Wie ist es aber möglich, wird man sagen, daß dieser Leander ... so empfindlich gegen Mariannen sein sollte? Noch ist es nicht Zeit, auf diese Frage zu antworten. Man bilde sich blos einen Menschen ein" u. s. w.

Minder hervorragend freilich durch diese Vorzüge ist die zweite Erzählung; auch scheinen mir die Anklänge an ein französisches Original häufiger und zweifelloser zu sein. Aber unverkennbar ist der Stil im Allgemeinen in seiner Kürze, Prägnanz und Klarheit durchaus derselbe als dort. Uebrigens spricht hier für Lessing's Antheil, wenigstens als Uebersetzer, vielleicht als Vorredner, noch der Umstand, daß die strenge Ansicht vom Wesen der Liebe, welche in der Einleitung, wie überhaupt die Gesinnungsart, die in dem Stoffe der Erzählung sich ausspricht, durchaus übereinstimmt mit den Gedanken, welche die ersten Zeilen des auch von den bisherigen Herausgebern Lessing zugeschriebenen Octoberaufsatzes über Bernard's Kunst zu lieben enthalten.

Das im Decemberbeitrag enthaltene Stück: Die Reise der Unschuld nach der Insel Cythere, ist jedenfalls wie die darauf folgende Fabel nur eine Uebersetzung. Eine ganze Reihe von ungewöhnlichen, nur aus dem Französischen erklär-

lichen Ausdrücken deutet darauf hin, vielleicht auch die spielende Allegorie des Inhalts. Daß die Uebersetzung, obwohl sie nicht einmal durch Gewandtheit sich auszeichnet, von Lessing herrühren kann, scheint mir, besonders wenn ich die Zeit, in der sie erschien, berücksichtige, durchaus möglich. Es fällt leicht in die Augen, daß die gesammten Decemberbeiträge, wahrscheinlich in Folge der bevorstehenden Abreise Lessing's nach Wittenberg, die in der letzten Woche des Jahres erfolgte, schnell und ohne daß er besonders wählerisch verfuhr, aus vorhandenem Material zusammengestellt wurden. Da mag denn im Drange des Augenblicks neben den wahrscheinlich schon seit längerer Zeit (vergl. Anm. 2 zu S. 131) bereit liegenden Theateranekdoten die in Eile gefertigte Uebersetzung der Reise wie der Fabel haben aushelfen müssen.

Wie dem auch sei, ich habe die Wiedergabe der beiden Stücke nicht unterlassen mögen, schon um bei der außerordentlichen Seltenheit des Neuesten eine vollständige Kenntniß von seinem Inhalte zu ermöglichen.

2. Zum Verständniß.

Das Neueste sollte nach der Ankündigung in der Vossischen Zeitung vom 18. März 1751 „Neuigkeiten aus dem Bereiche derjenigen Künste und Wissenschaften bringen, die bei den Meisten mehr zum Vergnügen als zur Beschäftigung dienen," — eine Art Literaturzeitung also werden. Das Blatt wurde mehr, als es versprach. Es ist eine Art von zusammenhängendem kritischem Ganzen, wie ein Ueberblick über den Inhalt beweist.

Rousseau's epochemachende Rede über den schädlichen Einfluß der Wissenschaften und Künste auf die Sittlichkeit eröffnet passend das Blatt, das ja die Bestimmung hat, die schönen Wissenschaften zu befördern; ihm, dem begeisterten Verfechter der Tugend gegenüber wird kurz die Unsittlichkeit der französischen Literatur in einigen Erscheinungen der Zeit gekennzeichnet und verurtheilt. Die deutsche Literatur in ihren Hauptvertretern, besonders

Klopstock mit seinem ersten Bande des Messias, folgt; im Gegensatz zu ihm in scharfer Abfertigung auf der einen Seite Gottsched und der Gottschedianer Triller, auf der andern die Patriarchaden der Schweizer. Mit der Pflege des Heldengedichts in Deutschland kann die leichte epische Literatur Frankreichs sich nicht messen, aber auch die komische Englands nicht.

Die wichtigen ästhetischen Theorien Batteux' und besonders Diderot's in seinem Briefe über die Taubstummen werden Gegenstand eingehendster Untersuchung, und noch einmal wird im Gegensatze zu dem Weltweisen, der auch durch seine Irrthümer nicht schade, die verderbliche belletristische Literatur Frankreichs in La Mettrie's „Kunst zu genießen" gebrandmarkt, der später eine anerkennende Besprechung von Bernard's „Kunst zu lieben" folgt.

Klopstock fordert mit Recht noch einmal Berücksichtigung: die Eingangszeilen des Messias werden der gründlichsten Prüfung unterzogen. Nehmen wir zu all diesem die von Kästner herrührende Verhöhnung der Anakreontischen Spielerei, die sich damals besonders breit machte, und die gelegentliche Abfertigung des Hermann von dem Freiherrn von Schönaich, und des Nimrod, so werden wir kaum eine hervorragende Erscheinung jener Zeit aus dem Gebiete der schönen Wissenschaften finden, die hier unberücksichtigt geblieben wäre. Von poetischen Productionen in Vers und Prosa war so viel eingeschaltet, als für eine derartige Zeitschrift, die ja doch mit dem Nützlichen das Angenehme zu verbinden hat, nothwendig erscheint.

Um den Standpunkt von Lessing's Kritik in diesen seinen ersten Versuchen würdigen zu können, müssen wir einen Blick auf die literarischen Zustände der Zeit werfen.

Es war Gottsched's großes Verdienst, durch seine Dichtlehre das Denken der Deutschen wieder in umfassender Weise auf Kunst und Dichtung hingelenkt und der formlosen Rohheit, in welche die deutsche Dichtung seit der zweiten schlesischen Schule ver-

fallen war, wieder Reinheit und Leichtigkeit der Form entgegengestellt zu haben. Daher der Nachdruck, den er auch in der Poesie auf Begriffsschärfe, auf sprachliche wie sachliche Richtigkeit legt.

Seine Schwächen sind nicht minder in die Augen fallend; ist er doch fast ein halbes Jahrhundert lang wegen dieser allein bekannt gewesen. Er kennt in der Dichtung keinen anderen Zweck als den der trockensten Didaktik; daher sind ihm Homer, die griechischen Tragiker, Milton antipathisch. Im Zusammenhang mit dieser Ansicht fordert er vom Dichter nur nüchterne Reflexion und gelangt in richtiger Consequenz schließlich zu der Ueberzeugung, die Dichtkunst sei etwas Lehr- und Erlernbares. Man brauche eben nur die Regeln, nach denen die großen Dichter — und dies waren neben einigen der Alten besonders die Franzosen, ihre vermeintlichen Nachahmer — geschrieben, gewissenhaft zu beobachten, um Gedichte „machen“ zu lernen. Zwar geht ihm wohl einmal der Gedanke auf, daß die Regeln der Alten und Franzosen nicht deswegen nachahmenswerth seien, weil sie von den Alten und den Franzosen herrührten, sondern weil sie in der Natur der Dinge ihren festen und nothwendigen Grund hätten; doch diesen Grund wirklich aufzuzeigen und die Regeln daraus abzuleiten, macht er nicht den geringsten Versuch. Die Hauptsache ist und bleibt: die Regeln sind da, und nach ihnen ist unverbrüchlich zu verfahren.

Was die Schweizer, Bodmer und Breitinger, ausgehend von der Beschäftigung mit der englischen Literatur, besonders mit Milton, ihm entgegenstellten, war noch beschränkt und widerspruchsvoll genug. Auch sie vermögen sich von der Ansicht, daß der Hauptzweck der Poesie ein lehrhafter und moralischer sei, noch nicht zu trennen; aber daneben bricht mächtig schon die Ueberzeugung durch, die Poesie verlange einen von Gemüth und Phantasie erfüllten Inhalt, sie beruhe auf einer gewissen schöpferischen Genialität. Muster sind Homer und Milton, die Poesie gilt ihnen nicht mehr als etwas durch die Ueberlieferung der Regeln Lehr-

bares. Sie legen daher auch weniger Werth darauf, aus den vorhandenen Kunstwerken allgemeine Regeln zusammenzustellen, als sie die Entstehung und den Grund dieser Regeln zu erforschen suchen — eine Frage, deren Nothwendigkeit, wie wir sahen, Gottsched kaum geahnt, deren Beantwortung er gänzlich umgangen hatte. Sie fragen: Wann und wie wurden sie gefunden? wie konnten die großen Dichter des Alterthums so vollkommene Werke schaffen, bevor jene Regeln in eigenen Lehrbüchern ausgesprochen waren? So dringen sie zuerst auf den psychologischen Grund der Kunst und ihrer Gesetze und gelangen zu der Einsicht: die Kunstgesetze sind abgeleitet aus der Beobachtung der Natur der menschlichen Seele; hierin haben sie ihren Werth, und hierin liegt auch die Ursache, warum der wahrhaft geniale Dichter die Gesetze der Kunst vermehrt.

Der Fortschritt gegen Gottsched war gewaltig, aber er hatte seine Grenzen. Den Schweizern fehlte die Kraft, ihre Theorie in die Praxis umzusetzen. Daher der Jubel und die enthusiastische Bewunderung, die sie Klopstock's Messias entgegenbrachten; in ihm war das neue Dichtergenie, dessen sie für ihre Theorie bisher entbehrten, gefunden. Aber diese an sich ganz gerechtfertigte Bewunderung riß sie zu weit fort. Von dem Glanze der neuen Erscheinung geblendet, nahm man ihre Mängel nicht wahr: ein mit den Schweizern befreundeter Aesthetiker, der Hallenser Professor Meier, verherrlichte den Messias in einer eigenen Schrift[1]) als eins der größten Meisterwerke aller Zeiten. So verfiel man in denselben Fehler, den man an Gottsched bisher bekämpft hatte. Aus Klopstock's Messias und seinen Oden wurden als aus den Werken eines neuen schöpferischen Genies ohne Weiteres eine Menge neuer Kunstregeln abstrahirt; diese sollten als bindend für den Dichter und Kritiker angesehen werden. Und nach diesen Regeln fing man selbst an zu produciren: die biblischen Epen und Patriar-

1) Beurtheilung des Heldengedichts, der Messias. 1. Heft. Halle 1749; 2. Heft 1752.

chaden begannen. Da das wirklich Geniale in Klopstock's Dichtung sich der Nachahmung entzog, so galten fortan Kleinigkeiten, grade wie bei Gottsched, als die Hauptsache, ja selbst die Schwächen und Unarten seiner Dichtweise wurden als genial nachgeahmt. Der Hexameter wurde das einzige poetische Maaß; die Reime, gegen die man schon längst, da Milton in reimlosen Versen gedichtet, eingenommen war,[1]) verwarf man fortan gänzlich als eine Barbarei, zumal kurz vorher auch der erwähnte Meier und sein Freund Lange, der für einen ausgezeichneten Dichter galt, dieselben verdammt hatte.[2]) Gegen den Reim ästhetisirte man sich in einen gradezu lächerlichen Fanatismus hinein, und der Kampf um ihn wurde jetzt der eigentliche Inhalt der Bewegung gegen Gottsched. (Vergl. S. 47.)

Die ästhetische Kritik dieser Zeit — um auch sie mit einem Worte zu kennzeichnen — war fast durchweg eine von Parteirücksichten bestimmte, überdies oberflächlich und mehr nur das Aeußere, wie das Versmaaß, die Wahl der Worte u. dgl. berührend. Ein gründliches Eingehen auf den inneren Werth eines Werkes wurde selten gefunden; man begnügte sich, vom Standpunkt der Partei aus entweder unbedingt zu loben oder zu tadeln. Die Worte, mit denen Goethe die Kritik von 1767 beurtheilt, passen noch mehr auf die Zeit von 1750. „Das Schlechte schlecht zu finden, war der größte Spaß, ja der Triumph der Kritiker. Wer nur einigen Menschenverstand besaß, oberflächlich mit den Alten, etwas

---

1) Besonders seit dem Auftreten des begabten, leider früh verstorbenen Pyra, der in seinem Lehrgedicht Tempel der wahren Dichtkunst, 1737 in Folge seiner zu weit getriebenen Verehrung Milton's den Reim unter allen Umständen verbannt wissen wollte.

2) Meier hatte in seiner Vorrede zu Lange's Horazischen Oden (Halle 1747): Vom Werth der Reime, dieselben u. A. geradezu als einen Auswuchs, einen ohne Verschonen abzuschneidenden gothischen Zierrath bezeichnet, in dem die Häßlichkeit das Schöne überwiege. Lange stimmt dem wiederholt durchaus bei; in seiner Ode Der Gegen-Parnaß (S. 96) „lacht er, vom Reim entfesselt, glücklich kühn des raasenden Geschreys der Reimer."

näher mit den Neuern bekannt war, glaubte sich schon mit einem Maaßstabe versehen, den er überall anlegen könne."

Dies sind in kurzen Strichen die Umrisse der literarischen Zustände, in die Lessing als Kritiker eintrat, jedenfalls besser ausgerüstet, als nur mit einigem Menschenverstand und einer oberflächlichen Bekanntschaft in alter und neuer Literatur. Doch sein angebornes kritisches Talent, das jede Erscheinung klar und scharf in ihrem Werthe zu erkennen und an ihren Ort zu stellen weiß, und ein angestrengtes, den besten Mustern der Alten und Neuen gewidmetes Studium sind nicht die einzigen Vorzüge, die den jungen Kritiker in diesen seinen ersten Versuchen auszeichnen. Schwerlich hätten sie genügt, ihn zwischen den sich auf das Aergste befeindenden Parteien den richtigen Weg finden zu lassen und zu einem selbständigen Standpunkte über sie zu erheben. Hinzu kam bei ihm, was zu allen Zeiten sich so selten mit dem Talent des Kritikers vereint, seine praktische Bekanntschaft mit der Dichtkunst. Er hatte, wie wir sahen, in Leipzig in allen damals gangbaren Formen der Poesie mit Erfolg producirt. Seine Kritik beruhte daher überall auf der eigenen Erfahrung, auf dem lebensvollen Bewußtsein des Ausführbaren und Wirkungsvollen. Hierin war er nicht blos Gottsched, sondern auch den Schweizern, die mit ihren Lehren in den luftigen Höhen der bloßen Theorie bleiben oder sich an ein fremdes gegebenes Muster, wie an Klopstock, anklammern mußten, unendlich überlegen. Schon jetzt hätte Lessing sich dessen von der Dichtkunst überhaupt rühmen dürfen, was er von der dramatischen am Schlusse der Dramaturgie ausspricht: „Ich habe sie so weit ausgeübt, als es nöthig ist, um mitsprechen zu dürfen; denn ich weiß wohl, so wie der Maler sich von Niemanden gern tadeln läßt, der den Pinsel ganz und gar nicht zu führen weiß, so auch der Dichter. Ich habe es wenigstens versucht, was er bewerkstelligen muß, und kann von dem, was ich selbst nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es sich machen läßt."

So nimmt denn in den nachfolgenden Kritiken Lessing schon als

zweiundzwanzigjähriger Jüngling den Standpunkt ein, auf dem der wahre Kritiker allein gefunden werden darf. „Er steht auf einer höhern Warte als auf der Zinne der Partei.“ Wir finden ihn weder auf Gottsched's Seite, noch auf der der Schweizer, aber auch nicht auf jenem unglückselig vermittelnden Standpunkt, der die beiden unvereinbaren Gegensätze, um sie einander nähern zu können, abstumpfte. Zu diesen Vermittlern gehörte u. A. im Grunde auch Meier, der z. B. den Anfängern zuerst das Studium der Poetik Breitinger's und dann die Gottschedische zu studiren empfiehlt, weil jene über den Begriff der Dichtkunst überhaupt, diese über die einzelnen Dichtungsarten bessere Belehrung enthalte.

Lessing verhöhnt zwar schonungslos die Dichtung Gottsched's wie seiner Parteigenossen, Triller, Scheyb und Schönaich, und nicht weniger ihre ästhetischen Lehren und Ansichten im Allgemeinen (s. April und Mai, S. 44 ff. u. 55 ff.); aber er übersieht nicht, worin sie Recht haben der Gegenpartei gegenüber, und seine Schläge fallen dann nicht minder wuchtig auf die Schweizer und deren Aesthetiker. So trifft er durchaus zusammen mit Aeußerungen Triller's in dessen so arg verspotteter Vorrede (s. Mai, S. 55), wenn er die steifen Witzlinge, die den Messias nachahmen, mit ihrem hinkenden Silbenmaaß, den lateinischen Wortfügungen und ihrer dunkeln Sprache verhöhnt (s. April, S. 45), oder wenn er sich ironisch in einem aus derselben Zeit stammenden Gedichte (s. Theil I. S. 167) von einem Klopstockianer tadeln läßt mit den Worten:

„Noch redst Du, wie man red't, eh man die Zunge bricht,
Daß sie lateinisch Deutsch mit schönem Stammeln spricht;
Noch hast Du nicht gewagt, ein römisch Lied zu spielen,
Das von Gedanken strotzt, doch minder hat zum Fühlen;
Noch tönt Dein schwacher Mund die Göttersprache nicht;
Noch giebst Du jedem Zug sein ihm gehörig Licht;
Noch trägt Wort und Begriff bei Dir nicht neue Banden,

Wer Dich gelesen hat, der hat Dich auch verstanden;
Du bist von kalter Art, die gern vernünftig denkt
Und ihrem Zweifel mehr als ihrem Witze schenkt . . .
Und willst ein Dichter sein? . . Geh, laß den schweren Namen,
Zum Dichter trägst Du kaum den ungekeimten Samen."

Und wenn er wiederholt den Reim so eifrig vertheidigt (S. 47 und die Anmerkung daselbst), so nähert er sich ebenfalls bei Weitem mehr den Gottschedianern als den Schweizern.

Mit Letzteren theilt er durchaus zwar das neue Princip, das sie geltend gemacht. Er fordert von dem Dichter vor Allem Begeisterung an Stelle der mühsam eingelernten und beobachteten Regeln, und diese sind für ihn nichts als Abstractionen aus den Meisterwerken der Kunst, die von dem wahren Genie nicht erlernt, sondern geschaffen und vermehrt werden. Aber die unterschiedslose Anwendung dieses Princips auf einen Dichter wie Klopstock fordert seinen geharnischten Widerspruch heraus. So ist es z. B. vollkommen im Geiste der Schweizer, wenn er S. 65 sagt: „die Regeln in den schönen Künsten sind aus den Beobachtungen entstanden, welche man über die Werke derselben gemacht hat. Diese Beobachtungen haben sich von Zeit zu Zeit vermehret und vermehren sich noch, so oft ein Genie, welches niemals seinen Vorgängern ganz folgt, einen neuen Weg einschlägt oder den schon bekannten über die alten Grenzen hinausbähnet." Aber ihrer Praxis, alle Eigenheiten oder gar Schwächen des Messias, „das hinkende heroische Silbenmaaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims" als mustergiltig nachzumachen und darin das Wesen zu erblicken, tritt er aufs Schärfste entgegen (S. 45). Dieselbe heftige Opposition gegen die Schweizer finden wir auch sonst bei Lessing, wie er diese überhaupt viel häufiger und eingehender bekämpft als Gottsched und dessen Genossen, die bei ihrem sinkenden Ansehen viel kürzer abgefertigt werden durften (S. 126). Besonders derb geißelt er ihre und ihres Aesthetikers Geschmacksverwirrung in dem an den Musiker Mar-

burg gerichteten Gedichte.[1]) Wir lesen hier zwar Stellen wie (Werke, I. S. 176):

„Ein Geist, den die Natur zum Mustergeist beschloß,
Ist, was er ist, durch sich, wird ohne Regeln groß.
Er geht, so kühn er geht, auch ohne Weiser sicher.
Er schöpfet aus sich selbst. Er ist sich Schul' und Bücher.
Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt.
Sein glücklicher Geschmack ist der Geschmack der Welt;"

oder S. 175:

„Ach arme Poesie! anstatt Begeisterung
Und Göttern in der Brust, sind Regeln jetzt genung."

Aber wie wenig er bei dieser Uebereinstimmung mit der ursprünglichen Lehre der Schweizer sich auch jetzt noch mit ihnen auf gleichen Boden stellte, zeigt er, wenn er unmittelbar nach den letzteren Worten fortfährt:

„Noch einen Bodmer nur, so werden schöne Grillen
Der jungen Dichter Hirn, statt Geist und Feuer füllen.
Sein Affe schneidert schon ein ontologisch Kleid
Dem zärtlichen Geschmack zur Maskaradenzeit.
Sein kritisch Lämpchen hat die Sonne jüngst erhellet,
Und Klopstock ward durch ihn, wie er schon stand, gestellet."

Nicht minder scharf wie in diesen Zeilen wird auch im Neuesten wiederholt Meier mit seiner oberflächlichen, vorurtheilsvollen Kritik des Messias, wie überhaupt mit seinen ungründlichen ästhetischen „Grillen" abgefertigt (S. 33).

Aber auch Klopstock selbst, dem die Schweizer vergeblich nacheiferten, und der damals für Alles, was nicht von Gott-

1) S. Werke, I. S. 172 bis 177. Danzel irrt, wie aus dem Folgenden ersichtlich, wenn er (Lessing's Leben, I. S. 193) meint, dies Gedicht sei vollkommen im Geiste der Schweizer abgefaßt.

sched's Vorurtheil befangen war, wie ein glänzendes Gestirn aufging, wird (im Septemberstück) in eine kritische Beleuchtung gerückt, vor deren Schärfe manche der viel bewunderten Schönheiten in sehr üble Flecken verblassen. Klopstock ist auch für Lessing ein Dichter vom ersten Range, der Messias ist auch für ihn ein großes, ein ewiges Gedicht (S. 45 und 46); aber auch an ihm weist er nach, wie ungründlich und blind der Enthusiasmus der bisherigen Lobpreiser verfahren, indem er mit zersetzender Schärfe den Theil des Gedichtes, über den man allein bis jetzt vollständig urtheilen könne, den Eingang, zerlegt.

Gleiche Selbständigkeit des Urtheils, wie sie Lessing den Parteien der deutschen Literatur gegenüber beweist, zeichnet auch seine Kritik über die fremden Literaturen aus. Sie betrifft vorzugsweise die französische; die englische wird nur in wenigen Erscheinungen gestreift. Lob und Tadel fällt auch hier gleich gerecht. Rousseau's Paradoxon, daß die Künste und Wissenschaften den Untergang der Staaten herbeiführen, erfährt (im Aprilstück), wenn Lessing ihm auch eine einfache, schlagende Widerlegung entgegenstellt, seine volle Bewunderung wegen der erhabnen Gesinnungsart des Verfassers, welcher der Tugend gegen alle geheiligten Vorurtheile das Wort redet. Eine eingehende und rückhaltlose Anerkennung wird (im Junistück) den ästhetischen Werken Batteux' und Diderot's, ganz besonders dem Letzteren, zu Theil. Aber von derselben unbestochenen Gerechtigkeit zeugt der Tadel und der Unwille, mit dem er wiederholt (S. 41 ff., 52 ff., 59 u. 75 ff.) das Grundübel der neueren französischen Literatur, ihre Sittenlosigkeit, aufdeckt und immer wieder ihren zügellosen Witz wie das gefährliche Gift der verhüllten Wollust bekämpft.

Fragen wir zum Schlusse nach der Aufnahme dieser ersten kritischen Versuche Lessing's, so liegt uns darüber nur wenig Material vor. Am 15. October 1751 schreibt aus Berlin der Professor Sulzer, der bekannte Vermittler des literarischen Verkehrs zwischen den Schweizern und Norddeutschland, an seinen

Freund und Landsmann Bodmer in Zürich: „Es ist hier ein neuer Criticus aufgestanden, von dessen Werth Sie aus beiliegender Kritik über den Messias werden urtheilen können. Er scheint nur ein Wenig zu jung." Directer anerkennend als diese Aeußerung, deren Vorsicht dem von Lessing so hart mitgenommenen Bodmer gegenüber nur zu natürlich erscheint, ist eine gleichzeitige des Theologen Spalding, damals Pastor zu Lassan in Pommern. Dieser schreibt an Gleim in Halberstadt am 23. November desselben Jahres: „Was halten Sie von der höflichen und genauen Kritik über den Messias in der Berlinischen Zeitung: Das Neueste aus dem Reiche des Witzes?"

Nicht blos in Berlin, sondern, wie schon aus diesen beiden Briefstellen hervorgeht, in manchen fremden Kreisen, die sich mit der Literatur beschäftigten, wurden Lessing's Aufsätze sogleich nach ihrem Erscheinen bekannt. Noch weitere Verbreitung erlangten diejenigen Abschnitte, die er 1753 in den zweiten Theil seiner Schriften, die Briefe, aufnahm. Aus dieser Zeit liegen denn zahlreiche Briefstellen aus den Bodmer'schen wie Gottsched'schen Kreisen vor, die, wenn auch nicht mehr allein auf diese ersten kritischen Versuche Lessing's sich beziehend, doch auch über diese das Urtheil enthalten. 1754 schreibt Schönaich an Gottsched: „Doch ich weiß wohl, warum E. H. so bang ist: Vor Lessing fürchten Sie Sich! Aber glauben Sie es mir nur: Sie werden Gottsched bleiben, und wenn tausend Lessinge sich an Ihnen zu Tode ärgern wollten," und bald darauf: „Er (Lessing) kann die Woche zweimal schimpfen, wir auch, er wird mich einen Erzgottschedianer heißen, ich werde mir eine Ehre daraus machen und ihn dafür mit einem Erzbodmerianer beehren." Die Bodmerianer freilich urtheilten hierüber anders und kamen begreiflicherweise, wie Sulzer's spätere Briefe beweisen, über eine halbunwillige Anerkennung nicht heraus.

Die beiden Koryphäen der damaligen Literatur, Gottsched und Klopstock, schenkten diesen ersten Angriffen Lessing's nur

geringe Aufmerksamkeit. Sie durften den Kampf mit einem jungen und bis dahin namenlosen Zeitungsschreiber ihren Partisanen überlassen. Es ist daher erklärlich, daß Klopstock, der doch bei der zweiten, 1755 erschienenen Auflage des Messias so sorgfältig nachbesserte, in dem so hart von Lessing getadelten Eingange fast nichts geändert hat.

Ich schließe diese Einleitung mit einem Worte Danzel's. Er urtheilt über diese ersten Versuche unsers großen Kritikers (Lessing's Leben, I. S. 210): „Nicht Lessing's spätere epochemachende Werke sind es, die uns am Meisten mit Bewunderung erfüllen müssen, denn sie sind die Werke des gereiften Mannes, der sich in aller Literatur vielfach umgethan und das Beste allseitig durchgeprüft haben konnte; aber daß der zweiundzwanzigjährige Jüngling sich mit solcher Freiheit, mit solcher Festigkeit, mit solcher Gewandtheit über die Parteien zu stellen vermochte, von denen man damals, fast wie nach dem Solonischen Gesetz, einer angehören mußte, das ist staunenswerth."

Das Neueste

aus dem Reiche des Witzes,

als eine Beilage zu den

Berlinischen Staats- und Gelehrten Zeitungen.

Monat April 1751.

Dem Neuesten aus dem Reiche des Witzes soll dieses monatliche Blatt gewidmet sein. Ein Reich, welches Viele auf ihrer Karte nicht finden. Wenigstens diejenigen Gelehrten nicht, es verdrüßt uns, daß wir sie so nennen sollen, welche die Wissenschaften längst in ein Handwerk verwandelt hätten, wenn nicht ihr Stolz dafür bäte.[1]) Aufs Höchste haben sie es in die äußerste Ecke derselben verwiesen und *unbekannte Länder* darauf geschrieben, weil sie ihnen nicht eher zu Gesichte kommen, als wenn sie von einem unglücklichen Sturme dahin verschlagen werden und an ihren felsigten Ufern schimpflich scheitern. Diesen Herren also würden wir sehr unverständlich sein, wann wir ihnen von seinem Umfange und seinen Grenzen Vieles vorsagten; die Andern aber, für die wir eigentlich schreiben, würden wir durch diese unnöthige Einleitung beleidigen. Zwar könnten wir ihr durch eine Menge ästhetischer an einander hangender Grillen fein dunkel, aber doch nach der Mode ein zureichendes Ansehen der Gründlichkeit geben;[2]) allein was würde es helfen? Die genaueste Erklärung des Witzes muß Einem, der keinen hat, ebenso

1) Die Bedeutung des seltenen Ausdrucks ist: wenn nicht ihr Stolz bäte, daß dies nicht geschehe, also fast gleich *verbäte*. Vgl. Theil IV. S. 121: „O, dafür ist gebeten, daß man mir's weismacht." — A. d. H.

2) Der Seitenhieb geht unverkennbar auf die kurz vorher erschienenen Werke von *A. G. Baumgarten*: Aesthetica, Pars I. Frankfurt a. O. 1750 (der zweite Theil erschien erst 1758), und *G. Fr. Meier*: *Anfangsgründe der schönen Wissenschaften*, Halle 1748—50. III. Beiden Büchern gebührt zwar der Ruhm, die Wissenschaft der Aesthetik in der neueren Zeit wieder begründet zu haben; doch konnte die Grundanschauung derselben, daß das Schöne etwas sei, das in die niedrige Sphäre der unteren Seelenvermögen gehöre, Lessing ebenso wenig genügen als die Behandlung der einzelnen Künste, die z. B. Dichtung und Beredsamkeit unterschiedslos zusammenwirft, die Musik und die bildenden Künste ganz ausschließt. Meier

unbegreiflich sein, als einem Blinden die hinlänglichste Erklärung der Farben ist. Glaubt dieser, daß die verschiedene Brechung verschiedner Sonnenstrahlen ohngefähr etwas sei, welches dem Schalle verschiedner Instrumente gleich komme, so wird jener gewiß glauben, daß die Fertigkeit, die Uebereinstimmungen der Dinge gewahr zu werden, ein Theil der Rechenkunst sein müsse. Ist er furchtsam, so stellt er sich wohl gar ein Stücke von der Algebra darunter vor. Genug, wenn man weiß, daß die schönen Wissenschaften und freien Künste das Reich des Witzes ausmachen.

Diese sind es, welche der menschlichen Gesellschaft Annehmlichkeiten mittheilen, ohne die sie nichts als die unerträglichste Sclaverei sein würde. Sie machen den Menschen empfindlich und entkleiden ihn von der Rauhigkeit, welche ihm die weiseste Natur mit Bedacht gab, damit er sich selbst durch ihre mühsame Ablegung einen Theil seines Vorzuges für unedlere Thiere zu danken haben möge. Zeigen die ernsthaften Wissenschaften, welche man im engern Verstande die Gelehrsamkeit nennet, von nichts als von dem Elende und Verderben der Menschen, von der Mühseligkeit ihres Lebens, diese beweinenswürdigen Stützen der Gesellschaft, so sind es allein die schönen Wissenschaften, welche durch bezaubernde Reize die ursprüngliche Empfindung der Freiheit in uns ersticken und unsre schimpflichen Ketten mit Blumenkränzen umwinden. Die Höflichkeit, das einnehmende Betragen, der zärtliche Geschmack, alle untrügliche Kennzeichen gesitteter Völker sind ihre Früchte. Sie sind die Erfinderinnen von tausend Bequemlichkeiten, Ergötzungen und eingebildeten Nothwendigkeiten, durch welche einzig kluge Monarchen ihre Throne unerschüttert zu erhalten wissen. . . . Auch die Tugend wird durch sie menschlicher, und die großen Thaten, welche bei Barbaren fest eingeprägte Vorurtheile oder ihre ungezähmte Wildheit zum Grunde haben, fließen bei gesitteten Völkern aus viel reinern Quellen.

Aller dieser prächtigen Lobsprüche ohngeachtet wollen wir dem Leser einen Mann bekannt machen, welcher die Wissenschaften überhaupt und besonders die schönen Wissenschaften nebst den freien Künsten auf einer ganz andern Seite betrachtet. Dieses ist der Verfasser derjenigen Rede, welche im vorigen Jahre bei

---

wird auch sonst, besonders wegen seiner Schrift über Klopstock's Messias, wiederholt verspottet. S. Einl. S. 22 u. 27, S. 46 u. das Septemberstück. — A. d. H.

der Akademie zu Dijon den Preis erhalten hat.*) Sie betrifft die vorgelegte Frage, ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten etwas beigetragen habe. Man wird schwerlich vorausgesehen haben, daß man Denjenigen krönen würde, welcher diese Frage mit Nein beantwortet. Unterdessen ist es geschehen; und Herr Rousseau, welches der Name des Verfassers ist, hat so erhabene Gesinnungen mit einer so männlichen Beredsamkeit zu verbinden gewußt, daß seine Rede ein Meisterstück sein würde, wenn sie auch von keiner Akademie dafür wäre erkannt worden. Wir theilen einen umständlichen Auszug derselben um so viel lieber mit, je weniger sie noch bis jetzo in Deutschland bekannt worden ist.

Er hat sie in zwei Theile getheilt. In dem erstern zeiget er durch unverwerfliche Beispiele der Geschichte, daß die Verderbung der Sitten und der aus ihr fließende Verfall des Staats allezeit mit dem Aufnehmen der Künste und Wissenschaften sei verbunden gewesen. In dem andern beweiset er aus den Gegenständen und den Wirkungen der Künste und Wissenschaften selbst, daß sie nothwendig diese Folgen nach sich ziehen müssen.

„Europa," sagt er, „war in die Barbarei der ersten Zeiten zurückgefallen. Die Völker dieses jetzt so erleuchteten Welttheils lebten vor einigen Jahrhunderten in einem Stande, welcher weit elender als die Unwissenheit war. Ich weiß nicht, welche scientifische Wäscherei hatte sich den Namen der Wissenschaft angemaßt und setzte ihrer Zurückkunft ein beinahe unüberwindliches Hinderniß entgegen. Es war eine allgemeine Umkehrung nöthig, die Menschen wieder zu ihrem gesunden Verstande zu verhelfen; und endlich kam sie von der Seite, von welcher man sie am Wenigsten erwartet hatte. Der dumme Muselmann, die ewige Geißel der Gelehrsamkeit, war es, welche sie uns wieder herstellte. Der Umsturz des orientalischen Thrones brachte die Ueberbleibsel des alten Griechenlands nach Italien. Bald drauf bereicherte sich auch Frankreich von dieser kostbaren Beute. Auf die freien Künste folgten endlich die Wissenschaften, und die Kunst zu denken verband sich mit der Kunst zu reden; eine Stufensteigung, welche

*) Der Titel ist: Discours qui a remporté le prix à l'Académie de Dijon; en l'année 1750 sur cette question proposée par la même Académie: si le retablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs. Par Mr. *Rousseau*, Citoyen de Genève.

seltsam scheint, gleichwohl natürlich ist. Man fing an, den vornehmsten Vortheil des Umganges mit den Musen zu empfinden; nämlich diesen, daß er die Menschen gesellschaftlicher macht, indem er ihnen die Begierde, einander durch ihres gemeinschaftlichen Beifalls würdige Werke zu gefallen, einflößt . . Ihr ward man die Anmuth der Gemüthsarten, die Verbindlichkeit der Sitten, welche den Umgang ungezwungen und wünschenswerth macht, und kurz, den Schein aller Tugenden, ohne eine einzige davon zu haben, schuldig . . . Ehe die Kunst unser Betragen gebildet und die Leidenschaften eine erborgte Sprache gelehrt hatten, waren unsre Sitten bäurisch, aber natürlich. Der Unterscheid der Aufführung verrieth sogleich den Unterscheid der Gemüthsarten. Die menschliche Natur war deswegen nicht besser; die Leichtigkeit aber, einander zu erforschen, ersparte den Menschen unzählige Laster. Jetzo, da ein feinerer Geschmack die Kunst zu gefallen in Regeln gebracht hat, herrscht in unsern Sitten eine schimpfliche und betrügliche Gleichheit. Immer befiehlt die Höflichkeit; stets regiert uns die Wohlanständigkeit; ohn Unterlaß folget man den Gebräuchen und niemals seinen eignen Empfindungen. Kein Mensch weiß mehr, mit wem er zu thun hat. . . Welche Begleitung von Lastern hat diese Ungewißheit bei sich! Verdacht, Argwohn, Furcht, Kaltsinnigkeit, Zurückhaltung, Haß, Verrätherei; und alle verstecken sich unter der Larve der Höflichkeit. Man entheiliget nicht mehr den Namen des Höchsten durch Schwüre, aber man spricht ihm Hohn durch lästerliche Meinungen, ohne daß unser Ohr dadurch beleidiget wird. Man rühmt nicht mehr seine eignen Verdienste, man verkleinert aber die fremden. Man beschimpft seinen Feind nicht gröblich, sondern man verleumdet ihn mit Kunst. Der Nationalhaß erlöscht, aber mit der Liebe des Vaterlandes. An die Stelle der verachteten Unwissenheit ist eine gefährliche Zweifelsucht gekommen. Man erkennt gewisse Ausschweifungen für schimpflich, gewisse Laster für entehrend, andre aber zieret man mit dem Namen der Tugenden. Man muß sie haben, oder man muß sich wenigstens stellen, als ob man sie habe. . . . Auf die Art sind wir gesittete Völker geworden, und größtentheils haben wir den Wissenschaften und Künsten diese heilsame Veränderung zu danken. . . . Je stärker sich ihr Licht an unserm Horizonte ausgebreitet, je weiter ist die Tugend von uns geflohen; und eben diese Erscheinung hat man zu allen Zeiten und an allen Orten bemerkt. . . Aegypten war die Mutter der Weltweisheit und der freien Künste geworden, und bald drauf

ward sie ein Raub des Kambyses, der Griechen, der Römer, der Araber und endlich der Türken. . . . Als Griechenland auf den Ruhm des Witzes und der Gelehrsamkeit am Stolzesten sein konnte, mußte es sich in das macedonische Joch schmiegen. . . . Rom, das von Hirten erbaute und durch Ackersleute berühmt gemachte Rom, fing schon zu den Zeiten des Ennius und Terentius an auszuarten. Nach den Zeiten eines Ovid's, eines Catull's, eines Martial's aber ward es, sonst der Tempel der Tugend, ein Schauplatz der Laster, der Abscheu aller Völker und ein Raub der Barbaren. . . . In Asien ist ein Land, wo man durch die gepriesenen Wissenschaften zu den erhabensten Aemtern des Staats steigen kann. Gleichwohl ist kein Laster zu nennen, welches nicht daselbst herrscht, keine Schandthat, die ihnen nicht geläufig ist. Alle ihre Weisheit hat sie von dem Joche des unwissenden Tartars nicht befreien können. . . . Die Perser, ein besonders Volk, bei welchem man die Tugend lernte, wie man bei uns die Wissenschaften lernt, die Scythen, die alten Deutschen sind die Beweise des Gegentheils. Alle die lebten ohne Wissenschaften; öfters Ueberwinder, niemals überwunden. . . . Sparta selbst, im Schooße Griechenlands, überzeugt uns, wie tugendhaft man sein könne, ohne gelehrt zu sein; wie fest und blühend ein Staat ohne Künste, ohne Wissenschaften bestehe. . . . O Fabricius, was würde Deine große Seele gedacht haben, wenn Du, zu Deinem Unglücke, wieder aufgestanden wärest und die blendende Pracht des durch Deinen Arm erretteten Rom's, welches Dein Name mehr als alle seine Eroberungen berühmt machte, gesehen hättest! „Götter!“ würdest Du gesagt haben, „wo sind die strohern Hütten, worunter ehemals Mäßigkeit und Tugend wohnten? Welche verderbliche Pracht hat mit der römischen Einfalt abgewechselt? Was ist das für eine fremde Sprache? Was sind das für weibische Sitten? Was bedeuten diese Bildsäulen? diese Gemälde? diese Gebäude? Unsinnige! was habt Ihr gethan? Ihr, Ihr Herren der Welt, Ihr habt Euch zu Sclaven nichtiger von Euch überwundener Leute gemacht. Rhetors sind es, die Euch beherrschen? Habt Ihr deswegen Asien und Griechenland mit Eurem Blute befeuchtet, um Baumeister, Maler und Bildhauer reich zu machen? Wird der Raub Karthagens einem Flötenspieler preisgegeben? Auf, Ihr Römer! reißet Eure Schauplätze ungesäumt nieder, zerschmettert diese Marmor, verbrennet diese Bilder, verjaget diese Sclaven, welche Euch unter dem Joche halten, und deren unselige Künste Euch verderben! Laßt fremde Hände durch eitle Geschick-

lichkeiten berühmt werden; die einzige den Römern anständige Geschicklichkeit ist, die Welt zu überwinden und die Tugend daselbst herrschen zu lassen. Als Cineas unsern Rath für eine Versammlung von Königen hielt, so ward er weder von eiteler Pomp noch von ausgesuchter Zierlichkeit verblendet. Er hörte nichts daselbst von der kindischen Beredsamkeit, nichts von den leeren Künsten dieser nichtigen Leute. Was schien denn nun also dem Cineas so majestätisch? O Ihr Bürger! ein Anblick rührte ihn, welchen Euch nimmermehr weder Eure Reichthümer noch Eure Künste verschaffen werden, der schönste Anblick, welcher jemals unter der Sonne gewesen ist: die Versammlung von zweihundert tugendhaften Männern, welche alle in Rom zu befehlen und die Welt zu beherrschen verdienten ..." „Seht," fährt der Verfasser fort, „so sind allezeit Verschwendung und ungezähmte Sitten die Strafe der hochmüthigen Bemühungen, uns der glücklichen Unwissenheit, in welche uns die ewige Weisheit versetzt hatte, zu entreißen, gewesen. Sie hatte uns zu nichts weniger als zu eiteln Untersuchungen bestimmt. Lernt einmal, Sterbliche, daß die Natur alle Wissenschaften für uns versteckt hat, so wie eine sorgfältige Mutter aus den Händen ihres Kindes ein gefährliches Gewehr windet. Die Menschen sind verderbt; sie würden noch weit verderbter sein, wann sie das Unglück gehabt hätten, gelehrt geboren zu werden."

Er kömmt hierauf zu dem zweiten Theile und zeigt, daß die Künste und Wissenschaften unsre Laster zur Quelle haben; er zeigt, daß sie uns ohne die Laster und Verschwendung nichts nutzen würden, und daß mit der Bemühung, die einige Wahrheit zu erkennen, eine tausendfache Gefahr, in Irrthümer zu fallen, verbunden sei. Er beweiset ferner, daß ihre Wirkungen noch weit verderblicher sind. Hierunter rechnet er den Verlust der Zeit. „Nichts Gutes thun," sagt er, „heißt Böses thun. Ihr nun, Ihr stolzen Weltweisen, die Ihr uns die Geheimnisse des Himmels verrathen und die Wunder der Natur aufgedeckt habt, antwortet; wann Ihr uns Alles das nicht gelehrt hättet, würden wir weniger zahlreich, weniger wohlregieret, weniger furchtbar, weniger blühend oder mehr verderbt sein? Doch, was ist der Verlust der Zeit gegen andre Uebel, welche den Künsten und Wissenschaften folgen? Das größte ist die Verschwendung. Man behauptet, in dieser bestehe die Blüthe des Staats. Ein Paradoxon, welches sich nur zu unsern Zeiten hat können denken lassen. So sind gute Sitten zur Dauer eines Staats nicht nöthig? Ist es besser,

daß ein Reich glänzend und augenblicklich oder daß es tugendhaft und beständig ist? Mit Gelde kann man Alles haben, nur Sitten und Bürger nicht. Ein neues Uebel, welches die Verschwendung nach sich zieht, ist die Verderbung des Geschmacks.... Sage uns, berühmter Arouet,[1]) wie viel männliche und starke Schönheiten hast Du unsrer falschen Zärtlichkeit aufopfern müssen; und wie viel Großes hat ihm der buhlende Geist zu gefallen, welcher an Kleinigkeiten so fruchtbar ist, gekostet? ... Doch verderblichern Uebeln weichen kleinere Schaden. Indessen da sich die Bequemlichkeiten des Lebens vermehren, die Künste steigen und die Verschwendung überhand nimmt, wird der wahre Muth entkräftet, und die kriegerischen Tugenden verschwinden. Die Geschichte bestärkt es durchgängig. Die Erhebung des Hauses Medicis und die Wiederherstellung der Künste verlöschte von Neuem, und vielleicht auf ewig, den kriegerischen Ruhm, welchen Italien vor einigen Jahrhunderten wieder erhalten zu haben schien .. Nicht allein den martialischen, sondern auch den sittlichen Vollkommenheiten sind die Wissenschaften nachtheilig. Man sieht überall unermeßliche Stiftungen, wo die Jugend Alles mit großen Unkosten lernt, nur ihre Pflicht nicht .. Unsre Gärten sind mit Bildsäulen und unsre Galerien mit Bildern ausgeziert. Und was stellen sie vor? Die Vertheidiger des Vaterlands? oder die noch erhabenern Männer, die es durch ihre Tugenden bereichert haben? Abbildungen aller Ausschweifungen des Herzens und der Vernunft sind es, so wie man sie sorgfältig aus der alten Fabellehre gezogen hat; ohne Zweifel, damit den Kindern noch eher, als sie lesen können, Muster von sträflichen Handlungen vor Augen gestellet würden ... Die Geschicklichkeiten werden vorgezogen, und die Tugend wird verachtet. Der schöne Kopf erhält Belohnungen, und der ehrliche Mann bleibt im Dunkeln. Es giebt hundert Preise für schöne Reden, keinen einzigen für schöne Handlungen .... Wir haben Naturforscher, Erdmesser, Chymisten, Sternseher, Dichter, Tonkünstler, Maler; nur Bürger haben wir nicht ... Was enthalten denn die Schriften der bekanntesten Philosophen? Welches sind denn die Lehren dieser Freunde der Weisheit? Wenn man sie hört, sollte man sie für einen Haufen Marktschreier halten, wovon Jeder auf öffentlichen

1) Arouet, der ursprüngliche Name Voltaire's. Letzteren nahm er erst um 1727 etwa im dreiunddreißigsten Lebensjahre an; er ist ein Anagramm aus Arouet l(e) j(eune). — A. d. H.

Platze ruft: „Kommt zu mir! von mir allein werdet Ihr nicht betrogen“... Was für ungeheure Schriften haben unsre Zeiten ausgeheckt! Die Buchdruckerkunst wird sie als unwidersprechliche Beweise unsres Verderbens auf die Nachwelt bringen, und unsre vielleicht gewitzigten Nachkommen werden die Hände gen Himmel strecken und beten: „Allmächtiger Gott! der Du alle Geister in Deiner Hand trägst, befreie uns von den Einsichten und den verderblichen Künsten unsrer Väter und schenke uns wieder Unwissenheit, Unschuld und Armuth, die einzigen Güter, welche unser Glück befördern und vor Dir angenehm sind“.. Was soll man von Denen sagen, welche die Thüren zu dem Heiligthume der Gelehrsamkeit erbrochen und den Pöbel hereingelassen haben? Wie Viele sind durch sie zu den Wissenschaften verführt worden, welche sich auf Künste, die der Gesellschaft heilsamer sind, würden gelegt haben. Nur Diejenigen sollte man dazu lassen, welche was Außerordentliches zu leisten im Stande sind. Diese aber müßte man auf die mächtigste Art ermuntern. Nichts müßte für ihre Hoffnung zu hoch sein. Große Gelegenheiten machen große Geister.... O Tugend!“ schließt er endlich; „erhabne Wissenschaft einfältiger Seelen, so viel Mühe, so viel Anstalten sind nöthig, Dich zu kennen? Sind Deine Lehren nicht in unser Herz gegraben? Ist es nicht genug, daß man in sich selbst geht, wenn man Deine Gesetze lernen will, und daß man die Stimme seines Gewissens höret, wann die Leidenschaften schweigen? Dieses ist die wahre Weltweisheit; daran wollen wir uns begnügen lernen. Ohne die berühmten Leute, welche sich in der gelehrten Welt unsterblich machen, zu beneiden, wollen wir uns bestreben, zwischen ihnen und uns den rühmlichen Unterscheid zu machen, welchen man ehedem zwischen zwei großen Völkern bemerkte: das eine wußte wohl zu reden, das andre wohl zu handeln.“

Mit solchen Waffen bestürmet Rousseau die Wissenschaften und Künste. Ich weiß nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligte Vorurtheile das Wort redet, auch sogar alsdann, wann er zu weit geht. Wir könnten Verschiednes einwenden. Wir könnten sagen, daß die Aufnahme der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwo Sachen sind, welche einander begleiten, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu sein. Alles hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächst, bis er diesen erreicht hat; und so lange er wächst, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so

stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben, sondern weil nichts auf der Welt eines immerwährenden Wachsthums fähig ist, und weil er eben nunmehr den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größern Geschwindigkeit wieder abnehmen soll, als er gestiegen war. Alle große Gebäude verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Zierrathen oder ohne Kunst und Zierrathen gebauet sein. Es ist wahr, das witzige Athen ist hin; aber hat das tugendhafte Sparta viel länger geblühet? .. Ferner könnten wir sagen: wann die kriegerischen Eigenschaften durch die Gemeinmachung der Wissenschaften verschwinden, so ist es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben. Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns unter einander umbringen sollen? Und wenn ja den strengen Sitten die Künste und Wissenschaften nachtheilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch Diejenigen, welche sie mißbrauchen. Ist die Malerei deswegen zu verwerfen, weil sie der und jener Meister zu verführerischen Gegenständen braucht? Ist die Dichtkunst deswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuschheiten entheiligen? Beide können der Tugend dienen. Die Künste sind das, zu was wir sie machen wollen. Es liegt nur an uns, wenn sie uns schädlich sind.

Wie glücklich wäre übrigens Frankreich, wenn es viele dergleichen Prediger hätte! Welcher Damm wird die Laster, die bei ihnen zu Artigkeiten werden, aufhalten? Welches sind die Meisterstücke, die uns ihr berüchtigter Witz liefert? Sie sind zu zählen. Die Schriften aber, welche die Religion untergraben und unter lockenden Bildern die schimpflichste Wollust in das Herz flößen, sind bei ihnen unzählbar. Eine philosophirende Therese wird die Predigerin der Unzucht, und ein unseliger Grabstichel hilft der Einbildungskraft Derjenigen nach, welche ohne seine Schilderungen das Aergerniß nur halb treffen würde. Man sagt, daß der Marquis d'A**[1]) Verfasser dieses ebenso unwitzig als ekel geschriebnen Buchs sei. Wir zweifeln aber.

---

1) Marquis d'Argens, geb. 1704 zu Aix. Langjähriger Freund Friedrich's des Großen (1744 zum Kammerherrn und Director der Abtheilung für schöne Wissenschaften und Künste bei der Berliner Akademie ernannt), verlor er einen Theil seiner Gunst, als er sich ohne Vorwissen desselben mit der Schauspielerin Cochois vermählte. 1771 starb er in der Nähe von Toulon. Seine vielseitigen, ebenso witzigen als freimüthigen Schriften, darunter die oben erwähnten Lettres juives (erschienen 1736), trugen in Deutschland viel zur Verbreitung der französischen Philosophie bei. — A. d. H.

Der Urheber der Jüdischen Briefe hat sich zwar oft genug als einen Feind der Religion erklärt, niemals aber als einen Feind der Tugend. Therese verräth allzu sehr die Schule eines unsinnigen Demetrius. Was ist sie anders als ein Frauenzimmer, welches seine Grundsätze des glücklichen Lebens in Ausübung bringt? Was hat der Verfasser mehr gebraucht, sie zu schreiben, als eine Stirne, welche zur Scham zu eisern ist? Der einzige Vorzug, mit dem er in allen seinen Schriften stolz thut. Bei dieser Gelegenheit können wir den Lesern sagen, daß sich der Marquis d'Argens, nachdem er Berlin verlassen hat, bei dem Fürsten von Monaco aufhält.

Wer kennt alle die übrigen Schriften, wo das Gift unmerklicher, aber desto gefährlicher ist? Wenn man der Wollust ihre größte Würze, das Geheimnißvolle, entzieht, so wird sie weit weniger verführen, als wann ein leichter Witz einen dünnen Nebel über sie bläset, durch welchen man nur das Ganze und nie alle Theile gewahr werden kann. Von dieser Art ist ein kleiner Roman, unter dem Titel:*) Das wahre Vergnügen, oder die Liebe der Venus und des Adonis. Er kömmt aus dem Schooße Frankreichs, ob uns gleich die Aufschrift Staub in die Augen streuet. Es ist eigentlich eine Nachahmung des achten Gesangs des italienischen Gedichts Adonis von dem Marino.[1]) Der Franzose aber hat dem Inhalte Folgen und Verbindungen gegeben, welche man vergebens in dem Originale sucht. Er hat auch einige von seinen eignen Ideen eingeschaltet. Die Vergleichung hat uns gelehrt, daß man, diese zu erkennen, nur die Stellen beobachten darf, wo man am Meisten roth wird. Wir können nicht leugnen, daß Schönheiten darinne verschwendet sind, welchen wir einen würdigern Gegenstand wünschen wollten. Die Leichtigkeit, die alte Fabellehre glücklich anzuwenden und ihren Erdichtungen einige neue beizufügen, welche mit den bekannten vollkommen übereinstimmen; die Kunst, zu verhüllen und der Neugierde nur dann und wann einen Durchblick zu gönnen, verrathen keinen Stümper. Wann wird man anfangen, die Tugend so reizend zu schildern, als man jetzo das Laster malt?

Durch welch Verhängniß geschieht es, daß man fast allen witzigen Köpfen Frankreichs von dieser Seite einen schimpflichen

---

*) Les vrais plaisirs ou les amours de Vénus et d'Adonis; à Amsterdam chez Mortimier Libraire 1750, in Octav auf 78 Seiten.

1) Giambattista Marino, geb. 1569 zu Neapel, starb 1625. Der Adone ist ein episches Gedicht in 20 Gesängen. — A. d. H.

Vorwurf zu machen hat? Welcher von ihnen hat nicht etwas geschrieben, dessen er sich vor Tugendhaften schämen muß? Von dem großen Corneille an bis zu einen Piron[1]) haben Alle ihren Witz beschimpft. Es ist ihnen gleich, ob sie die göttlichen Harmonien eines David's wagen, oder ob sie Sinnschriften verfertigen, die auch an der Bildsäule eines Priapus ekel sein würden. Einer der Bekanntesten von dieser Art Rousseau; ein Mann, der vielleicht unter allen witzigen Köpfen die meisten Verfolgungen wegen des Mißbrauchs seiner Muse erlitten hat.[2]) Wir wollen nicht entscheiden, ob er eben dessen, was man ihm eigentlich zur Last legte, schuld gewesen ist. Das wenigstens, was man von ihm nach seinem Tode gesehen hat, malt uns ihn als einen Mann, welcher durch seine tugendhafte Aufführung im reifern Alter und durch seine großmüthige Ertragung des Unglücks die Ausschweifungen seiner Jugend auf die rühmlichste Art ausgelöscht hat. Wir haben im vorigen Jahre seine Briefe erhalten, welche voller lesenswürdigen Anekdoten sind. In diesem aber hat man uns eine Sammlung von noch ungedruckten kleinen Stücken, die theils ihn zum Verfasser haben, theils von Andern verfertigt, von ihm aber für werth erkannt worden sind, nebst seinen Werken aufbehalten zu werden, geliefert. Der Titel dieser Sammlung ist: Schreibetafel J. B. Rousseau's in zwei Theilen.*) Der Dichter selbst schenkte sie einige Zeit vor seinem Tode an den Hrn. L. D., welcher sie nunmehr, die Ausgabe seiner Werke von 1734 vollständig zu machen, der Welt mit-

---

*) Portefeuille de J. B. Rousseau en II Tomes; à Amsterdam chez Marc Michel Rey, 1751 in 12, der erste Theil von 405 Seiten, der zweite von 252.

1) Alexis Piron, geb. 1689 zu Dijon, starb 1773; hervorragend im Lustspiel, im Epigramm und der poetischen Erzählung, in letzteren beiden nicht selten die Sitte verletzend. Besonders anstößig sind Poésies diverses d'A. P., Neufchatel 1775. Vgl. über ihn das Neueste vom Mai. — A. d. H.

2) Der besonders als Odendichter zu seiner Zeit hochberühmte Jean Baptiste Rousseau, geb. 1670, wurde 1712 wegen einiger sehr boshaften Couplets gegen ausgezeichnete Gelehrte durch das Parlament von Paris verbannt und mußte wenige Jahre darauf auch Wien, wo er an dem Prinzen Eugen einen Beschützer gefunden hatte, verlassen, weil er wiederum die Geliebte des Fürsten in satirischen Versen verhöhnte. In Brüssel, wohin er sich nun begab, lebte er anfangs mit Voltaire in vertrauter Freundschaft, die aber bald, vielleicht in Folge von Rousseau's Neid auf des Freundes Dichterruhm, in bitteren Haß und andauernde literarische Befehdung umschlug (s. S. 44). Nach einem wechselvollen Leben starb er in Armuth zu Brüssel 1741. Seine Epigramme sind scharf und witzig, aber lasciv. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke erschien zu Paris 1743 (die Angabe Lessing's 1734 scheint auf einem Irrthum zu beruhen). — A. d. H.

theilet. Sie enthält Oden, Briefe, Cantaten, Allegorien, Erzählungen, zwei theatralische Stücke und eine Menge Sinngedichte. Man weiß, was Rousseau für ein Meister in diesen letztern war. Er wußte das Beißende mit dem Scherze so zu verbinden, daß in keinem der Einfall ohne Satire, oder die Satire ohne Einfall ist. Wir haben eines zu übersetzen gewagt. Hier ist es: [1])

Als Zeus Europen lieb gewann,
Nahm er, die Schöne zu besiegen,
Verschiedene Gestalten an,
Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen.
Als Gott zuerst erschien er ihr,
Dann als ein Mann, und endlich als ein Thier.
Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen:
Stolz fliehet sie vor seinen Küssen.
Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton:
Verachtung war der Liebe Lohn.
Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu Deinen Ehren! —
Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Die zwei theatralischen Stücke heißen*) Der Hypochondrist, oder die Frau, welche nicht redet, und Der**) Argwöhnische. Beide sind in Versen. Das erste bestehet aus fünf Aufzügen, und der Stoff ist aus dem Englischen genommen; das letztre nur aus neun Auftritten, und ist nichts als ein kleiner Entwurf eines vollständigen Stücks, welcher aber werth ist, daß ihn eine Meisterhand auszuführen wagte. Die übrigen Aufsätze sind fast alle voller Galle wider seine Feinde. Die Nachwelt wird erstaunen, daß Männer sich so tödtlich haben hassen können, wovon ihre Hochachtung der Eine sowohl als der Andre verdient. Ueber ihre kleinen Zänkereien hinwegsehend, wird sie einen Voltaire ebensowohl als einen Rousseau in die Reihe der Dichter setzen, welche die Ehre dieses Jahrhunderts gewesen sind.

Wird sie es mit den witzigen Köpfen Deutschlands auch so halten? Wird sie einen Gottsched und einen Bodmer, einen Scheib[2]) und einen Klopstock in eine Classe bringen? Gewiß nicht. Wann es einmal heißen wird: des verstorbnen Hrn. von Scheib längst

*) L'Hypocondre ou la femme qui ne parle point.

**) La Dupe de soi-même, ou le défiant confondu.

1) Th. I. S. 123. — A. d. H.

2) Fr. Chr. von Scheyb, geb. 1704 bei Kostnitz, starb als Secretär der niederösterreichischen Landschaft zu Wien 1777. Er ist einer der frühesten Anhänger Gottsched's in Wien, zugleich bemüht, daselbst nachhaltiges Interesse für die deutsche Literatur zu begründen. Seine Theresiade erschien Wien 1746. — A. d. H.

verstorbene Theresiade, so wird man den **Messias** immer noch ein ewiges Gedichte nennen. Man wartet mit Verlangen auf den Rest, zu welchem man die instehende Messe Hoffnung gemacht hat. Das Präservativ, welches der Hr. Prof. Gottsched in seinen Gedichten[1]) gütigst dargegen hat mittheilen wollen, wird hoffentlich nur bei seinen Schülern anschlagen. Wie erfreut würden wir sein, wenn er einmal die undankbare Dichtkunst verlassen wollte und der Welt keine Gelegenheit zu geben suchte, ihn auf seiner schwächsten Seite zu betrachten, da er sich auf so vielen andern zeigen kann, welche ihm alle Hochachtung erwerben. Hätte der Hr. Professor, anstatt den **Messias** zu tadeln, diejenigen steifen Witzlinge angefallen, welche sich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabnen Dichtungsart lächerlich machen,[2]) so würden wir ihm mit Vergnügen beigetreten sein. Es giebt nur allzu Viele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Silbenmaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten zu den großen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich, anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen, anstatt rührend romanenhaft zu schreiben.[3]) Kann was lächerlicher sein, als wann hier Einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen spricht, und dort ein Andrer in einem Heldengedichte von artigen Mädchens, deren Beschreibung kaum dem niedrigern Schäfergedichte gerecht wäre? Gleichwohl finden diese Herrn ihre Bewunderer; und sie haben, große Dichter zu heißen, nichts nöthig, als

1) Mit diesen hatte Lessing den Professor kurz vorher, am 27. März, in einer Recension der Vossischen Zeitung arg verhöhnt. Die Anzeige beginnt mit den Worten: „Allen nach Standesgebühr höchst- und hochzuehrenden Liebhabern, Gönnern und Beförderern einer ächten deutschen Poeterei kündigen und preisen wir folgendes Werk an: „Herrn Johann Christoph Gottsched's [folgt der sehr langathmige Titel des Buches] Gedichte". Das Aeußerliche dieser Gedichte ist so vortrefflich, daß sie, wie wir hoffen, den Buchläden große Ehre machen werden und, wie wir wünschen, lange Zeit machen mögen." Sie schließt: „Diese Gedichte kosten in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Thlr. 4 Gr. Mit 2 Thlr. bezahlt man das Lächerliche, und mit 4 Gr. ohngefähr das Nützliche." — A. d. H.

2) Lessing zielt besonders auf die der Messiade nachgedichteten völlig werthlosen Patriarchaden **Bodmer's**, wie **Noah**, **Jakob und Joseph**. Letztere wird im Maistück verspottet. Von der oben mit Recht so scharf mitgenommenen Form derselben sagt er im 39. Literaturbriefe geradezu: „Sind schweizerische Hexameter nicht auch Prosa?" Vgl. die trefflichen Spottverse **Kästner's**: **Gesammelte Werke**, 1841, I. S. 18. 19. — A. d. H.

3) Vgl. Einleitung, S. 25. — A. d. H.

mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in Allem, was schön ist, anzugeben unterfangen, [1]) in Verbindung zu stehen. Sie bringen übrigens durch die ausschweifenden Lobeserhebungen, welche sie dem Messias auf eine Weise ertheilen, die genugsam zu verstehen giebt, daß sie nicht einmal die wahren Schönheiten an demselben empfinden, Denjenigen, welche dieses große Gedicht noch nicht hinlänglich kennen, eine Art eines widrigen Vorurtheils dagegen bei. Folgende Sinnschrift mag es beweisen, die wir vor einiger Zeit von guter Hand erhalten haben: [2])

Ihn singen so viel mäßge Dichter,
Ihn preisen so viel dunkle Richter,
Ihn ahmt so mancher Stümper nach,
Ihm nicht zum Ruhm und sich zur Schmach.
Freund, Dir die Wahrheit zu gestehen,
Ich bin zu dumm, es einzusehen,
Wie sich für wahr Verdienst ein solcher Beifall schicket;
Doch so viel seh' ich ein:
Das Singen, das den Frosch im tiefen Sumpf entzücket,
Das Singen muß ein Quaken sein.

Die Wenigsten von ihnen verstehen das Erhabne und halten also Alles, was sie nicht verstehen, für erhaben. Was ihnen einmal außer dem Gesicht ist, ist für sie gleich hoch. Solche Richter müssen auch Diejenigen suchen, welche ihre erbärmlichen Versuche dem Messias an die Seite gesetzt wissen möchten. Wären sie nicht der Fabel entwachsen, so würden wir ihnen folgende erzählen: [3])

Zur Feldmaus sprach ein Spatz: „Sieh dort den Adler sitzen!
Sieh, weil Du ihn noch siehst! er wiegt den Körper schon;
Bereit zum kühnen Flug, bekannt mit Sonn' und Blitzen,
Zielt er nach Jovis Thron.

---

1) Unter den anmaßenden „witzigen Geistern" haben wir wiederum besonders den Professor Meier zu verstehen. S. Einleitung S. 22 u. 27 und Anm. zu S. 33. Gegen Bodmer und Meier polemisirt er auch in seinem Gedichte Ueber den jetzigen Geschmack in der Poesie (Werke, I. S. 168), dem auch die unten folgenden Zeilen „Ein Wahn hat sie berauschet" u. s. w. entnommen sind:

„Vom kalten Schau'r [über das Verwerfungsurtheil seiner eignen Verse durch einen Klopstockianer] erlosch in mir das heil'ge Feuer,
Das stille Dichter lehrt auch sonder einem M** [Meier].
Voll Ekel sah ich mich, und sahe mich veracht,
Von Enkeln nicht gekannt, die B** [Bodmer] schwärmrisch macht."

Noch schärfer in dem Gedichte An den Herrn Marpurg (Werke, I. S. 175). S. Einleitung Seite 27. — A. d. H.

2) Das Epigramm ist von L. selbst, s. I. S. 137. Vgl. Einl. S. 17. — A. d. H.

3) Th. I. S. 229 (nach der Ausg. v. 1771). — A. d. H.

Doch wette, — seh' ich schon nicht adlermäßig aus —
Ich flieg' so hoch als er." — „So, Prahler?" rief die Maus.
Indeß flog Jener auf, stolz auf geprüfte Schwingen,
Und Dieser wagt's, ihm nachzudringen.
Doch kaum, daß ihr ungleicher Flug
Sie Beide bis zur Höh' gemeiner Häuser trug,
Als Beide sich dem Blick der blöden Maus entzogen,
Und Beide, wie sie schloß, gleich unermeßlich flogen.

Der Reim ist es, gegen welchen diese Herren am Unerbittlichsten sind. [1]) Sie wollen sich vielleicht rächen, daß er ihnen niemals hat zu Willen sein wollen. Ein kindisches Geklimper nennen sie ihn mit einer verächtlichen Miene. Gleich als ob der kützelnde wiederkommende Schall das Einzige wäre, warum man ihn beibehalten solle. Rechnen sie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überstiegnen Schwierigkeit entsteht, für nichts? Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreißen zu lassen, sondern ihm als ein geschickter Spieler den unglücklichen Würfen durch geschickte Wendungen eine so nothwendige Stelle anzuweisen, daß man glauben muß, ohnmöglich könne ein ander Wort anstatt seiner stehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieser Anwendung, so verräth man nichts als seine Schwäche in der Sprache und die Armuth an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, Uz, Oesen [2]) zeigen

---

1) Der Kampf um den Reim wurde von den Schweizern und Gottschedianern, wenn auch Gottsched selbst reimlose Verse zuließ, mit lächerlicher Erbitterung geführt. Vgl. die Einleitung S. 21. „Mit mindrer Gefahr," sagt Lessing in den kritischen Briefen (s. Brief 14), „kann ein heimlicher Anhänger des Prätendenten mitten in London seine wahren Gesinnungen gegen das jetzt regierende Haus verrathen", als ein Schriftsteller sein offenherziges Bekenntniß von dem Reime. Er selbst hat es wiederholt abgegeben, so in der Recension der Vossischen Zeitung vom 17. August 1751, wieder aufgenommen in den eben citirten Brief. Eine noch heut lesenswerthe Vertheidigung der Reime hatte von Lessing's Freunden Kästner schon im Jahre 1742 geschrieben. (S. dessen Gesammelte Werke, Berlin 1841, II. S. 87.) Sie beginnt:

„Bis hieher hab' ich noch, nach deutscher Dichter Sitten,
Den Rest der Barbarei, den tollen Reim geduldet.
Zwar weiß ich es noch nicht, ob je sein Schellenklang
Mir Feuer und Vernunft in strenge Fesseln schloß,
Und ob ich was gedacht, das ich für schön erkannte,
Und das sein Eigensinn nur aus dem Liede jagte."

Kästner vermeidet hier absichtlich in der zweiten, vierten, sechsten Zeile die natürlich sich darbietenden Reimwörter gelitten, zwang, bannte. — A. d. H.

2) Ein mir unbekannter Name, den Lessing im 14. kritischen Briefe, zu dem er den Schluß dieses Stückes umarbeitete, wegließ. — A. d. H.

gnugsam, wie man über den Reim herrschen und ihm das vollkommne Ansehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit ist mehr sein Lob als ein Grund, ihn abzuschaffen. Und die von unsern neuern Dichtern, welche ihn verachten, was für Freiheit haben sie einem ungebundenen Geiste verschafft, wenn sie anstatt eines schweren Reimes eine noch weit schwerere Harmonie einführen wollen?

Ein Wahn hat sie berauschet,
Der nicht die Fesseln flieht, die Fesseln nur vertauschet,
Die Ketten von dem Fuß sich an die Hände legt,
Und glaubt, er trägt sie nicht, weil sie der Fuß nicht trägt. 1)

Man nennt die Verse seichter Dichter, welche reimen, gereimte Prose; wie aber soll man das Gewäsche gleich seichter Dichter nennen, welche nicht reimen? Wird man nicht sagen müssen:

Ein schlechter Dichter Spahr? Ein schlechter Dichter? Nein.
Denn der muß wenigstens ein guter Reimer sein. 2)

Daß aber ein Heldendichter und ein dramatischer Poet die Reime wegläßt, ist sehr billig; denn da verursacht der Uebelklang eines fast immer gleichen Abschnitts einen größern Verdruß, als das Vergnügen sein kann, welches jene schön überwundenen Hindernisse erwecken. 3)

---

1) S. Th. I. S. 167: Aus einem Gedichte über den jetzigen Geschmack in der Poesie. — A. d. H.

2) S. Th. I. S. 139 unter der Ueberschrift: Auf den Bav. — A. d. H.

3) In späterer Zeit schließt Lessing die Reime nicht so unbedingt vom Drama aus. S. Hamburg. Dramat., Stück 19 (Werke, VII. S. 139): „Und sonach wünschte ich unserm prosaischen Uebersetzer recht viele Nachfolger, ob ich gleich der Meinung des Houdar de la Motte gar nicht bin, daß das Silbenmaaß [nach dem Zusammenhange sind darunter gereimte Verse zu verstehen] überhaupt ein kindischer Zwang sei, dem sich der dramatische Dichter am Wenigsten Ursache habe zu unterwerfen." Vgl. übrigens St. 13 (VII. 113). Empfohlen hatte die Prosa für die gesammte dramatische Poesie schon 1743 Lessing's Freund, der „Gottschedianer" Mylius, in seinem Schreiben: Von den Reimen und dem Silbenmaaße in Schauspielen, wieder abgedruckt in seinen von Lessing herausgegebenen Vermischten Schriften, Berlin 1754, S. 304 für die Lustspiele hatte die Prosa allgemein in der Gottschedischen Schule Eingang gefunden. — A. d. H.

Monat Mai 1751.

Wann ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigene Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringet, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einzustehlen hoffen.[1]) Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumte, in ein spöttisches Gelächter.

Endlich hat die Welt den ersten Band des Messias erhalten, worinne zu den drei bekannten Gesängen der vierte und fünfte gekommen sind. Er ist dem Könige von Dänemark in einer Ode zugeschrieben. Es versteht sich, wenn der Verfasser des Messias eine Ode macht, so wird es in der That eine Ode sein.[2]) Sie erhebt den König, welcher ein Menschenfreund ist. . . „Ihn ersahe Gott mit einweihendem Blicke, als er geboren ward, zum Vater des Vaterlandes . . Umsonst winkt ihm der schimmernde Ruhm in das eiserne Feld, wo die Unsterblichkeit viel zu theuer durchs Blut blühender Jünglinge, durch die nächtlichen Thränen der Mutter und Braut erkauft wird . . Für ihn war der Eroberer zu klein, sobald er zu fühlen begann. Nie weint er bei dessen Bilde, Seinesgleichen zu sein . . Nach dem Ruhme nur weint er, geliebt zu sein vom glückseligen Volke, Gott nachzuahmen, der Schöpfer des Glücks vieler Tausend zu werden . . Er ist ein Christ! . . Er belohnt redliche Thaten, und belohnt

1) Vgl. S. 45, desgl. aus dem Gedicht An den Herrn Marpurg (Werke, I. S. 176): „Ein Adler hebet sich von selbst der Sonne zu" u. s. w. — A. d. H.

2) Weniger günstig als hier urtheilt Lessing über Klopstock als Lyriker in der Recension der Vossischen Zeitung vom 7. Dec. 1751, sowie im 51. und 111. Literaturbriefe. — A. d. H.

sich zuerst . . Lächelnd schaut er alsdann auf die Muse, welche das Herz tugendhafter und edler macht. . . Er winkt dem stummen Verdienst, das in der Ferne steht." . . . . Seht da die zerstreuten Glieder des Dichters! Jeder Satz ist eine Schilderung, und jedes Wort ein Bild. Betrachtet sie stückweise. Eine Schönheit wird die andre hervorbringen, und jede bleibt groß genug, unzählige anfangs unbemerkte in sich zu enthalten, wann Ihr mit der Zergliederung fortfahret. So wird unter dem Schnitte des neugierigen Naturforschers jeder Theil des Polypus ein neuer, und erwartet nur die wiederholte Trennung, auch aus seinen Theilen vollständige Ganze dem verwundernden Auge darzustellen. . . Die Versart, welche der Dichter gewählt hat, ist eine Horazische, voller majestätischen Wohlklangs, und ungemein geschickt, die Gedanken so rund zu machen als möglich. Die drei ersten Zeilen sind Asklepiadeisch und die vierte ist Glykonisch. Ueberall ist der Werth der Silben und der Abschnitt genau beobachtet worden, welches man um so viel mehr bewundern muß, je ungewohnter bisher die deutsche Sprache der römischen Fesseln gewesen ist. Diese Genauigkeit scheint unumgänglich, wenn ein bardisches Ohr die kunstreiche Harmonie eines Flaccus fühlen soll. Wir wollen die erste Strophe bezeichnet hersetzen, in Hoffnung, daß wir einigen Lesern damit einen Gefallen erweisen.

— — — ⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑

Welchen | König der Gott | über die Kö | nige
Mit ein | weihenden Blick | als er gebo | ren ward,
Vom O | lympus her sah, | der wird ein Men | schenfreund

— — — ⏑ ⏑ — ⏑ —

Und des | Vaterlands Va | ter sein.

Sogar in dem Vorberichte zu der Ode herrscht eine gewisse ungezwungne Hoheit, welche an der Spitze eines Gedichts, wie der Messias ist, sehr wohl läßt. „Der König der Dänen," heißt es, „hat dem Verfasser des Messias, der ein Deutscher ist, diejenige Muße gegeben, die ihm zu Vollendung seines Gedichts nöthig war." . . Ein vortreffliches Zeugniß für unsre Zeiten, welches gewiß auf die Nachwelt kommen wird. Wir wissen nicht, ob alle Leute so viel Satire darinne sehen als wir. Wir wollen uns also aller Auslegung enthalten. Vielleicht daß wir mehr sehen, als wir sehen sollten. . . Nur eine kleine Anmerkung von der nördlichen Verpflanzung der witzigen Köpfe. . . Doch auch diese wollen wir unterdrücken.

Der vierte Gesang enthält die Berathschlagung des jüdischen

Synedriums, die Verrätherei des Judas, das letzte Abendmahl der Jünger mit Jesu, seinen Gang nach dem Oelberge . . Kaiphas hatte einen Traum vom Satan gehabt; voller Angst lag er auf dem Lager und warf sich ungestüm und voll Gedanken herum.

„Wie tief in der Feldschlacht
Sterbend ein Gottesleugner sich wälzt; der kommende Sieger,
Und das bäumende Roß, der rauschenden Panzer Getöse,
Und das Geschrei, und der Tödtenden Wuth, und der donnernde Himmel
Stürmt über ihm; er liegt und sinkt mit gespaltenem Haupte
Dumm und gedankenlos unter die Todten und glaubt zu vergehen.
Drauf erhebt er sich wieder, und ist noch, und denkt noch, und fluchet,
Daß er noch ist, und spritzt mit bleichen sterbenden Händen
Blut gen Himmel; Gott flucht er, und wollte ihn gerne noch leugnen.
Also betäubt sprang Kaiphas auf und ließ die Versammlung
Aller Priester und Aeltsten im Volke schnell zu sich berufen.“ ꝛc.

Wie vortrefflich ist dieses Gleichniß ausgemalt! Es ist eines von denen, welches der Dichter mehr als einmal braucht und immer auf einer neuen Seite schildert; so wie Virgil den Löwen . . Es würde eine Beleidigung gegen unsern Leser sein, wenn wir mehr Stellen ausziehen wollten. Wir würden zu glauben scheinen, ein Mensch von Geschmack könne sich mit abgerissnen Stücken begnügen.

Der fünfte Gesang enthält die Leiden Jesu auf dem Oelberge. Die Wahrheit zu gestehen, diese war eine von den Stellen, wo wir den Dichter erwarteten. Er hat unsre Hoffnung, er hat sich selbst übertroffen. Einen einzigen Ort wollen wir bemerken, wo er einen Kunstgriff anwendet, den man bei dem Virgil für eine Unvollkommenheit ansieht . . Gott war auf Tabor herabgestiegen, mit dem Messias ins Gerichte zu gehen, und die Sünden alle hatten sich vor ihm versammelt.

„Aber Gott dachte sich selbst, die Geisterwelt, die ihm getreu blieb,
Und den Sünder, das Menschengeschlecht. Da ergrimmt er, und stand jetzt
Hoch auf Tabor und hielt den erzitternden Erdkreis,
Daß er nicht vor ihm verging.“

Hier bricht er den Vers ab; und dieser Ruhepunkt läßt dem Leser Zeit, sich von der Last dieses schwangern Gedankens, den der Dichter selbst nicht bis an das Ende der Zeile fortzuwälzen gewagt

hat, zu erholen. Wann alle die halben Verse bei dem Virgil, welche seine Ausleger Stützen (tibicines) nennen, von gleicher Beschaffenheit wären, wie es einige in der That sind, so würden die Kunstrichter sehr auszulachen sein, die sich die Mühe gegeben haben, sie auf Gerathewohl zu erfüllen.

Unser Dichter hat sich nunmehr seinem erhabnen Belohner genähert. Er befindet sich in Kopenhagen, und ohne Zweifel in derjenigen glücklichen Ruhe, woran die Aufmerksamkeit der Welt Theil nimmt, und welche allezeit die Mutter der ewigsten Werke gewesen ist. Ein belohnter Dichter ist zu unsern Zeiten keine geringe Seltenheit. Diese Seltenheit aber wird noch weit größer, wenn der Dichter ein Deutscher ist, und wenn seine Gesänge nichts als Religion und Tugend athmen. . . Könnte man dieses Letztre von dem französischen Poeten Piron[1]) sagen, so würde vielleicht sein Wohlthäter eine Ursache weniger gehabt haben, sich ihm und der Welt nicht zu entdecken. Diese Begebenheit verdient, daß wir sie unsern Lesern mittheilen. Hier ist der Brief, welchen er an den Verfasser des französischen Mercur's geschrieben hat, der sie am Besten erzählen wird.

„Mein Herr,

„Ich zweifle nicht, daß Sie nicht an den gehäuften Unglücksfällen, welche mich seit einem Jahre betroffen haben, Antheil werden genommen haben, wann anders die Nachricht davon bis zu Sie gekommen ist. Ich habe Ihrer Empfindlichkeit die Erzählung derselben ersparen wollen; einen Zufall aber, welcher mir jetzo den Augenblick widerfahren ist, kann ich Ihnen unmöglich verschweigen. Er ist weit sonderbarer, als alle meine Unglücksfälle gewesen sind, und ist so beschaffen, daß ich Zeit meines Lebens daran denken werde. Das Außerordentlichste dabei ist, daß ich nicht weiß, an wen ich mich deswegen halten soll, noch wodurch und wie ich mir ihn zugezogen habe. Hören Sie nur! Ich erhielt vor Kurzem einen Brief ohne Namen, in welchem man mich bat, mich den und den Tag, zu der und der Stunde, in der und der Straße, bei einem gewissen Herrn *** (welchen ich nicht im Geringsten die Ehre hatte zu kennen) einzufinden, welcher mir sagen würde, was man von mir verlange.

„Ich begab mich den bestimmten Tag richtig dahin, doch nicht ohne eine kleine Bewegung, welche bei annahender Entwicklung

1) S. Anmerkung 1 zu S. 43. — A. d. H.

solcher geheimnißvollen Anweisungen ganz natürlich ist. Hier kömmt endlich ein gewiß recht rührender Theaterzufall, der aber etwas weniger abgedroschen ist als die, welche wir auf der Bühne zu sehen bekommen.

„Dieser Herr *** war ein Notar, ein sehr wackrer und höflicher Mann, welcher mir, sobald er mich sahe, die Feder darreichte, einen Contract auf 600 Livres Leibrenten, welche zu meinem Gebrauch ausgesetzt waren, ohne daß ich einen Heller zu dem Capitale gegeben hatte, zu unterzeichnen. Er gab mir zugleich eine Rolle, worinne 25 Louisd'or auf das erste Jahr waren. Sie können leicht begreifen, in was für eine Fluth von Fragen mein Erstaunen und meine Dankbarkeit ausbrechen mußte. Doch umsonst, ich bekam keine Antwort. Der Notar verrichtete, was ihm aufgetragen war, und die Verschwiegenheit war eine von seinen Vorschriften. Seine Rolle war aus, meine fängt nunmehr an, und diese ist, den edeln Urheber des Stücks zu entdecken oder mit Verdruß zu sterben.

„Es ist kein Stoff, den man von der Kanzel ablesen könnte, ob er es gleich, wie mir es scheint, sein sollte. Denn ist denn die Kanzel nur dazu, daß sie strafbare Handlungen bekannt machen soll? Würde dieser Zufall nicht ebenso gut erbauen als jede andre Abdankung? Ich frage Sie darum, mein Herr. Weil es aber doch der Gebrauch nicht ist, so erzeigen Sie mir wenigstens den Gefallen und unterstützen meine Begierde, Denjenigen kennen zu lernen, an welchen ich mich mit meinen schuldigen Danksagungen zu wenden habe. Zeigen Sie diesen Brief einer gewissen Person von Ihren Bekannten, welche Ihnen wohlwill, welche überall in der Welt bekannt ist, welche Alles wissen will, und in der That auch Alles weiß, welche Alles sagt, was sie weiß, und zuweilen noch mehr. Sie wird plaudern, sie wird plaudern lassen, und dadurch wird vielleicht Jemand hinter das Geheimniß kommen. Diese Person ist das Publicum. Ich bin mit aller Hochachtung, mein Herr ꝛc.

Piron."

Auf diesen Brief folgt eine kleine Sinnschrift, wovon dieses der Einfall ist. „Wann Derjenige, welcher gerne Gutes thut, ein Bild Gottes auf Erden ist, so ist Der es noch viel mehr, welcher es unsichtbar thut." . . . Wir hoffen, daß Leser von Gefühl hierbei Alles empfinden werden, was eine das Licht fliehende Großmuth und eine Dankbarkeit, welcher man die Hände gebunden hat, empfinden zu lassen fähig ist. Wie schmeichelnd ist diese

uneigennützige Wohlthat, welche dadurch, daß ihr Urheber dem Dichter die Freiheit läßt, sie zuzuschreiben, wem er will, eine Art einer öffentlichen Belohnung wird. Noch schmeichelhafter muß es sein, wenn man die Ueberzeugung damit verbinden kann, diese Belohnung verdient zu haben, sie durch den Eifer verdient zu haben, die verscheuchte Tugend der Welt an der Hand der ihr geweihten Muse zuzuführen, nicht aber durch einen zügellosen Witz, welcher Himmel und Sitten lächerlich macht, sie ersündigt zu haben.

Wann der Verfasser des Messias kein Dichter ist, so ist er doch ein Vertheidiger unserer Religion. Und dieses ist er mehr als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweise.[1]) Oft beweisen diese Herren durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christenthum nur durch Spöttereien bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den bündigsten Schluß kann man durch einen Einfall zwar nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witze, Scharfsinnigkeit der Scharfsinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite, sie in alle dem Glanze vorzustellen, wo sie unsre Ehrfurcht verdienet. Dieses hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimniß weiß er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in der Bewunderung verlieret. Er weiß in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christenthum wahr sein möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei. Unser Urtheil schlägt sich allezeit auf die Seite unsres Wunsches. Wann dieser die Einbildungskraft beschäftigt, so läßt er ihr keine Zeit, auf spitzige Zweifel zu fallen; und alsdann wird den Meisten ein unbestrittner Beweis eben das sein, was einem Weltweisen ein unzubestreitender ist. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wann die Arzenei heilsam ist, so ist es gleich viel, wie man sie dem Kinde beibringt . . Diese einzige Betrachtung sollte den Messias schätzbar machen und Diejenigen behutsamer, welche von der

---

1) Am Bekanntesten unter der außerordentlich zahlreichen apologetischen Literatur jener Zeit ist das bis auf 16 Bände anwachsende Werk des Königsberger Theologen Lilienthal: Die gute Sache der in der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments enthaltenen göttlichen Offenbarung wider die Feinde derselben erwiesen und gerettet. 1750—1780.— A. d. H.

Natur verwahrloset sind oder sich selbst verwahrloset haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfinden. Besonders wann es zum Unglücke Männer sind, die bei einer Art Leute, welche immer noch den größten Theil macht, ein gewisses Ansehen haben.

Wir wollen dem Leser einen kleinen Auszug aus der Vorrede, welche der Hr. D. Triller dem jüngst herausgekommenen fünften Theile seiner Gedichte[1]) vorgesetzt hat, mittheilen. Man darf gewisse Leute nur an dem gehörigen Orte reden lassen, wenn sie ihre eigne Satire reden sollen. „Die Liebhaber einer ungezwungnen, leichten und erbaulichen Dichtkunst sind meine geringen Gedichte noch nicht überdrüssig. . . Ich überreiche diesen fünften Theil mit der fast zuversichtlichen Hoffnung, daß er nicht gänzlich mißfallen wird . . Sie sind nicht alle von gleichem Werthe und Nachdrucke . . Wo sie keine Bewunderung erwecken, so werden sie doch auch keinen Ekel erregen . ." (Horaz sagt, nicht wir,

„Mediocribus esse poetis
Non homines, non dii, non concessere columnae . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

— Animis natum inventumque poema juvandis,
Si paulum a summo decessit, vergit ad imum.")[2])

. . „Wir haben diejenige natürliche, leichte, fließende und, mit einem Worte, menschliche Art zu dichten auch in unserm Alter nicht verlassen wollen, welche wir vormals in der blühenden Jugend wohlbedächtig angenommen haben . . Sie hat ganzer dreißig Jahr bei vielen gelehrten und ungelehrten Lesern Beifall erhalten . . Man wird auch in diesem Theile keine dunklen,

---

1) Daniel Wilhelm Triller, geb. 1695 zu Erfurt, Leibarzt des Königs von Polen in Dresden, 1749 Professor der Medicin zu Wittenberg, starb 1782. Gottsched's erster Streitgenosse im Kampfe gegen die Schweizer. Unter seinen gänzlich werthlosen Poesien sind hier zu nennen: 1) Der sächsische Prinzenraub, Frankfurt a. M. 1743, ein „historisches Gedicht" in Alexandrinern; 2) Die oben erwähnten Poetischen Betrachtungen über verschiedene aus der Natur- und Sittenlehre hergenommene Materien, Hamburg 1725—39. 2. Aufl. 1739—55. 6 Bände; 3) Der Wurmsamen, Heldengedicht, 1. Gesang, Hamburg 1751. Es sollte die Sprache und die metrische Form des Messias und der übrigen biblischen Epopöen verspotten; erwähnt im Decemberstück. — A. d. H.

2) Horat. ars p., 372—375.

„Als Dichter gewöhnlich zu heißen,
Solches erlaubt kein Mensch, kein Gott, noch Bücherverkäufer . . . . .
Denn ein Gedicht, allein zur geistigen Freude geschaffen,
Sinkt, wofern's abweicht vom Hohen, gleich nieder zur Tiefe." (G. S. Falbe.) — A. d. H.

schweren und räthselvollen Ausdrücke von den steilen und unwegsamen Alpen, oder aus der neuen Arche Noah und den duftigen Cedern von Libanon her .. viel minder aber sogenannte nur schöpfrische Erfindungen antreffen .. Es sollte mir leid sein, wenn ich unter die Afterschöpfer gezählt werden könnte .. Die neuen Heldengedichte, davon bisher so ein ungestümes Lärmen, zum Trotz der gesunden Vernunft und Beleidigung des Wohlklangs, allenthalben gehöret worden, sind nur für die rauhen und schwermüthigen Einwohner des Saturnus .. Unsre natürlich denkenden Weltbürger werden sie nicht eher verstehen, als bis sie in reines Deutsch und in eine menschliche Dichtart übersetzt werden[1]) ... Schöpferisch schreiben, schöpferisch dichten, sind strafbare und unchristliche Ausdrücke ... Wir wissen aus der Schrift, Vernunft und Natur, daß nur ein einziger Schöpfer ist .. Die Weltweisen, ja Gottesgelehrte selbst hätten es besser überlegen sollen, ehe sie die Schöpferwürde einem ohnmächtigen Geschöpfe zugeeignet hätten .. Sie schaffen aber lauter Abenteuer, wie aus der Miltonischen Gespenster- und Geisterhecke, aus Dante's Hölle &c. &c. mit Entsetzen zu ersehen ist .. Wenn Diejenigen Schöpfergeister sind, die ein paar Dutzend neue und zum Theil gar fromme und büßende Teufel ersinnen können, wie sie in den bekannten Faustischen und Wagnerischen Lebensbeschreibungen stehen, die Schaaren von Seraphs eigenmächtig erdichten oder eine frostige und finstre Sonne unter der Erde ungeheißen aufgehen lassen, als ob die oberste allgemeine Sonne so eine unnöthige Nebengehilfin brauchte: so müssen alle Trunkene, Träumende und Mondsüchtige auch in die seltne Classe der schöpferischen Geister zu setzen sein ... Die Menge von Gelehrten und Kennern ist unzählig, welche mit dieser ungewöhnlichen Art zu dichten nicht zufrieden sind .. Viele haben nicht einmal einen Gesang oder Ungesang, weil es sich weder reimt noch sonst poetisch klingt, ganz aushören können ... Doch diese schöpferische Heldengedichte werden schon mit der Zeit verschwinden, wenn dieses jetzige fast allgemeine Sinnenfieber wird nachgelassen haben ... Ich wünsche es aus herzlichem Mitleiden ... Ich würde mir die Mühe nicht gegeben haben, mein Urtheil zu sagen, weil an der ganzen Sache wenig gelegen, woferne mir es nicht vornehme Standespersonen anbefohlen

---

1) Vgl. über diese zum Theil gerechtfertigten Ausstellungen Vorbem. S. 25. — A. d. H.

hätten .. Opitz, Flemming, Gryphius, Günther rc. haben von dieser Art zu dichten nichts gewußt .. Wann sie wiederkommen sollten, würden sie sich vermuthlich über diese afrikanischen Wundergeburten entsetzen .. Ich danke dem gütigen Himmel, daß ich von der Dichtkunst nicht leben darf, sondern weit rühmlicher etwas Anderes und Nützlichers gelernt habe, als meine Versorgung mit schöpfrischen Gedichten zu gewinnen oder mit elenden zusammengerafften Zeitungsschreiben und unanständigen Durchhecheln gelehrter und verdienter Männer das Brod zu verdienen. .. Das unhöfliche Schreien gegen meine unschuldigen und zum Mindesten nicht unnützen Gedichte ist ganz vergebens gewesen .. Doch ich habe mit diesen lächerlichen Leuten zu lange gescherzt. Ich empfehle dem billigen Leser meine mittelmäßige Muse und verspreche ihm den sechsten Theil und einen besondern Band geistlicher Gedichte. Ich bin für seine unverdiente Wohlgewogenheit" rc.

Hier fehlt nichts, als daß Herr D. Triller nicht noch, nach Maaßgebung des Orts, wo er jetzo lehrt,[1]) die orthodoxe Versicherung hinzufügt, daß der Messias (denn dieses Gedichte meint er doch, ob er es gleich nicht nennet) voller ketzrischen Irrthümer sei. Und wer weiß, ob nicht ehstens der elende Geschmack den Aberglaube zu Hilfe ruft. Ein Ungeheuer muß das andere vertheidigen helfen. Aber warum ereifert sich der Herr Professor? Die Historie der Schildbürger[2]) wird immer noch gelesen, ob man gleich Clarissen hat.[3]) Laßt uns unserm Vaterlande Glück wünschen, daß seine Dichter nach langen Verirrungen den wahren Weg des Alterthums gefunden haben! Welche mit den Alten am Meisten zu prahlen pflegen, kennen sie am Wenigsten. Es giebt Männer, welche auf allen Seiten den Horaz anführen, und in dem ganzen Werke ist nicht eine Horazische Schönheit.

Wir haben mit einer Anmerkung angefangen, wovon der Leser vielleicht schon die Anwendung gemacht hat. Er mag sie aber gemacht haben, wie er will, so müssen wir doch gestehen,

1) Wittenberg's, des Hauptsitzes der orthodox-protestantischen Theologie. (Vgl. S. 55, erste Anmerkung.) — A. d. H.

2) Bekanntes deutsches Volksbuch des 16. Jahrhunderts, das die Schwänke von der Einfalt gewisser Städte, wie Schöppenstedt, Schilda, Krähwinkel, auf die Stadt Schilda zusammenträgt; es erhielt sich als Lectüre des Volkes bis in die neueste Zeit. — A. d. H.

3) Der 1748 erschienene Familienroman des Engländers Richardson, durch seine Rückkehr zur Wahrheit und Natürlichkeit der Empfindung von außerordentlichem Einfluß auf die englische wie deutsche Literatur. — A. d. H.

daß wir nichts damit suchen, als Diejenigen abzuschrecken, welche ihre Schultern einem Werke unterziehen, dem sie nicht gewachsen sind. Hierher gehört der Verfasser eines Gedichts in drei Gesängen: Jakob und Joseph.[1]) Es ist nichts als eine ausgedehnte Erzählung dessen, was man von der zweiten Reise der Söhne Jakob's nach Aegypten, bis auf den Zug des ganzen Geschlechts dahin, in der Bibel findet. Die Erfindungskraft hat wenig dabei gearbeitet, obgleich die Geschichte einer epischen Fabel weit ähnlicher hätte können gemacht werden. Doch vielleicht ist es wider den Sinn des Verfassers selbst, sein Werk auf dieser Seite betrachten zu lassen, und er ist zufrieden, einen beträchtlichen Platz unter den historischen Poeten zu finden.[2]) Diesen kann man ihm nicht versagen. Hier ist eine Stelle zur Probe. Es sind die Worte des Jakob's, da er seinen Sohn das erste Mal wieder umarmet.

„Und o, sprach der Erzvater, mit Freuden wollt' ich jetzt sterben,
Da ich noch einmal Dein Antlitz gesehn, Dich noch lebend gesehen!
Welche gräßliche Lücke mit eingestürzetem Rande,
Wie der gähnende Schlund des Pardels, mit Zähnen umzäunet,
Brach in mein Leben ein von jenem mühseligen Tag an,
Da Du von Dothan nicht wiederkamst, und die Brüder mir sagten,
Joseph hätt' ein Raubthier zerfleischt, und den streifigten Rock mir
Brachten und fragten: Sieh, Vater, ob's wohl des Joseph's Gewand sei;
Bis zu dem fröhlichen Tag, da Juda die bessere Nachricht,
Kaum geglaubte, nicht glaubliche Nachricht, nach Mamre gebracht hat,
Joseph lebt, und Joseph regiert, auch gab ihm Gott Erben.
Alle die Längen von Jahren, die zwischen die Tage getreten,
Hielt die Trauer mich fest und löschte den männlichen Muth aus.
Wehmuth streut auf das Grau der Haare mir Wolken von Asche.
Aber dies lange Weh ersetzt die vollkommenste Freude,
Diese gesegnete Blicke, wohl werth, sie so zu erkaufen."

Ein gewisser Kunstrichter hat den Rath gegeben, diejenigen Werke mit lateinischen Buchstaben drucken zu lassen, welche ver-

---

1) Der Verfasser ist Bodmer. Vgl. S. 45. — A. d. H.

2) Wohl spöttische Anspielung auf Triller's „historisches Gedicht" Der Prinzenraub. S. Anm. zu S. 55. — A. d. H.

dienten, von den Ausländern gelesen zu werden. Bei dem Jakob und Joseph hätte man die gothischen Buchstaben also immer noch behalten können.

Mit weit andern Augen muß man die zwei ersten Gesänge des Gedichts der Sündfluth[1]) betrachten. Der Verfasser hat nichts Geringes gewagt. Dem Dichter des Noah entgegen zu arbeiten, heißt, wie er selbst sagt, nach einem Ulysses-Bogen greifen, den zu spannen Muth und Sehnen vonnöthen sind. „Doch," fährt er fort, „der Verlust selbst in diesem Kampfe ist geringer als die Ehre des Unternehmens. Es ist schon ein vornehmer Ruhm, der Andere oder der Dritte nach dem Sieger zu sein. Hier sind ansehnliche Gewinnste auch für die Nächsten nach ihm aufgesetzet. Oft ist es sehr schwer, unter Zweien, deren Jeder seine starke Ansprache an den Sieg hat, zu entscheiden." Dieses ist gewiß, und eine Vergleichung dieser zwei wetteifernden Gedichte wird es am Besten lehren. Der Raum nöthiget uns, sie auf das künftige Stück zu versparen. . . Wie stolz wird Deutschland sein können, wenn alle diese Werke so glücklich zu Stande kommen, als sie angefangen sind! Drei Heldendichter zu gleicher Zeit in Deutschland? Zu viel Gutes, zu viel auf einmal!

Wie einsam dagegen sitzt Frankreichs Kalliope! Ein blitzender Witz hat ihr die Larve einer Buhlerin aufgedrückt und ihren majestätischen Purpur mit Flittergolde besetzt. Ihre Trompete ist dem Momus in die Hände gefallen. Will man den Beweis? hier ist er. Das neue Jahr, ein heroisches Narrengedichte.*) Es bestehet aus zehn Gesängen, wovon der längste ohngefähr 80 Zeilen hat. Unter den kleinen Kalendern, welche die Franzosen einander zum Neuenjahre schenken, ist in diesem Jahre einer in Versen gewesen, welcher der Almanach der Liebe heißt. Man kann sich leicht einen Begriff davon machen. Die Gewalt dieses Almanachs über das schöne Geschlecht ist der Stoff

---

*) Le nouvel an, Poëme Heroi-Fou. *Aimés-vous la Muscade? On en a mis partout.* Despréaux à Brochuromanie, l'an du deluge des Almanachs 1751, in 12. 60 Seiten.

1) Die Synd-Flut, ein Gedicht. Erster und zweyter Gesang. Zyrich 1751, vollständig 1755, wird gewöhnlich, so von Goedeke (Grundriß, II. S. 563) und Koberstein (II. S. 1231), ebenfalls Bodmer zugeschrieben. Die aus der Vorrede oben mitgetheilte Stelle, die das Gedicht ausdrücklich als eine Nachahmung des von dem Verfasser bewunderten Epos Noah bezeichnet, widerspricht dem auf das Bestimmteste, denn der Noah ist ein Werk Bodmer's. Lessing's scheinbare Anerkennung ist Ironie, wie aus seinem Juli-Epigramm Auf das Gedicht „Die Sündfluth" hervorgeht. S. Theil I. S. 148. — A. d. H.

dieses Gedichts. Lykoris hat den Lindor bezaubert; er erklärt ihr seine Liebe; Lykoris verwirft sie auf das Grausamste: erster Gesang. Amor erscheint dem Lindor am Ufer der Seine, tröstet ihn und giebt ihm den Almanach der Liebe, mit der Versicherung, daß eine einzige Lection daraus seine Geliebte überzeugen werde, jedes Herz sei ihm Opfer schuldig: zweiter Gesang. Lindor eröffnet das Buch, erschrickt anfangs, da er sieht, daß es ein Kalender ist, fasset aber neuen Muth, da er den eigentlichen Inhalt sieht: dritter Gesang. Es ist Nacht, Lindor schläft, im Traum erscheinen ihm die Liebesgötter und Grazien, welche sich über seinen Almanach erlustigen. Er sieht seine Lykoris im Schlafe sich ihm ergeben, er küßt sie im Schlafe. „Wird man mir glauben," spricht der Dichter, „wenn ich sage, daß die Grazien, die das Alles mit ansahen, finstre Grimassen machten, daß eine Zweideutigkeit ihre Tugenden in Harnisch jagte? Nein, nein; die Zeit der Scham ist vergangen. Die Grazien sind wie andre Schönen. Hinter dem Fächer braucht man über nichts roth zu werden" 2c.: vierter Gesang. Der Neujahrstag bricht an; seine Thorheiten belacht ein Philosoph: fünfter Gesang. Lindor begiebt sich zu seiner Lykoris; sie will ihn nicht anhören, sie wirft sein Geschenke zu Boden; eine alte häßliche Kammerfrau wagt es, Schiedsrichterin zu sein; sie vertheidigt den Lindor; Lindor küßt das Gespenste aus Dankbarkeit mehr als einmal; alle Anwesende lachen darüber, und endlich auch Lykoris: sechster Gesang. Lindor und Lykoris sind allein; er spricht aufs Neue von seiner Liebe; die Unbewegliche will ihm nichts als Freundschaft zugestehen. Endlich überreicht er ihr den Almanach; voller Verachtung wirft sie ihn auf den Nachttisch und schwört, ihn nicht zu lesen. Lindor geht fort in der sichern Hoffnung, seine Geliebte morgen verändert zu finden: siebenter Gesang. Die Neugier besiegt die Lykoris; sie liest den Almanach; ihr Herz wird zärtlich; sie geht zur Ruhe: achter Gesang. Lykoris träumt; ihr Traum ist ein wollüstiges Räthsel, welches der Dichter den Traumdeutern zur Erklärung vorlegt: neunter Gesang. Lindor kömmt mit anbrechenden Morgen zu seiner Schönen, und sie überliefert sich ihm. „Ist dieses gleich eine Fabel," schließt der Dichter, „so hütet Euch doch, Ihr Schönen, für die Almanachs in Versen; sie verbergen Schlangen unter angenehmen Blumen; der Almanach der Liebe ist der Almanach des Teufels." .. Hat es sich der Mühe verlohnt, daß wir dem Leser diese Kleinigkeit so weitläuftig erzählt haben? Die untermengte Satire ist fein, sie hat aber nichts als

gewisse Modethorheiten zum Gegenstande. Den Ausländern wird sie dadurch unverständlich, und in Paris selbst ohne Nutzen, sobald man diese Thorheiten mit andern abwechselt. Eine Abwechselung, worinne Frankreich so sinnreich als in Veränderung seiner Kleider ist.

Vielleicht ist die epische Dichtkunst in England glücklicher? Noch bewundert es seinen Leonidas,[1]) ein Werk, dessen Schönheit sich einem freien Engländer in einer Vergrößerung zeigen müssen, worinne sie wenigstens kein zum Dienen geborner Franzose zu fühlen fähig ist. In diesem Jahre aber hat es unter dem Titel Scribleriade[2]) ein neues komisches Heldengedichte erhalten, welches voller ursprünglichen Witzes ist. Der Held heißt Scriblerus, ein Gelehrter, in dessen Person der Dichter die unnützen Unternehmungen der studirten Don Quixotes unnachahmlich lächerlich macht. Er hat überall des Cervantes ernsthafte Art zu scherzen genau beibehalten und sie niemals mit dem Drolligten abgewechselt, welche Vermischung zwar Vielen gefällt, in der That aber ein Fehler ist. Wir wollen anfangen, dem Leser von dem ersten Buche, mit eingestreuten kleinen Stellen, den Inhalt bekannt zu machen, und in dem künftigen Blatte damit fortfahren. Der Dichter fängt, wie gewöhnlich, mit Beschreibung seines Unternehmens an. Er entdeckt, daß Saturn oder die Zeit der Feind seines Helden sei. Er berührt kürzlich die Ursachen dieser Feindschaft und zeigt uns den Scriblerus auf einmal in der afrikanischen Wüste. Diese durchzieht er mit seinen Gefährten, die versteinerte Stadt aufzusuchen. (Diese versteinerte Stadt ist in ganz Afrika bekannt, und nicht wenige ansehnliche Personen in Europa haben das Märchen geglaubt. Shaw[3]) erzählet uns in seiner Reisebeschreibung, daß Ludwig XIV. so überzeugt davon gewesen sei, daß er seinem Gesandten Befehl gegeben habe, ihm den Körper eines versteinerten Mannes aus dieser Stadt zu verschaffen, es möge kosten, was es wolle. Zween Janitscharen

1) Das bekannteste und beste Werk des patriotischen Dichters Richard Glover, bei seinem Erscheinen 1737 besonders von der Whigpartei gefeiert. — A. d. H.

2) Die Scribleriad ist nichts als eine mit unächten Zuthaten versehene Bearbeitung der Memoirs of Scriblerus (s. S. 64, Anm.), gegen die Swift's Familie Protest erhob. — A. d. H.

3) Thomas Shaw's travels, or observations relating to several parts of Barbary and the Levant, Oxford 1738—46, 2 Bände, öfter aufgelegt, 1743 auch ins Französische übersetzt. — A. d. H.

hätten dem Gesandten auch wirklich einen steinern Knaben um fünfhundert Liv. verkauft und vorgegeben, daß sie einen größern Körper ohnmöglich so weit wegbringen könnten, ohne von den Arabern entdeckt zu werden, welche es durchaus nicht zugeben wollten, daß ein Muselmann, todt oder lebendig, an Christen verkauft würde. D. Shaw aber habe ihm bewiesen, daß der versteinerte Knabe nichts als die Bildsäule eines Cupid's sei, wie er ihm denn den Ort bemerken lassen, wo sie den Köcher von den Schultern abgebrochen hatten.) Saturn glaubt nunmehr Gelegenheit zu haben, seine Rache auszuführen und den Held ums Leben, ja, was ihm noch werther als das Leben war, um seine Ehre zu bringen. Er bittet den Aeolus, ihn durch einen Wirbelwind unter den Wogen des Sandes zu vergraben, damit er mitsammt seinen Gefährten in die Vergessenheit gestürzt würde. Nun redet der Held. Eine so unedle Todesart wird von ihm verworfen. Voller Gegenwart des Geistes beschließt er, alle seine gesammelten Raritäten auf einem Haufen zu thürmen, sie anzuzünden und sich selbst in die Flamme zu stürzen. „Wie selig," sagt er, „ist der Mann, dessen Name von einem ruhmvollen Tode seinen prächtigsten Glanz erhält! O, hätte das liebreichere Schicksal beschlossen, daß ich, wie der große Empedokles,[1]) in dem Feuer des Aetna verderben könnte! Oder daß ich das Geschick des unsterblichen Plinius theilte, und die Asche des berüchtigten Vesuvs wäre mein Grab geworden! Hätte es beschlossen, mein Ende wie das Ende jener ruhmvollen Stadt zu machen, und mich, mir selbst ein trauriges Monument, versteinert dastehen zu lassen! Weit über die Welt würde alsdenn mein wachsender Ruhm erschallen und von allen Musen in allen Gegenden besungen werden. Ach! Ein schimpfliches Schicksal soll mein hoffnungsloses Haupt unbeweint, unbemerkt und auf ewig todt vergraben! Doch.. Ich sollte diesen unedlen Tod nicht verschmähen?.. Nein, unter dem elenden Sande will ich meinen Geist nicht aushauchen... Da ich alle meine Augenblicke würdig zugebracht habe, so sei etwas gethan, wodurch auch der letzte verherrlichet wird! Ja, der wackere Phönix soll mein Beispiel

1) Der berühmte griechische Philosoph aus Agrigent, um 450 v. Chr., soll sich nach einer der vielen Fabeln, die über seinen Tod umgingen, in den Krater des Aetna gestürzt haben, um durch sein plötzliches Verschwinden von der Erde den Glauben an eine höhere Abkunft zu erwecken. — A. d. H.

sein! (.. ach, daß ich den Phönix, ich Unglücklicher, nicht noch habe sehen sollen!..).. Ja, sein prächtiger Scheiterhaufen erweckt in mir den erhabensten Einfall!.. Ich will meine gesammleten Schätze anzünden und mich selbst der theuren Flamme übergeben."... Der Gott nimmt die Aufopfrung dieser raren Sammlung als das Zeichen der tiefsten Unterthänigkeit auf und beschließt also, sein Leben noch zu fristen. Weil er aber doch seine gegenwärtige Hoffnung zu Schanden machen will, so führet er den Sturmwind über die versteinerte Stadt und vergräbt sie unter dem Sande. Scribler, welcher unmöglich den Verlust seiner Schätze überleben kann, wird von der Vollziehung seines Vorhabens durch ein Wunder, durch die Dazwischenkunft des Gottes Momus, abgehalten. Nach einem fruchtlosen Forschen von sechs Tagen bringen seine Gefährten auf die Rückreise. Scribler hält eine Rede an sie und besteht darauf, die versteinerte Stadt aufzusuchen; endlich aber redet es ihm Albertus, einer von seinen Gefährten, durch die Erzählung eines erdichteten Traums aus. Scribler hält eine Lobrede auf die prophetischen Träume und beklagt den Mangel der andern Orakel. „Aber," spricht er, „wo ich meine der Ewigkeit geweihte Reise nun weiter hinwenden soll, das wollen mir keine Ahndungen entdecken, keine freundliche Schatten mich lehren. Ach, daß in unsern unerleuchteten Tagen kein gelehrter Priester die Opfer mehr erkläret und mit prophetischen Auge die Eingeweide durchspähet, oder die herumirrenden Warnungen des Himmels lesen kann! Keine geheiligten Orakel kommen mehr zu Hilfe; die Pythia und das Kumäische Mädchen sind sprachlos. O, hätten wir in jenen glücklichen Zeiten gelebt, als der Trojanische Held und der griechische Weise herumschweiften! Da hätten wir vielleicht einen freundschaftlichen Helenus[1]) oder Anius[2]) gefunden, welcher geschickt gewesen wäre, uns jede Ahndung zu entziffern. Vielleicht wären wir zu den dunkeln Wohnungen der Hölle gegangen, und der berüchtigte Tiresias hätte uns unser Schicksal gezeigt!" Hierauf spricht Albertus: „Ach, nur allzu gerecht ist Dein Kummer! O, möchte mein weissagendes Herz die gewünschte Linderung verschaffen! Die klugen Mahometaner haben den Narren und Unsinnigen allezeit beson-

1) Helenus, Sohn des Priamus, weissagt den Griechen, daß Troja nur durch Philoktet und Neoptolemus erobert werden könne, und geht mit Letzterem nach Epirus, wo er dem umherirrenden Aeneas seine ferneren Schicksale verkündet. — A. d. H.

2) Anius, Sohn des Apollo, der ihn die Weissagung lehrt und zum Könige von Delos macht. Auch zu ihm gelangt Aeneas auf seinen Irrfahrten. — A. d. H.

dere Ehre erzeugt, und dieses sehr weislich. Denn oft, wann sich die Flügel der Vernunft hoch über irdische Dinge erheben, so streifen die Gedanken unter den Wohnungen der Sterne und werden durch den Umgang mit den Unsterblichen beglückt. Von da aus theilt alsdann der göttliche Mann den minder erhabenen Sterblichen unterrichtende Wahrheiten aus. In Cairo wohnt ein phrenetischer Weise, welcher von aller dieser theomantischen Wuth begeistert ist. Ich habe bemerkt, so oft der Morosoph zum Vorschein kam, ward er von einer unzähligen Menge umringt und von Allen verehret. Jung und Alt, Jungfern und Weiber küßten die Fußstapfen des seligen Gymnosophisten. Die brünstige Braut berührte jeden günstigen Theil, geschickt, die Kraft der Fortpflanzung zu ertheilen. Endlich thut die Stimme den heiligen Ausbruch, und die horchende Menge bleibt staunend stehen. . . Laß uns also, dieses ist meine Meinung, wieder nach Cairo zurückkehren, und laß den Weisen sich bei dem Narren Raths erholen!" Hiermit endet sich das erste Buch. Die besten Erläuterungen des ganzen Gedichts kann man aus den Denkwürdigkeiten des Scriblerus, welche sich in Popens Werken befinden,[1]) ziehen, wovon es eigentlich eine Art der Nachahmung ist.

---

1) Die burlesken Memoirs of Martinus Scriblerus (1735), eine Satire auf die Stubengelehrsamkeit von beißendem Witze, haben Pope, Swift und den Schotten Arbuthnot zu Verfassern. — A. d. H.

Monat Junius 1751.

Die Regeln in den schönen Künsten sind aus den Beobachtungen entstanden, welche man über die Werke derselben gemacht hat. Diese Beobachtungen haben sich von Zeit zu Zeit vermehret und vermehren sich noch, so oft ein Genie, welches niemals seinen Vorgängern ganz folgt, einen neuen Weg einschlägt oder den schon bekannten über die alten Grenzen hinaus bähnet. Wie unzählig muß also nicht die Menge der Regeln sein; denn allen diesen Beobachtungen kann man eine Art der Allgemeinheit geben, das ist, man kann sie zu Regeln machen. Wie unnütz aber müssen sie uns nothwendig durch eben diese Menge werden, wenn man sie nicht durch die Zurückführung auf allgemeine Sätze einfacher und weniger machen kann!

Dieses war die Absicht des Herrn Batteux in der *Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz*, welche er vor einigen Jahren in seiner Sprache herausgab.[1]) Er sah alle Regeln als Zweige an, die aus einem einzigen Stamme sprossen. Er ging bis zu ihrer Quelle zurück und traf einen Grundsatz an, welcher einfach und unversteckt genug war, daß man ihn augenblicklich entdecken konnte, und weitläuftig genug, daß sich alle die kleinen besondern Regeln darinnen verloren, welche man blos vermittelst des Gefühls zu kennen braucht, und deren Theorie zu nichts hilft, als daß sie den Geist fesselt, ohne

1) Batteux' **Les beaux arts réduits à un même principe** erschien 1746 zu Paris, die beiden von Lessing angezeigten Uebersetzungen 1751; die Leipziger von *Adolf Schlegel*, unter dem Titel: *Von der Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz*, war begleitet von sieben Abhandlungen des Uebersetzers. Lessing schreibt sie irrthümlich Gellert zu. Der Uebersetzer der zweiten, zu Gotha herausgekommenen, *Die schönen Künste, aus einem Grundsatze hergeleitet*, ist P. E. B. [*ertram*]. — A. d. H.

ihn zu erleuchten. Dieser Grundsatz ist die Nachahmung der schönen Natur. Ein Grundsatz, woran sich Alle, welche ein wirkliches Genie zu den Künsten haben, fest halten können; welcher sie von tausend eiteln Zweifeln befreiet und sie blos einem einzigen unumschränkten Gesetze unterwirft, welches, sobald es einmal wohl begriffen ist, den Grund, die Bestimmung und die Auslegung aller andern enthält.

Wir haben nicht nöthig, von dieser glücklichen Arbeit des Hrn. Batteux, welche ohnedem nicht unter das Neueste gehört, weitläuftig zu reden, da sie vor Kurzen unter uns durch eine doppelte Uebersetzung bekannt genug geworden ist. Die eine dieser Uebersetzungen ist in Leipzig, die andre in Gotha ans Licht gekommen. Man braucht keine weitläuftige Untersuchungen, der ersten den Vorzug zu ertheilen. Außer dem Anhange einiger eignen Abhandlungen, mit welchen sie vorzüglich pranget, ist die Uebersetzung selbst weit getreuer gerathen, da oft die andre den Sinn des Verfassers verfehlt. Gleich die erste Periode aus dem Vorberichte des Verfassers mag es beweisen. „Man beklagt sich beständig über die Menge der Regeln; sie setzen den Verfasser, welcher schreiben, und den Liebhaber, welcher urtheilen will, in eine gleiche Verwirrung.“ Dieses sagt Herr Batteux; die Gothaische Uebersetzung aber sagt etwas ganz Anders. „Man beklagt sich,“ heißt es, „täglich über die Menge der Regeln; sie sind sowol dem Verfasser, der sie verfertigen, als dem Liebhaber, der sie beurtheilen will, beschwerlich.“ Das „sie“ bringt einen ganz andern Verstand hinein. Batteux will nicht sagen, daß die Menge der Regeln Denjenigen verwirre, welcher die Regeln schreiben oder beurtheilen wolle, sondern Den, welcher nach diesen Regeln schreiben oder urtheilen will. Die eignen Abhandlungen, welche zu der ersten Uebersetzung gekommen sind, handeln von der Eintheilung der Künste; von den Zeiten, in welchen die schönen Künste entsprungen sind; von dem höchsten und allgemeinsten Grundsatze der Poesie; von der Einrichtung der Poesie; von der künstlichen Harmonie des Verses; von dem Wunderbaren der Poesie, besonders der Epopöe, und von den eigentlichen Gegenständen des Schäfergedichts. Sie verbessern theils den Hrn. Batteux, theils setzen sie seine Gedanken auf eine Art weiter fort, welche sie der Nachbarschaft, in der sie stehen, würdig macht. Anstatt durch einen Auszug Leser von Geschmack anzutreiben, sie ganz zu lesen, dürfen wir nur den Verfasser nennen. Der Name

des Herrn Gellert's wird mehr davon versprechen als die schönsten Stellen, die wir daraus abschreiben könnten.

Wir wollen vielmehr ein ganz neues Werk bekannt machen, welches dem vorhergehenden seinen Ursprung zu danken hat. Es ist ein Brief, welcher unter folgender Aufschrift an den Herrn Batteux gerichtet ist: *) Schreiben über die Tauben und Stummen, zum Gebrauch Derer, welche hören und reden. Wer sich an das Schreiben über die Blinden erinnert, welches vor einiger Zeit herauskam,[1]) der wird ohne Zweifel gleich bei dem Titel vermuthen, daß Herr Diderot gleichfalls der Verfasser davon sei.[2]) Was er jetzo vermuthet, wird er gewiß wissen, sobald er das Werk selbst gelesen hat. Die Aufschrift scheinet nichts weniger zu versprechen als eine Abhandlung von den Versetzungen in den Sprachen. Gleichwol ist dieses der vornehmste Inhalt. Wir sagen mit Fleiß: der vornehmste; denn wem ist die Gewohnheit des Herrn Diderot unbekannt? Er schweift überall aus, er springt von Einem auf das Andre, und das letzte Wort einer Periode ist ihm ein hinlänglicher Uebergang. Der Name eines Sendschreibens ist vielleicht eine kleine Entschuldigung dieser Ungebundenheit. Die beste Entschuldigung aber ist, daß alle seine Ausschweifungen voller neuen und schönen Gedanken sind. Wann uns doch alle unordentliche Schriftsteller auf diese Art schadlos halten wollten! Die Art, wie er die Versetzungen gegen den Herrn Batteux untersucht, ist diese: Er glaubt, die Natur der Versetzungen zu erkennen, müsse

---

*) Lettre sur les Sourds et Muets, à l'usage de ceux, qui entendent et qui parlent. Addressés à Mr.***. *Versisque viarum Judiciis raptos; pedibus vestigia rectis Ne qua forent*... Aeneid. lib. 8. 1751, in 12mo auf 200 und etlichen 40 Seiten.

1) Lettre sur les aveugles, à l'usage de ceux qui voient. London, 1749. — A. d. H.

2) Diese gründlich eingehende und freudig anerkennende Anzeige des Diderot'schen Briefes ist die erste der mannichfachen Berührungen, die zwischen Lessing und Diderot stattfinden. Mit Recht hat man es auch auf diese früheste Anregung, die Lessing von dem französischen Philosophen empfing, und nicht blos auf die das Drama betreffenden bezogen, wenn er am Ende seines Lebens, in der 1781 geschriebenen Vorrede zu der zweiten Ausgabe seiner Uebersetzung des Theaters von Diderot, Gelegenheit nimmt, seine Dankbarkeit Diderot zu bezeugen, als einem Manne, der an der Bildung seines Geschmacks so großen Antheil habe. „Denn," so sind seine Worte, „es mag mit diesem auch beschaffen sein, wie es will, so bin ich mir doch zu wohl bewußt, daß er ohne Diderot's Muster und Lehren eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eigenere, aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre." S. Näheres bei Danzel, I. 472 ff. (dazu Guhrauer, II. 1. 205 u. 320). — A. d. H.

man untersuchen, wie die oratorische Sprache entstanden sei. Er schließt aus dieser Untersuchung erstlich, daß die französische Sprache voller Versetzungen sei, wenn man sie mit der thierischen Sprache und mit dem ersten Zustande der oratorischen Sprache vergleichet, in welchem sie ohne alle Regeln der Zusammenfügung gewesen ist; zweitens, daß, wann sie fast keine von den Versetzungen habe, die in den alten Sprachen so gewöhnlich sind, man es der neuen peripatetischen Weltweisheit zu danken habe, welche die Abstracta realisirt und ihnen in der Rede den vornehmsten Platz eingeräumet hat. Hiervon, glaubt er, könne man sich, auch ohne bis auf den Ursprung der oratorischen Sprache hinaufzusteigen, blos durch die Betrachtung der Sprache der Gestus überzeugen. Diese Sprache zu erkennen, schlägt er zwei Mittel vor: die Erfahrungen nämlich, die man mit einem sich stellenden Stummen machen kann, und der beständige Umgang mit einem taub und stumm Gebornen. Der Begriff eines sich stellenden Stummen bringt ihn auf den Einfall, den Menschen in so viel besondre Wesen zu theilen, als er Sinne hat. „Ich besinne mich," spricht er, „daß ich mich manchmal mit dieser Art einer metaphysischen Anatomie beschäftigt habe. Ich fand, daß unter allen Sinnen das Auge der am Wenigsten gründliche, das Ohr der stolzeste, der Geruch der wollüstigste, der Geschmack der abergläubigste und unbeständigste, das Fühlen aber der gründlichste und philosophischste Sinn wären. Es würde, sollte ich denken, eine sehr lustige Gesellschaft sein, welche aus Personen bestünde, wovon jede nur einen Sinn hätte. Ich glaube gewiß, Einer würde den Andern für einen Unsinnigen halten; man urtheile aber, mit was für Grunde. Und gleichwol ist dieses ein Bild von dem, was alle Augenblicke in der Welt geschieht; man hat nicht mehr als einen Sinn, und urtheilet gleichwol von Allem. Uebrigens kann man über diese Gesellschaft von fünf Personen, deren jede nur einen Sinn hat, eine besondere Anmerkung machen; diese nämlich, daß sie, vermöge der Kraft zu abstrahiren, alle Fünfe Geometers sein können, daß sie einander vortrefflich verstehen, aber nur in geometrischen Sachen verstehen würden." Die Fortsetzung dieser Gedanken bringt den Verfasser auf andre, die wir dem Leser ganz mittheilen müssen. „Ich besuchte," spricht er, „vor diesen sehr fleißig die Schauspiele, und ich konnte die meisten von unsern guten Stücken auswendig. Wenn ich mir einmal vorsetzte, eine Untersuchung der Gestus und Stellungen vorzunehmen, so begab ich mich auf die dritten Logen; denn je

weiter ich von den Schauspielern entfernt war, desto besser war mein Platz. Sobald als der Vorhang aufgezogen war und alle Zuschauer sich bereit machten, zuzuhören, verstopfte ich mir die Ohren mit den Fingern, zu nicht geringer Verwunderung Derjenigen, die um mich herum waren und mich, weil sie mich nicht verstunden, beinahe für einen Unsinnigen ansahen, der nur deswegen in die Komödie gekommen wäre, daß er sie nicht hören wollte. Ich ließ mich sehr wenig von ihren Urtheilen anfechten und hielt mir ungestört die Ohren fest zu, so lange das Spiel des Schauspielers mit den Reden überein kam, die ich mir ins Gedächtniß rufte. Ich hörte nur alsdann, wenn mich die Gestus irre machten oder ich wenigstens irre zu sein glaubte. Ach, mein Herr, wie wenig Schauspieler können eine solche Probe aushalten, und wie erniedrigend würde für die meisten von ihnen eine weitre Erklärung sein, in die ich mich einlassen könnte! Ich muß Ihnen aber auch nicht die neue Verwunderung verhehlen, in welche Alle um mich herum fielen, als sie sahen, daß ich bei den pathetischen Stellen Thränen vergoß und mir gleichwol die Ohren immer zuhielt. Nunmehr konnte man sich nicht länger halten, und die am Wenigsten Neugierigen wagten sich mit ihren Fragen an mich, worauf ich aber ganz kaltsinnig antwortete: Jeder höre nach seiner Art, und meine Art wäre, mir die Ohren zuzuhalten, um desto besser zu hören. Ich lachte bei mir selbst über die Reden, welche meine vielleicht nur scheinende, vielleicht wirkliche Narrheit verursachte; noch mehr aber lachte ich über die Einfalt verschiedner junger Leute, welche sich gleichfalls nach meiner Art die Ohren mit den Fingern zuhielten und ganz erstaunten, daß es ihnen nicht gelingen wollte. Sie mögen von meiner Gewohnheit denken, was Sie wollen, so bitte ich Sie, zu überlegen, daß, wenn man, von der Aussprache richtig zu urtheilen, die Rede hören muß, ohne den Schauspieler zu sehen, es ganz natürlich ist, zu glauben, daß man, von den Bewegungen und Stellungen richtig zu urtheilen, den Schauspieler sehen müsse, ohne ihn zu hören. Der Schriftsteller, welcher sich durch seinen Hinkenden Teufel, durch seinen Gilblas von Santillana und verschiedne theatralische Stücke bekannt gemacht hat, Herr le Sage, war in seinem Alter so taub geworden, daß man ihm mit aller Gewalt in die Ohren schreien mußte, wenn man von ihm wollte verstanden sein. Gleichwol wohnte er allen Vorstellungen seiner Stücke bei; er verlor kein Wort davon und sagte sogar, daß er niemals, sowohl von dem Spiele als von den

Stücken selbst, besser geurtheilet habe, als seitdem er die Schauspieler nicht mehr hören könne . . ." Hierauf kommt der Verfasser auf den Nachdruck der Gestus; er führt einige Exempel davon an, welche ihn auf die Betrachtung einer Art des Erhabnen bringen, welche er das Erhabne der Stellung nennet. Die Schwierigkeiten, welche man hat, einem taub und stumm Gebornen gewisse Begriffe beizubringen, geben ihm Gelegenheit, unter den oratorischen Zeichen die zuerst und zuletzt eingeführten zu unterscheiden. Unter die zuletzt eingeführten Zeichen rechnet er die unbestimmten Theile der Größe und besonders der Zeit. Er macht hieraus begreiflich, warum einigen Sprachen verschiedne Zeitfälle mangeln, und andere einerlei Zeitfall verschiedentlich brauchen. Diese Unvollkommenheiten geben ihm die Eintheilung an die Hand, die Sprachen überhaupt in einem dreifachen Stande, in dem Stande der Geburt, der Bildung und der Vollkommenheit zu betrachten. Bei dem Stande der Bildung zeigt er, wie der Geist durch die Regeln der Wortfügung gebunden worden, und wie unmöglich es sei, die Ordnung bei den Begriffen selbst anzubringen, welche in den griechischen und lateinischen Perioden herrscht. Hieraus schließt er erstlich, daß, die Ordnung in den Theilen der Perioden möge auch in einer alten oder neuern Sprache sein, wie sie wolle, der Geist des Schreibenden doch allezeit der didaktischen Ordnung der französischen Wortfügung folge; zweitens, daß, da diese Wortfügung die allereinfachste sei, die französische Sprache, sowol dieser als andrer Ursachen wegen, den Vorzug vor den alten Sprachen verdiene. „Die Franzosen," spricht er, „haben dadurch, daß sie alle Versetzungen verworfen haben, die Klarheit und Genauigkeit, die vornehmsten Stücke der Rede, gewonnen; Stärke und Nachdruck aber haben sie dadurch verloren. Ich füge hinzu, daß die französische Sprache wegen der didaktischen Ordnung, welcher sie unterworfen ist, zu den ernsthaften Wissenschaften weit bequemer als die griechische, lateinische, italienische und englische Sprache ist, diese aber wegen ihrer Wendungen und Versetzungen weit vortheilhafter bei den schönen Wissenschaften können angewendet werden. Wir können besser als jedes andre Volk den Geist reden lassen, und die Vernunft muß nothwendig die französische Sprache, sich auszudrücken, erwählen; Einbildung und Leidenschaften aber werden den alten Sprachen und den Sprachen unsrer Nachbarn den Vorzug geben. Französisch muß man in der Gesellschaft und in den Schulen der Weltweisen reden; griechisch, lateinisch und englisch aber auf der

Kanzel und der Bühne. Unsre Sprache wird die Sprache der Wahrheit sein, wenn sie jemals wieder auf die Erde kommen sollte; die übrigen Sprachen aber sind die Sprachen der Fabel und der Lügen. Das Französische ist gemacht zu unterrichten, zu erleuchten und zu überzeugen; das Griechische, Lateinische, Italienische, Englische aber zu überreden, zu bewegen und zu betriegen. Sprecht griechisch, lateinisch, italienisch mit dem Pöbel, französisch aber mit dem Weisen." .. Indem er die gebildete Sprache bis zu dem Stande der Vollkommenheit begleitet, stößt ihm die Harmonie auf. Er vergleicht die Harmonie der Schreibart mit der musikalischen Harmonie, und zeigt erstlich, daß die erstre in den Worten die Wirkung einer gewissen Vermischung der selbstlautenden und mitlautenden Buchstaben und des Werths der Silben sei, daß sie aber in den Perioden aus der Stellung der Worte entstehe; zweitens, daß die Harmonie der Worte und die Harmonie der Perioden eine Art von Hieroglyphik hervorbrächten, welche der Poesie besonders eigen ist. Er erklärt diese Hieroglyphik in verschiednen Stellen der größten Dichter und beweiset, daß es unmöglich sei, einen Dichter in einer andern Sprache vollkommen auszudrücken. Eine von diesen Stellen ist die, in welcher Virgil von dem tödtlich verwundeten Euryalus sagt:

„Pulchrosque per artus
It cruor; inque humeros cervix collapsa recumbit,
Purpureus veluti cum flos succisus aratro
Languescit moriens, lassove papavera collo
Demisere caput, pluvia cum forte gravantur."[1])

„Ich würde weniger erstaunt sein," sagt er, „wenn ich sähe, daß diese Verse durch das ungefähre Untereinanderwerfen der Lettern entstünden, als wenn ich sehen sollte, daß alle hieroglyphische Schönheiten derselben in eine Uebersetzung gebracht würden. Das Bild der Hervorquellung des Bluts, it cruor; das Bild des sterbenden Haupts, welches auf die Schultern fällt, cervix collapsa recumbit; das Geräusche des Pflugs, wenn er durchschneidet,

---

1) Aeneïs, IX. 433—437.

„Um die reizenden Glieder
Strömet das Blut, schwach sinket der welkende Hals auf die Schultern:
So wie die Purpurblume, gefaßt von der schneidenden Pflugschar,
Laß hinschmachtet und stirbt; wie der Mohn mit ermattetem Schafte
Niederbeuget das Haupt, wann schwer ihn Regen belastet." (Voß.) — A. d. H.

succisus; die tödtliche Mattigkeit des languescit moriens; die Weichlichkeit des Mohnstengels, lassove papavera collo; das demisere caput, und das gravantur, welches das Bild schließet. Demisere ist so weichlich als der Stengel der Blume; gravantur ist ebenso schwer als der Kelch, wann er mit Regen erfüllt ist. Collapsa bemerkt die Gewalt und den Fall. Eben diese Hieroglyphe befindet sich doppelt in papavera. Die zwei ersten Silben halten das Haupt des Mohns aufrecht, und die zwei letzten biegen es.“ Der Verfasser geht hierauf weiter und zeigt, daß auch in den allerdeutlichsten Dichtern Schwierigkeiten sind, und versichert, daß es tausendmal mehr Menschen giebt, welche fähig sind, einen Geometer zu verstehen als einen Dichter, weil man allezeit tausend Leute von Verstande gegen einen Menschen von Geschmack findet, und tausend Menschen von Geschmack gegen einen von einem ausgesuchten Geschmacke. Er bringt bei dieser Gelegenheit eine neue Erklärung der bekannten Verse des Homer's an, von welchen man gezweifelt hat, ob sie erhabner oder gottloser sind:

Ζεῦ πάτερ, ἀλλὰ σὺ ῥῦσαι ὑπ' ἠέρος υἷας Ἀχαιῶν,
Ποίησον δ' αἴθρην, δὸς δ' ὀφθαλμοῖσιν ἰδέσθαι,
Ἐν δὲ φάει καὶ ὄλεσσον, ἐπεί νύ τοι εὔαδεν οὕτως. [1])

„Boileau,“ spricht er, „hat diese Zeilen übersetzt: Gott, zerstreue die Nacht, welche unsre Augen bedeckt, und streite gleich selbst wider uns, nur bei hellem Himmel.[2]) Seht da, schreit dieser Kunstrichter mit dem Rhetor Longin, die wirklichen Gesinnungen eines Kriegers! Er verlanget nicht das Leben; ein Held war dieser Niederträchtigkeit

1) Ilias, XVII. 645—648.

„Vater Zeus, o errett' aus der dunkelen Nacht die Achaier!
Schaff' uns Heitre des Tags und gieb, mit den Augen zu schauen!
Nur im Licht verderb' uns, da Dir's nun also geliebet!“ (Voß.)—A. d. H.

2) In seiner Uebersetzung der trefflichen Schrift *περὶ ὕψους* (Ueber das Erhabene) von dem als Grammatiker und Aesthetiker berühmten Dionysius Longinus (213—273 n. Chr.). Sie erschien unter dem Titel: Traité du Sublime ou du Merveilleux dans le Discours, traduit du Grec de Longin, 1674.

Boileau hat die betreffende Stelle des Longin, sie steht im 9. Capitel, mißverstanden; denn dieser sagt nur: „Weil Ajax durch die Dunkelheit verhindert war, seine Tapferkeit auf eine edle That zu richten, so bittet er, unwillig über seine Unthätigkeit, um Licht, um, wenn auch Zeus [der bis dahin den Trojanern im Kampfe Glück verliehen hatte] ihm feindlich sei, ein Grab zu finden, würdig seiner Tapferkeit.“ Die Erklärung, die Diderot selbst von der Homerischen Stelle giebt, ist richtig; nur war er nicht, wie es scheinen könnte, der Erste, der sie fand. — A. d. H.

nicht fähig; weil er aber keine Gelegenheit sieht, seinen Muth in der Dunkelheit sehen zu lassen, so verdrüßt es ihm, daß er nicht streiten soll; er verlangt also, daß der Tag geschwind anbreche, damit er seinem großen Herzen wenigstens ein ihm würdiges Ende herbeibringe, wenn er auch mit dem Jupiter selbst zu streiten haben sollte.

„Grand Dieu, rends nous le jour, et combats contre nous!“
La Motte.[1])

„Ei, meine Herren! werde ich dem Longin und dem Boileau antworten; hier ist gar nicht die Frage von den Gesinnungen, welche ein Krieger haben muß, auch nicht von der Rede, welche er in den Umständen, worinne Ajax war, führen muß. Homer wußte dieses ohne Zweifel ebenso gut wie Ihr. Hier kömmt es nur darauf an, daß man zwei Verse des Homer's richtig übersetze. Und wenn es nun von ohngefähr geschehen sollte, daß dasjenige nicht darinne stünde, was Ihr lobt: wie würde es denn mit Euern Lobeserhebungen und Betrachtungen stehen? Was wird man von dem Longin, dem Boileau und La Motte denken müssen, wenn sie von ohngefähr etwa gottlose Prahlereien da gefunden hätten, wo nichts als ein erhabnes und pathetisches Gebet ist? Man lese und überlese die zwei Verse des Homer's so vielmal, als man will, so wird man doch nichts als dieses darinne finden: „Vater der Götter und Menschen, *Ζεῦ πάτερ*, zerstreue die Nacht, welche unsre Augen bedecket, und wenn Du beschlossen hast, uns zu verderben, so verderbe uns wenigstens bei hellem Himmel!“

„Faudra-t-il sans combats terminer sa carrière?
Grand Dieu, chassés la nuit, qui nous couvre les yeux,
Et que nous périssions à la clarté des cieux.“

„Wenn diese Uebersetzung nicht das Pathetische des Homer's ausdrückt, so findet man doch wenigstens nicht den Mißverstand darinne, welchen Boileau und La Motte hineingebracht haben. Hier ist gar keine Herausfoderung des Jupiter's; man sieht nichts als einen Held, welcher bereit ist, zu sterben, wann es Jupiter so verlangt, und keine andre Gnade von ihm erbittet, als kämpfend

1) Houdart de La Motte ließ 1714, ohne ein Wort Griechisch zu verstehen, eine Uebersetzung der Ilias erscheinen, ein natürlich stümperhaftes Machwerk. In der Ausgabe seiner Werke von 1754 (Paris) befindet sie sich im zweiten Bande: L'Iliade poëme, imitation d'Homére. — A. d. H.

sterben zu können. Ζεῦ πάτερ; Jupiter! Vater! Würde ein Menippus[1]) wohl den Jupiter so anreden? ... Diese Stelle," fähret er fort, „beweiset genugsam, daß es gar nicht nöthig ist, dem Homer Schönheiten zu leihen, und daß man oft dadurch in Gefahr kömmt, ihm diejenigen zu nehmen, welche er wirklich hat. Man mag ein noch so großes Genie sein, so wird man dasjenige doch nimmermehr besser sagen, was Homer gut gesagt hat. Laßt uns ihn erst verstehn lernen, ehe wir ihn verschönern wollen! Er ist aber von den poetischen Hieroglyphen, von welchen ich vorher geredet habe, so voll, daß man sich nicht einmal, wenn man ihn auch zum zehnten Male lieset, schmeicheln darf, Alles gesehn zu haben." ... Der Verfasser merkt hierauf an, daß jede Kunst der Nachahmung ihre Hieroglyphen habe, und daß es zu wünschen sei, wenn ein kundiger und zärtlicher Schriftsteller ihre Vergleichung unternehmen wollte. Hier giebt er dem Hrn. Batteux zu verstehen, daß man von ihm diese Arbeit erwartet, und daß Diejenigen, welche seine Einschränkung der schönen Künste auf die Nachahmung der schönen Natur gelesen hätten, berechtiget zu sein glaubten, von ihm eine genaue Erklärung, was denn die schöne Natur sei, zu verlangen. Ohne diese würde seinem Werke der Grund und ohne jene die Anwendung fehlen. In Erwartung wagt er von der ersten Arbeit selbst eine Probe, wozu er die vortreffliche Stelle des Virgil's gewählt hat.

„Illa graves oculos conata attollere, rursus
Deficit. Infixum stridet sub pectore vulnus.
Ter sese attollens cubitoque annexa levavit;
Ter revoluta toro est, oculisque errantibus alto
Quaesivit coelo lucem, ingemuitque reperta."[2])

Die Tonkünstler und Maler mögen es beurtheilen, ob er in ihren Künsten den poetischen Hieroglyphen gleichgeltende angegeben

1) Menippus, griechischer Philosoph und Satiriker, dessen Name den Franzosen sehr geläufig durch die nach ihm benannte politische Satire Ménippée aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. — A. d. H.

2) Aeneïs, IV. 688—692.

„Jene versucht zu heben das starrende Auge, doch kraftlos
Sinket es; tiefgebohrt gischt unter der Brust ihr die Wunde.
Dreimal hebt sie empor auf stützendem Arme sich; dreimal
Rollt sie aufs Lager zurück; und hoch mit irrenden Augen
Sucht sie das Licht am Himmel und seufzt des gefundenen Lichtes." (Voß.)

(Annexa ist ein von Diderot herübergenommenes Versehen für annixa.)—A.d.H.

hat . . . Zum Schlusse kömmt er auf die französische Sprache wieder zurück; er ertheilt ihr noch einmal den Vorzug vor allen Sprachen in den nützlichen Sachen und spricht ihr auch in dem Angenehmen ihre Stärke nicht ab, wann sie in den Händen eines Meisters ist. „Ein Werk," schließt er, „welches von dem Genie unterstützt wird, fällt nie, es mag in einer Sprache geschrieben sein, in welcher es will."

Wir haben uns bei diesem kleinen Werke ein Wenig lange aufgehalten, und gleichwol haben wir nichts als einige Blumen daraus aussuchen können. Wir hoffen aber, daß sie dem Leser angenehmer sein werden als ein halb Dutzend Büchertitel, mit einem nichts beurtheilenden Urtheile verlängert, das voller kindischen Ausrufungen, lächerlichen Anspielungen und unnöthigen Versicherungen ist, wie werth uns der allerwertheste Herr Verfasser sei.

Ein kurzsichtiger Dogmaticus, welcher sich für nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche sein System ausmachen, zu zweifeln, wird eine Menge Irrthümer aus dem angeführten Schreiben des Herrn Diderot herauszuklauben wissen. Unser Verfasser ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als sie zu zerstreuen. Ueberall, wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verliert sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns

„In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit;"
v. Kleist.

wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düstern Throne der Lügen leiten. Gesetzt auch, ein solcher Weltweise wagt es, Meinungen zu bestreiten, die wir geheiliget haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft ebenso wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr Diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen. Wenn man einer Art von Schriftstellern das Handwerk legen will, so sei es diejenige, welche uns das Laster angenehm macht. Dem witzigen Wollüstler nehme man die Feder, welcher sich nicht scheuet, die Mädchenschulen, unglücklich genug, zu vernehmen.

Dieser Gedanke könnte eine Art des Ueberganges zu folgendem Buche sein, wann wir in einem Blatte, wie das gegenwärtige

ist, die Uebergänge nöthig hätten. Der Herr De la Mettrie,[1] ein Name, bei dem man Vielerlei denken kann, hat die Welt mit einer neuen Geburt seines Witzes beschenkt, welche die Aufschrift führet: Die Kunst zu genießen.*) Er hätte sich noch kürzer, obgleich ein Wenig dunkler fassen können, wann er sie die Porneutik überschrieben hätte. Wem die geheimste Bedeutung des französischen Worts genießen unbekannt ist, dem wird der Vers aus dem Lucrez zu Statten kommen, welcher mehr als ein ganz artigs Bild anstatt der Titelvignette enthält.

„Et quibus ipsa modis tractetur blanda voluptas.“[2])

Der züchtigste Begriff, den wir davon machen können, ist, wenn wir sagen, daß der Verfasser darinne die Wollust in ihren verschiedenen, und zwar den ausgesuchtesten Stellungen malt. Die Züge zeigen von keiner Meisterhand; die Colorite ist blendend, und die Farben sind mehr unter einander gekleckt als vertrieben. „Vergnügen,“ hebt er an, „höchster Beherrscher der Götter und Menschen, vor welchem Alles, auch sogar die Vernunft verschwindet; Du weißt, wie tief mein Herz Dich anbetet, Du weißt alle die Opfer, die es Dir gebracht hat. Ich weiß nicht, ob ich an den Lobsprüchen, die ich Dir gebe, werde Theil haben; ich würde mich aber für Deiner unwerth halten, wenn ich nicht aufmerksam wäre, mich Deiner Gegenwart zu versichern und mir selbst von allen Deinen Wohlthaten Rechnung abzulegen. Die Dankbarkeit würde ein allzu schwacher Zoll sein; ich füge also die Untersuchung meiner süßesten Empfindungen hinzu.“ In diesem Tone fährt er einige Seiten fort, bis er endlich auf der elften ausruft: „O Natur! o Liebe! werde ich auch in das Lob Eurer Reize alle die Entzückungen bringen können, mit welchen ich Eure Wohlthaten schmecke!“ Sollte man nicht glauben, daß nach einer solchen Ausrufung ein Franzose, das ist ein geborner witziger Kopf, wie man behauptet, sich ganz besonders anstrengen würde? Wahrhaftig, es ist auch geschehen. Und wie? Er hat einen Deutschen ausgeschrieben. Die Ode des Hrn. von Haller's an Doris ist es, welcher dieses Glück widerfahren ist. Wir müssen die ganze

*) L'Art de jouir. *Et quibus ipsa modis tractetur blanda voluptas. Lucr.* à Cythére. 1751. in 8. auf $8\frac{1}{2}$ Bogen.

1) La Mettrie, geb. 1709, gehört, wie d'Argens (s. S. 41), zu den französischen Literaten, die Friedrich der Große um sich versammelte. Er war sein Vorleser. Seine Schriften, wie L'homme machine, L'homme plante, Vénus metaphysique, predigen den schamlosesten Materialismus. Er starb 1751 zu Berlin. — A. d. H.

2) Lucret. de rerum natura, IV. 1259: „Auch gleichgiltig ist nicht die Art und Weise, mit der man Treibet der Liebe Geschäft.“ (v. Knebel.)

Stelle einrücken, damit unsere Leser nicht glauben, wir scherzten. „Komm, Phyllis," spricht der französische Haller, „laß uns in das kühle Thal herabsteigen! Alles schläft in der Natur, wir allein sind wache. Komm unter jene Bäume, wo man nichts als das sanfte Geräusche ihrer Blätter höret. Der verliebte Zephyr ist es, welcher sie belebt. Siehe, wie sie sich gegen einander bewegen und Dir das Zeichen geben, ihnen nachzuahmen." Wie unglücklich hat sich der Herr De la Mettrie seinen Raub zu Nutze gemacht. Man vergleiche!

„Komm, Doris, komm zu jenen Buchen,
Laß uns den stillen Grund besuchen,
Wo nichts sich regt, als ich und Du.
Nur noch der Hauch verliebter Weste
Belebt das schwanke Laub der Aeste
Und winket Dir liebkosend zu."

„Sprich, Phyllis, fühlst Du nicht eine süße Bewegung, eine angenehme Wehmuth, welche Dir unbekannt ist? Ja, ich sehe den glücklichen Eindruck, welchen dieser geheimnißvolle Ort auf Dich gemacht hat. Das Feuer Deiner Augen wird gelinder; Dein Blut rollt mit mehrerer Geschwindigkeit; es schwellt Deinen schönen Busen, es belebt Dein unschuldiges Herz."

„Sprich, Doris, fühlst Du nicht im Herzen
Die zarte Regung sanfter Schmerzen,
Die süßer sind als alle Lust?
Strahlt nicht Dein holder Blick gelinder?
Rollt nicht Dein Blut sich selbst geschwinder
Und schwellt die unschuldsvolle Brust?"

„Wie ist mir! Was für neue Empfindungen! sprichst Du . . . Komm, Phyllis, ich will sie Dir erklären."

„Ich weiß, daß sich Dein Herz befraget,
Und ein Gedank' zum andern saget:
Wie wird mir doch? Was fühle ich" 2c.

„Deine Tugend erwacht; sie fürchtet überrascht zu werden, und ist es schon. Die Scham scheint Deine Unruhe mit Deinen Reizen zu vermehren. Dein Ruhm verwirft die Liebe, aber Dein Herz verwirft sie nicht."

„Du staunst. Es regt sich Deine Tugend,
Die holde Farbe keuscher Jugend

Deckt Dein verschämtes Angesicht;
Dein Blut wallt von vermischtem Triebe,
Der strenge Ruhm verwirft die Liebe,
Allein Dein Herz verwirft sie nicht.“

„Umsonst widersetzest Du Dich; Jeder muß seinem Geschicke folgen; dem Deinigen hat nichts, glücklich zu sein, gefehlt, als die Liebe. Du wirst Dich nicht eines Glücks berauben, welches sich verdoppelt, indem man es theilt. Du wirst die Schlingen nicht vermeiden, welche Du der ganzen Welt legst: wer zweifelt, der hat sich schon entschlossen.“

„Mein Kind, erheitre Deine Blicke,
Ergieb Dich nur in Dein Geschicke,
Dem nur die Liebe noch gefehlt.
Was willst Du Dir Dein Glück mißgönnen?
Du wirst Dich doch nicht retten können;
Wer zweifelt, der hat schon gewählt.“

„O könntest Du nur den Schatten von dem Vergnügen empfinden, welches zwei Herzen schmecken, die sich einander ergeben; Du würdest von dem Jupiter alle die verdrüßlichen Augenblicke, alle die leeren Stellen Deines Lebens, die Du ohne Liebe zugebracht hast, zurückfordern.“

„O könnte Dich ein Schatten rühren
Der Wollust, die zwei Herzen spüren,
Die sich einander zugedacht,
Du fordertest von dem Geschicke
Die langen Stunden selbst zurücke,
Die Dein Herz müßig zugebracht.“

„Wann sich eine Schöne ergeben hat; wann sie nur für Den noch lebt, welcher für sie lebt; wann ihre Weigerungen nichts mehr als ein nothwendiges Spiel sind; wann die Zärtlichkeit, welche sie begleitet, die verliebten Räubereien recht spricht und nichts als eine sanfte Gewalt fordert; wann zwei schöne Augen, deren Bestürzung die Reize vermehret, heimlich verlangen, was der Mund ausschlägt; wann die geprüfte Liebe des Liebhabers von der Tugend selbst mit Myrten gekrönet wird; wann die Vernunft keine andre Sprache führt als die Sprache des Herzens; wann . . die Ausdrücke fehlen mir, Phyllis; Alles, was ich Dir sage, ist nichts als ein leichter Traum von diesem Vergnügen. Ange-

nehme Wehmuth! süße Entzückung! Umsonst wagt der Witz, Euch auszudrücken; das Herz selbst kann Euch kaum begreifen."

„Wann eine Schöne sich ergeben,
Für Den, der für sie lebt, zu leben,
Und ihr Verweigern wird zum Scherz;
Wann nach erkannter Treu' des Hirten
Die Tugend selbst ihn kränzt mit Myrten,
Und die Vernunft redt wie das Herz;
Wann zärtlich Wehren, holdes Zwingen,
Verliebter Diebstahl, reizend Ringen
Mit Wollust Beider Herz beräuscht,
Wann der verwirrte Blick der Schönen,
Ihr schwimmend Aug' voll seichter Thränen,
Was sie verweigert, heimlich heischt."

„Du seufzest, Du fühlest die süße Annäherung des Vergnügens! Liebe, wie anbetenswürdig bist Du! Wann Dein Bild Begierden erweckt, was wirst Du nicht selbst thun?"

„Du seufzest, Doris! wirst Du blöde?
O selig! flößte meine Rede
Dir den Geschmack des Liebens ein!
Wie angenehm ist doch die Liebe!
Erregt ihr Bild schon zarte Triebe,
Was wird das Urbild selber sein!"

„Genieße, Phyllis, genieße Deiner Reize: nur schöne für sich sein heißt schöne zur Qual der Menschen sein."

„Mein Kind, genieße Deines Lebens,
Sei nicht so schön für Dich vergebens,
Sei nicht so schön für uns zur Qual!"

„Fürchte weder die Liebe noch den Geliebten! Du bist einmal Meisterin von meinem Herze, Du wirst es ewig bleiben. Die Tugend erhält leicht Diejenigen, welche die Schönheit besiegt hat."

„Zudem, was hast Du zu befahren?
Laß Andre nur ein Herz bewahren,
Das, wer's besessen, gleich verläßt.
Du bleibst der Seelen ewig Meister;
Die Schönheit fesselt Dir die Geister,
Und Deine Tugend hält sie fest."

Wir müssen noch einige Strophen weglassen, welche er ebenso getreulich untreu abgeschrieben hat. Ich weiß nicht, was Der für eine Stirne haben muß, welcher sich fremde Gedanken auf eine so unerlaubte Art zueignet? Was für eine Beleidigung gegen einen tugendhaften Dichter, seine unschuldigen Empfindungen unter Priapeische Ausrufungen vermengt zu sehen! Es ist das zweite Unrecht, welches dem Herrn von Haller durch den Herrn De la Mettrie geschieht. Doch vielleicht ist dieses nur eine Folge von dem ersten. Da er in der Zueignungsschrift seines Werks, Der Mensch eine Maschine, sich die Gedichte dieses Mannes gelesen zu haben rühmte, so hat er vielleicht jetzo dadurch, daß er sie ausgeschrieben, beweisen wollen, daß er sie wirklich gelesen habe, woran man damals zweifeln konnte, weil die französische Uebersetzung noch nicht heraus war.[1]) Doch er glaubt wohl gar sein Original verschönert und uns eine Probe gegeben zu haben, wie sehr ein deutsches Gedichte umgeschmolzen werden müsse, wenn es im Französischen nur erträglich sein solle? So gut es auch wäre, wann die witzigen Schriften der Deutschen bei den Franzosen bekannter würden, so wenig wollten wir wünschen, daß es durch diesen Weg geschehen möge. Sie würden offenbar mehr dabei verlieren als gewinnen.

---

1) Haller's Versuch schweizerischer Gedichte, 1. Ausg. Bern 1732, wurde mehrfach ins Französische übersetzt, zuerst von V. B. von Tscharner, Landvogt zu Aubonne: Les poésies choisies de Mr. Haller, trad. en prose. Zurich 1750. — A. d. H.

Monat Julius 1751.

Die Liebe macht edel. Eine Geschichte.[1])

Daß die Liebe eine gefährliche Leidenschaft sei, ist eine Wahrheit, welche durch tausend Exempel bestätigt zu sein scheinet. Man höre nur die geschwornen Menschenfeinde, welche sich eine Ehre daraus machen, Empfindungen zu verlästern, die sie niemals gefühlt haben; es ist die Liebe, welcher sie alle Unordnungen zuschreiben, über die sie ewige Klagen auszuschütten sich zum Gesetze gemacht haben. Ich unterstehe mich, ihr Vorurtheil zu bestreiten. Die Liebe, wenn ich mich so ausdrücken darf, nimmt die Farbe der Seele an, welche sie besitzt. Selten macht sie aus einem ehrlichen Mann einen Schelm, oft genug aber aus einem Schelm einen ehrlichen Mann. Die Begierde zu gefallen läßt uns gemeiniglich die Neigungen, den Geschmack, die Denkungsart des geliebten Gegenstandes annehmen; besonders wann sie der natürlichen Rechtschaffenheit nicht entgegen sind, welche jeder Mensch in dem Innersten seines Herzens eingegraben trägt. Zwar kann ein Ehrliebender durch den betrüglichen Schein hintergangen werden, er kann sein Herz einem verachtungswürdigen Gegenstande überlassen; doch der Betrug dauert nicht, und sobald ihm eine genaue Untersuchung in seiner Geliebten wesentliche Fehler entdeckt, steht er nicht einen Augenblick an, sich von seiner Liebe zu heilen. Ich weiß, daß diese Regel einige Ausnahme leidet, und daß eine übel angebrachte Neigung oft die Tugend, die die gegründeste zu sein schien, verführet hat. Ich behaupte aber, daß diese Tugend sehr schwach gewesen ist, und allenfalls, daß diese Ausnahmen die Wahrheit nicht umstoßen, welche ich vortrage. Folgendes Beispiel wird sie am Besten beweisen.

1) Vergl. die Vorbem. S. 17. u. 18.

Ein reicher Kaufmann in Paris hatte eine einzige Tochter, Marianne. Sie war ein vollkommnes Frauenzimmer. Sie war überdies Erbin; konnte es ihr an Anbetern fehlen? Ihr Vater, Dupuis, hatte für seine Tochter eine unumschränkte Zärtlichkeit. Er überließ ihr die Wahl eines Gemahls und versprach ihr, ohne Ausnahme den für seinen Eidam anzunehmen, auf welchen sie fallen würde. Marianne war von einer alten Mamsell erzogen worden, welche kein ander Vermögen als ihren Adel besaß, von welchem sie so eingenommen war, daß sie sich ohnmöglich einbilden konnte, daß ein gemeiner Mann edel denken und handeln könne. Diese Gesinnung theilte sie ihrer Untergebnen mit, und Marianne faßte den festen Entschluß, ewig Jungfer zu bleiben, oder diesen Namen nur einem Edelmanne aufzuopfern, sollte es auch der ärmste Cadet sein, der in ganz Gascognen zu finden wäre. Sie hatte schon verschiedne ansehnliche Partien ausgeschlagen, als sie von ohngefähr einen gewissen Menschen in Bedienungen, dessen Vermögen unermeßlich war, kennen lernte. Er mag Disenteuil heißen. Sein Vater hatte, als er sein Dorf verließ, die Liverei getragen und war von Stufe zu Stufe bis zur Stelle eines Oberpachters gestiegen. Es war ihm gelungen, seinem Sohne das äußerliche Ansehen eines ehrlichen Mannes zu geben; die Gesinnungen eines ehrlichen Mannes aber konnte er ihm nicht beibringen, und er hatte sie selbst nicht. Disenteuil war durch den Tod seines Vaters sein eigner Herr geworden, und kaum hatte er Mariannen gesehen, als er sie zu seiner Frauen zu machen beschloß. Nach den Grundsätzen, welche sie hatte, mußte ihr diese Heirath am Wenigsten anstehen. Sie war überzeugt, daß man ohne Nachtheil der Ehrlichkeit nicht auf einmal reich werden kann, und erklärte also ihrem neuen Liebhaber rund heraus, daß sie nimmermehr die Ehre seiner Verbindung annehmen würde. Disenteuil war durch diese abschlägliche Antwort erbittert. Er suchte die Ursache davon, er fand sie, und nahm sich vor, Mariannen an ihrer empfindlichsten Seite zu strafen. Er hatte an der Thüre seines Palasts einen wohlgewachsnen Burschen bemerkt, welcher, so sehr ihn auch der Schweiß verstellt hatte, ungemein wohl aussahe. Diesen wollte er zu dem Werkzeuge seiner Rache machen. Er nahte sich ihm und fragte ihn dieses und jenes. Robillard, so hieß dieser Bursche, hatte Verstand, und Disenteuil freute sich zum Voraus über seine Wahl. Er versprach ihm, sein Glücke zu machen, wann er ihm einen unumschränkten Gehorsam schwören wollte.

Robillard that es und erhielt etwas Geld, sich zu kleiden, mit dem Befehle, des Tages drauf sich an einem gewissen Orte einzufinden. Er fand sich ein, und kaum erkannte ihn Disenteuil unter seinem neuen Aufzuge. Er ließ ihn nach Rouen abreisen, wo er ihn einem seiner Freunde empfahl und ihm ein halbes Jahr alle Meister hielt, welche sein Aeußerliches auszubilden fähig sein konnten. Er legte sich besonders auf das Italienische, welches er sprechen lernte. Der Freund schrieb an den Disenteuil, daß er vollkommen wohl mit dem jungen Menschen zufrieden wäre, den er ihm empfohlen hätte. Disenteuil reiste sogleich ab und überzeugt sich mit eignen Augen, daß sein Schauspieler die bestimmte Rolle zu spielen im Stande sei. Er erklärte ihm nunmehr, daß er sich durch ihn an der hochmüthigen Marianne zu rächen Willens wäre, und Robillard ließ sich ohne viel Bedenken in sein Unternehmen ziehen; doch mußt' er ihm vorher versprechen, alle Angelegenheiten, so daraus erfolgen könnten, über sich zu nehmen. Er reiste hierauf mit seinem Patrone fort, welcher ihn in verschiednen guten Häusern als einen jungen Italiener, den man ihm empfohlen habe, vorstellte. Robillard spielte seine neue Person vortrefflich; er machte hier und da Bekanntschaften, und kam auch zu dem Herrn Dupuis, unter dem Vorwande, Verschiednes bei ihm zu kaufen. Weil er baar bezahlte und ohne viel zu handeln, so ward er gar bald ein Freund des Hauses. Er sahe Mariannen und empfand für sie, was man Geschmacke, Begierde nennen sollte, und was man ganz unrecht Liebe nennt. Er schlug verschiedne Ergötzungen vor, und seine Vorschläge wurden angenommen, bis es nach und nach so weit kam, daß er dem Herrn Dupuis frei erklärte, er sei von den Eigenschaften der schönen Marianne bezaubert und würde die Ehre, sein Schwiegersohn zu werden, für das größte Glück ansehen, welches ihm begegnen könnte. Dupuis bezeigte ihm seine Erkenntlichkeit und bat sich Zeit aus, seine Tochter dazu vorzubereiten. Robillard begriff leichte die Ursache dieses Aufschubs und kam dem Kaufmanne auf die Art zuvor, wie man sie ihm unter den Fuß gegeben hatte. „Es würde sehr ungerecht sein," sagte er, „wann ich verlangte, daß Sie mir wegen meines Vermögens und meiner Geburt auf mein Wort glauben sollten. Die Welt ist voller Herumschweifer, welche Abenteuer suchen, und so groß mein Verlangen auch ist, mich als der Gemahl der reizenden Marianne zu sehen, so verlange ich doch ihre Hand nicht eher, als bis Sie meinetwegen alle Er-

kundigungen, welche Ihnen Ihre Klugheit an die Hand giebt, werden eingezogen haben." Hiernennte Robillard dem Herrn Dupuis einen reichen Wechsler, an welchen er gewiesen sei, und der ihm nur noch vor drei Monaten beträchtliche Summen ausgezahlt habe. Mit diesem Wechsler hatte es seine Richtigkeit. Oisenteuil wußte nämlich, daß er die Familie kenne, deren Namen er den Robillard hatte annehmen lassen, und ließ ihm also von dem Orte, wo diese Familie war, Wechselbriefe und Gelder übermachen; so daß der Wechsler nicht im Geringsten anstand, dem Herrn Dupuis zu bekräftigen, daß er für seine Tochter keine bessre Wahl treffen könnte. Es kam also auf nichts weiter als auf die Einwilligung der Marianne an. Der vorgegebene Marquis gefiel ihr, sie wollte aber seinen Charakter kennen lernen und glaubte nicht, daß man sich auf den ersten Anblick verlassen müsse, wenn man eine Verbindung eingehen wollte, wovon das Glück oder Unglück des ganzen Lebens abhange. Sie ließ also dem Robillard zu verstehen geben, daß es ihr angenehm sein würde, wenn man die Heirath noch einige Zeit verschöbe, und weil sie in der Untersuchung, welche sie anzustellen sich vornahm, nicht zerstreuet werden wollte, so schlug sie ihm vor, sie auf das Landgut zu begleiten, wohin sich ihr Vater alle Jahre einmal begab. Oisenteuil, welcher bei dem Worte Aufschub gezittert hatte, faßte wieder neuen Muth, als er hörte, daß es auf das Land gehen sollte. Indem hier nun Marianne bemüht war, den Charakter des Robillard zu erkennen, entdeckte sie ihm alle Schönheiten des ihrigen, und endlich fing dieser Mensch, bei welchem bisher die Gewissensbisse sehr schwach gewesen waren, an, sein Unternehmen als eine Handlung anzusehen, welche die größten Züchtigungen verdiene. Die Liebe entdeckte ihm, was er der Redlichkeit und der Ehre schuldig sei; und so wie diese Liebe alle Augenblicke zunahm, so wurden auch seine Gewissensbisse stärker und stärker. Er bestritt sie eine Zeit lang, weil er nicht ohne Entsetzen den Zustand überlegen konnte, in welchen er sich dadurch stürzen müßte. Alles verschwand vor ihm in dem Augenblick, da er die Larve ablegen würde. Nichts blieb ihm übrig als seine Liebe, welche sein ganzes Leben zu beunruhigen drohte, gesetzt, daß er auch in einen andern Stand gelangen möchte, als derjenige war, aus welchem ihn Oisenteuil gerissen hatte. Doch zuletzt blieb die Tugend die stärkste. Marianne erklärte ihrem Vater, daß sie bereit wäre, dem Marquis die Hand zu geben, und sie wollte ihm selbst sein Glück ankün-

digen. Eine Traurigkeit, welche Robillard vergebens zu verbergen bemüht war, und welche sie für eine Wirkung seiner Liebe hielt, hatte sie zu seinem Vortheile schlüssig gemacht, da sie ohnedem mit Allem, was sie an seinem Charakter beobachtet hatte, vollkommen zufrieden war. Wie groß aber war ihre Bestürzung, als sie ihren Liebhaber in keine von den Entzückungen gerathen sahe, die sie erwartet hatte. Der lebhafteste Schmerz verrieth sich in dem Gesichte des Robillard's, und die Thränen entronnen ihm wider seinen Willen. Nachdem er eine lange Zeit in einem tiefen Nachdenken wie vergraben gewesen war, erhob er sich, küßte Mariannen die Hand, ohne daß er sich getraute, sie anzusehen, und machte sich aus dem Zimmer. Marianne wußte nicht, wem sie eine so wunderliche Aufführung zuschreiben sollte; sie ließ ihren Vater rufen, und indem sie ihm noch das, was vorgefallen war, erzählte, so kam ein Bedienter und meldete, der Marquis sei zu Pferde gestiegen und habe hinterlassen, daß man gegen Abend Nachricht von ihm haben sollte. Dupuis und seine Tochter erwarteten sie mit der größten Ungeduld. Gegen sieben Uhr kam auch in der That ein Mann mit einem Packte und einem Briefe. Der Brief war an Mariannen gerichtet, und dieses Inhalts:

„Mademoisell,

„Es wird mir theuer zu stehen kommen, Ihnen alle die Verbrechen zu entdecken, deren ich mich gegen Sie schuldig gemacht habe; doch was vermag nicht bei mir die Furcht, Sie ins Unglück zu stürzen? Diese Furcht ist es, welche mich abhält, den verhaßten Vorsatz Ihrer Verführung zu Stande zu bringen, und mich schlüssig macht, lieber in das Nichts wieder zurückzufallen, woraus man mich gezogen hat, als ein Glück zu genießen, welches ich nicht anders als durch Ihre Entehrung besitzen könnte. Ich bin in der Classe der allerverächtlichsten Menschen geboren; und Sie wegen der abschläglichen Antwort zu strafen, hatte man mich zu Ihrem Gemahl zu machen beschlossen. Zehntausend Livres, welche bei einem Wechsler in London niedergelegt worden sind, waren der Preis meiner Schandthat. Ich kannte die Abscheulichkeit derselben noch nicht, als ich mich dazu überreden ließ; die Liebe aber, welche sie mir eingeflößt hat, hat mir die Augen eröffnet. Ihr bin ich die Empfindungen der Ehre schuldig, nach welchen ich künftig meine Aufführung einzurichten entschlossen bin; Empfindungen, welche ich so lange behalten und

schätzen werde als meine Liebe. Verzeihen Sie mir dieses Wort, Mademoisell; es muß Sie beleidigen, denn Sie waren nicht gemacht, sie Menschen von meinem Stande beizubringen. Doch Sie denken allzu edel, als daß Sie Sich über die Wirkung Ihrer Reize, welche mich gänzlich verwandelt haben, erzürnen sollten. Meine Tugend werde ich Niemanden als Ihnen schuldig sein. Wie glücklich, wann Sie meine Reue dahin bringt, daß Sie ohne Abscheu an mich denken können! Wann Sie diesen Brief erhalten, werde ich schon aus Paris sein, welches ich auf ewig verlasse. Die Kriegsdienste eröffnen mir eine rühmliche Zuflucht, und ich hoffe, durch Vergießung meines Bluts für das Vaterland bald das Verbrechen auszusöhnen, dessen ich mich gegen Sie schuldig gemacht habe. Ich habe lange Zeit bei mir angestanden, ob ich Ihnen den Namen Desjenigen entdecken soll, welcher mich zu dieser Niederträchtigkeit verführet hat; zuletzt aber fand ich, daß ich Sie nothwendig in den Stand setzen müsse, künftig seine Verfolgung vermeiden zu können. Lassen Sie also, wenn es Ihnen gefällig ist, dem Herrn Disenteuil die Kleider, die Edelsteine und das Geld, welches ich hier zurückschicke, wieder zustellen: ich mag nichts behalten, worüber ich erröthen müßte."

Es ist unmöglich, die Bestürzung auszudrücken, in welche Herr Dupuis und seine Tochter bei Lesung dieses Briefes geriethen. Der Unwille war die erste Empfindung, welche sich ihnen lebhaft fühlen ließ. Ein solches Abenteuer, wenn es bekannt würde, war fähig, Mariannen nicht wenig Nachtheil zu verursachen; und gesetzt auch, daß es verborgen blieb, was würde die Welt von der Verschwindung des Marquis denken, dessen Bemühungen um Mariannen so öffentlich gewesen waren? Mit diesen Gedanken brachte der Vater die ganze Nacht zu, und da er sich nicht entschließen konnte, die Spöttereien auszuhalten, welche ihm seine Leichtgläubigkeit von allen Seiten zuziehen würde, so nahm er sich vor, Paris zugleich zu verlassen, da er ohnedem Geld genug besaß, die Handlung aufgeben zu können. Er entdeckte Mariannen seinen Entschluß und bat sie, ihm ihre Meinung zu sagen. Marianne hatte die Nacht ebenso unruhig zugebracht als ihr Vater. Mitten in ihrem Zorne gegen den Robillard hatte sie eingesehen, wie viel ihr dieser Mensch aufopferte, und sie konnte sich nicht enthalten, die Größe seiner Seele zu bewundern, welche ihn, seinem Glücke und seiner Liebe zu entsagen, getrieben hatte. „Was suchte ich denn in Einem von Adel?" fragte sie sich selbst. „Eine große und tugendhafte Seele.

Doch ich irrte mich; das Edle der Gesinnungen kann mit dem Niedrigen der Geburt ganz wohl bestehen. Robillard ist der Beweis davon. Warum sollte ich mich schämen, das Unrecht, welches ihm das Glück erzeigt hat, gut zu machen? Warum sollte ich zugeben, daß er das Opfer seiner Redlichkeit würde?" Zu diesen Empfindungen gesellte sich noch ein lebhaftes Verlangen, den Disenteuil zu beschämen. Konnte sie ihn mehr erniedrigen, als wenn sie ihm diesen Robillard vorzöge, welchen er als den Verächtlichsten unter allen Menschen ansahe? Sie entschloß sich also dazu, vorausgesetzt, daß ihr Vater gütig genug wäre, ihr seine Einwilligung nicht zu versagen. Der gute Mann machte anfangs Schwierigkeiten, aus Furcht, was die Welt von einer solchen Heirath sagen würde. Doch seine Tochter zeigte ihm klar, daß sie lange nicht so viel sagen könnte, wenn sie diese Heirath vollzögen, als wenn sie sie nicht vollzögen. Robillard hatte frei mit ihr gelebt, zwar vor den Augen des Vaters, doch die Bosheit des Disenteuil würde diesen Umgang gewiß auf der nachtheiligsten Seite vorstellen. Er würde sich ein unmenschlich Vergnügen daraus machen, einem Jeden, der ihn anhören wollte, Histörchen davon in das Ohr zu erzählen, und ihre Abwesenheit würde Allem, was er sagte, einen Schein der Wahrheit geben. Herr Dupuis war nicht sowol von den Gründen seiner Tochter überführt, als von der Liebe gerührt, die sie, wie er glaubte, gegen den Robillard hegte, welchen er selbst als seinen Sohn geliebt hatte. Er versprach also der Marianne, ihr in allen Stücken freie Gewalt zu lassen, wonn sie den Aufenthalt ihres Geliebten entdecken könnte. Dieses schien schwer zu sein. Der Brief hatte keine Unterschrift, und der Ort war nirgends genennt, nach welchem er sich von Paris begeben wollte. Marianne fragte den Bedienten, ob der Mann, welcher den Packt gebracht, nichts gesagt hätte, was den Aufenthalt des Robillard's verrathen könnte. Man antwortete ihr, nein; ein anderer Bedienter aber kannte diesen Mann, zu welchem sich Marianne bringen ließ und von ihm erfuhr, daß Derjenige, nach welchem sie fragte, unter dem Regimente des Grafen von D** Dienste genommen habe. Herr Dupuis kannte diesen Grafen, und er begab sich sogleich mit seiner Tochter zu ihm, die Entlassung dieses neuen Soldaten von ihm zu erbitten. Der Capitän willigte in Ansehung seines Obersten ganz gerne darein, und Robillard, welcher schon in Thionville war, bekam Befehl, mit einem Sergenten wieder nach Paris zu kommen. Der Oberste wußte noch

nicht, welchen Antheil Marianne an diesem jungen Menschen nahm, als er ihm einen Brief von seinem Hauptmann überbrachte. Sein gutes Ansehen gefiel ihm ungemein, und nach verschiednen andern Fragen that er auch diese an ihn, ob er den Herrn Dupuis kenne. Bei diesem so werthen Namen ward Robillard auf einmal niedergeschlagen und glaubte, daß nunmehr sein Verderben unvermeidlich sei. „Die anbetenswürdige Marianne," sagte er zu dem Grafen, „will meinen Tod; sie wird ihn aber blos einige Tage beschleunigen. Der Schmerz, sie betrogen zu haben, konnte mir nicht anders als tödtlich sein. Ich würde zwar seine Wirkung nicht erwartet haben, und mein Wille war, mich in alle Gefahren zu stürzen, um ihr das Opfer je eher je lieber zu bringen." Diese Rede war für den Obersten ein Räthsel; Robillard aber gab ihm den Schlüssel dazu, und dieser Herr, welcher von der Reue und von den Verdiensten dieses jungen Menschen gerühret war, fürchtete selbst, Marianne möchte in der That die Absicht haben, sich zu rächen, und bot ihm Geld an, sich in fremde Länder zu begeben, um ihrem Hasse zu entgehen. Robillard dankte ihm auf das Lebhafteste, sein Anerbieten aber schlug er aus. „Ich bin strafbar," sagte er, „und ich werde vergnügt sterben, wenn Marianne ihren Zorn, den ich verdienet, in meinem Blute stillen kann." Er wollte sogleich hingehen, sich zu ihren Füßen zu werfen; der Oberste aber setzte sich dawider und schickte hin, den Herrn Dupuis und seine Tochter zu sich bitten zu lassen. Sobald er Mariannen sahe, welche ihn mit vieler Hitze fragte, ob er keine Nachricht von Robillarden hätte, nahm er sie bei der Hand und sahe sie steif an. „Wem soll ich," sagte er, „Ihre Hitze Schuld geben? So viel Lebhaftigkeit verräth entweder viel Haß oder viel Liebe; sagen Sie mir, von welcher dieser beiden Leidenschaften Sie getrieben werden!" „Von Liebe," antwortete Marianne, und erröthete „doch ich weiß nicht," fuhr sie fort, „warum ich roth werde, da Robillard, sobald er anlangt, mein Gemahl werden soll." Sie war Willens, dem Obersten die ganze Geschichte zu erzählen, als er sie umfaßte und sagte: „Liebenswürdige Marianne, ich beneide das Glück Ihres Geliebten, ich glaube aber, daß er es verdient; Ihre Empfindungen machen Sie in meinen Augen weit reizender als Ihre Schönheit, welche ich bis jetzo bewundert habe." Sogleich ließ der Graf Robillarden rufen, welcher über die Gegenwart des Herrn Dupuis und seiner Tochter erstaunte und sich zu ihren Füßen warf. Marianne kündigte ihm sein Glück an, er

hatte aber Mühe, es zu glauben. Der Oberste versprach Mariannen, ihrem Geliebten eine Compagnie zu verschaffen, und drei Tage darauf ward die Hochzeit öffentlich vollzogen. Den Tag vor der Hochzeit schrieb Marianne folgende Zeilen an den Disenteuil:

„Sie werden mir erlauben, mein Herr, daß ich Ihnen die lebhafteste Dankbarkeit bezeige und Sie ersuche, mir die Ehre zu erweisen, der Vollziehung meiner Verbindung beizuwohnen, welche Ihr Werk ist. Ich hatte beschlossen, meine Hand nur einem Edeln zu geben, und ich verstand darunter einen Menschen, welcher edle Gesinnungen habe. Ich muß es aber gestehen, ich war in dem Irrthume, daß ich glaubte, edle Gesinnungen könnten nur eine nothwendige Folge einer edeln Geburt sein. Sie haben mir diesen Irrthum benommen. Die Liebe, welche dem Robillard Empfindungen beigebracht hat, wovon Sie niemals den geringsten Begriff haben werden, hat ihm in meinen Augen alle Vorzüge des Adels gegeben, welche mir um so viel schätzbarer vorkommen, da er sie sich allein zu danken hat. Ich heirathe ihn morgen, und ohngeachtet des Abscheus, mit welchem mich Ihr Verfahren gegen Sie erfüllen sollte, werde ich Zeit meines Lebens daran denken, daß ich das Glück meines Lebens dem verächtlichsten unter allen Menschen zu danken habe."

Der Oberste hielt dem Robillard sein Wort. Er riß sich aus den Armen seiner Geliebten, und nachdem er sich bei Fontenay vor den Augen des Königs vorgethan hatte, erkundigte sich dieser Monarch nach seinem Namen. Der König erfuhr von dem Obersten sein besonders Abenteuer und ließ ihm sogleich den Adelsbrief ausfertigen. Nach dem letzten Frieden kam er unter ein altes Regiment, wo er sich die Hochachtung und Freundschaft aller Officiere erworben hat.

Den übrigen Raum mögen folgende Sinnschriften einnehmen, wobei wir nichts zu erinnern finden, als daß die zwei ersten, welche sich von den übrigen allzu vorzüglich unterscheiden, als daß sie von einem Verfasser sein könnten, von auswärts an uns gekommen sind.

Das deutsche Kriegswesen [unterzeichnet W*, ist von Kästner]. 1)

1) S. K.'s Werke, Berlin 1841, I. S. 6 (mit einem Zusatze von vier Zeilen). Vergl. Vorbem. S. 17.

Auf den Marschall von Sachsen [unterzeichnet $\overset{o}{5}1 \; 1\overset{1}{9}$ aaa eeee ii ooo u].[1])
Auf das Gedichte „Die Sündfluth" (s. Theil I. S. 148).
Auf Herr Merkeln, Erfinder der Quadratur des Cirkels in Schwaben (s. Theil I. S. 149).
An Herrn D** (s. Theil I. S. 136).
Auf den Pompiel (s. Theil I. S. 130).
An Herrn F** (s. Theil I. S. 141).
Von C** (s. Theil I. S. 148, unter der Ueberschrift: Auf den Sophron).[2])
Auf des Herrn C** Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte (s. Theil I. S. 151).
Nachahmung der 84. Sinnschrift im 3ten Buche des Martial's (s. Theil I. S. 148).
An Grillen (s. Theil I. S. 128).

---

1) Von mir ward Moritz Dir gegeben.
Warf Deutschland trotzig Frankreich vor.
Ich weiß, sprach Gallien, daß ich ihn nicht gebor,
Mir aber weiht er doch sein Leben.
Das Glück gab Dir ihn erst: Du lässest Dir ihn nehmen.
Ist das zum Prahlen Grund? Ist's einer sich zu schämen?

Auch dies Epigramm hat Kästner zum Verfasser, der dasselbe später auf Leibnitz umarbeitete und so in dem gött. Musen=Almanach von 1771, S. 57, wieder abdrucken ließ. Die Gesammtwerke enthalten es in dieser Variation I. 30. (Hiernach ist auch Vorbem. S. 17 zu vervollständigen.) A. d. H.

2) Die im ersten Theil dieser Ausgabe enthaltenen Poesien Lessing's sind nach der Ausgabe seiner Schriften von 1771 abgedruckt. — A. d. H.

Monat August 1751.

Eine Geschichte.[1])

In einer von den Inseln, welche der Stadt Hières in der Provence gegenüber liegen, sieht man zwischen den Felsen ein kleines, aber altes Schloß am Rande des Meeres, wovon die Beschreibung in einem spanischen Roman wenigstens zwanzig Seiten einzunehmen verdiente.[2]) Auch ich würde dieses Blatt damit auszuschmücken nicht vergessen und der gothischen Baukunst alle Kunstwörter, wann sie anders welche hat, abborgen, wenn ich nicht die Ungeduld meiner Leser befürchten müßte. Der Deutsche geht gerne seinen geraden Weg. Ich will also nur einer Allee von Pomeranzenbäumen gedenken, welche in diesen Inseln sehr häufig sind. In dieser Allee war es, wo im Monate September vergangenen Jahres zwei Schwestern spazieren gingen, deren Vater dieses einsiedlerische Schloß besitzt.

Die älteste von diesen zwei Schwestern ist schön, die jüngste ist sehr artig; die eine erweckt Bewunderung, die andre Liebe. Die älteste, welche ich Lucile nennen will, liebt das Abenteuerliche; Marianne, ihre jüngere Schwester, begnügt sich, natürlich und aufgeweckt zu sein, womit sie ein gutes Herz und viel Verstand verbindet. Lucile hat auch Verstand, zu viel spröde Gesinnung und Eigenliebe aber, Andre außer sich zu lieben. Marianne liebte ihre Schwester zärtlich, die sich gleichwohl aus Stolz eine Art von Herrschaft über sie anmaßte, welche ernsthafte Frauenzimmer über aufgeweckte zu haben vermeinen. Lucile näherte sich mit langsamen Schritten dem Ufer des Meeres. Sie

---

1) Vergl. die Vorbemerkung S. 17 u. 18.

2) Lessing beschäftigte sich in jener Zeit vielfach mit der spanischen Literatur. — A. d. H.

war seit einigen Tagen traurig. Marianne zog sie damit auf, daß sie der Vater aus eigennützigen Absichten an einen benachbarten Edelmann, welcher weder jung noch liebenswürdig war, verheirathen wollte. „Diese Heirath ist gar nicht für Dich,“ sagt Marianne scherzend zu ihr. „Du bist geboren, am Ende eines Romans einen Cyrus [1]) oder einen Orondates zu heirathen.“

In der That war die Denkungsart der Lucile ziemlich romanenmäßig; eine Schwachheit, von der man seit langer Zeit bei Hofe und in der Stadt nichts mehr weiß, und die man in wüste Schlösser verbannt hat, wie dasjenige war, welches Lucile bewohnte, wo die Romanen die einzige Gesellschaft sind. Sie hatte eben die Geschichte von Leander und Hero in der Hand, worinne sie verschiedene Stellen fand, die sehr wohl zu den Ideen paßten, womit sie sich beschäftigte. Nachdem sie ihre Augen ziemlich lange auf dem Meere hatte herumschweifen lassen, fiel sie in ein tiefes Nachdenken. Marianne fragte sie um die Ursache; sie antwortete mit Seufzern. Doch Marianne drang so lange in sie, bis sie sich entschloß, das Stillschweigen zu brechen. Anfangs ließ sie sich ungeachtet ihres natürlichen Stolzes soweit herab, daß sie ihre Schwester umarmte und recht aufrichtig umarmte; denn sie liebte alle Diejenigen sehr zärtlich, die sie nöthig hatte. Hierauf reichte sie ihr mit einer kostbaren Geberde das Buch und sagte: „Da hier! lies, lies einmal die Unruhen und Verwirrungen der zärtlichen Hero, worinne sie ihren geliebten Leander, welcher durchs Meer zu ihr schwimmen soll, auf dem Thurme erwartet.“ „Ich brauche das Buch nicht,“ versetzte Marianne, „um zu wissen, daß Du wie Hero einen geliebten Leander erwartest. Die Anverwandte dieses Leander's hat mir Dein Abenteuer erzählt; ich that aber aus Vorsichtigkeit und Hochachtung gegen meine ältere Schwester, als ob ich es nicht wüßte. Ich weiß, daß, als er diese Insul, woselbst er vor einigen Monaten ankam, verließ, er Dir zurückzukommen und bei unserm Vater um Dich anzuhalten versprach.“

Als Lucile sahe, daß sie schon um die Sache wußte, so machte sie ihr länger aus ihrer Liebe kein Geheimniß, aus der Liebe nämlich, die sie zu haben glaubte; denn der Stand und das Vermögen ihres Leander's hatte sie weit mehr gerührt als sein Verdienst. Allein sie liebte große Gesinnungen; sie strebte darnach und brachte es endlich dahin, daß sie sich etwas wirklich

1) Le grand Cyrus, Roman der Mlle. Madeleine de Scudéry († 1701). — A. d. H.

zu fühlen überredte, was sie sich nur einbildete. Sie hatte nichts als poetische Bilder von der Liebe im Kopfe und predigte Mariannen Alles vor, was man nur möglicher Weise von der schönsten Leidenschaft Schönes sagen kann.

„Zur Sache!“ antwortete Marianne; „Leander ist sehr reich; der Gemahl, dem Dich mein Vater bestimmt, ist es eben nicht. Ich will ihn heirathen, Dir die Freiheit zu lassen, den Andren heirathen zu können. Ich will unsern Vater schon dahin bringen.“

Der Vater war ein guter Dorfjunker, dem die Geartheit der Marianne gefiel; daher er sie weit mehr als die ältere Tochter liebte. Bei Tische besonders pflegte der gute Alte, welcher ebenso empfindlich für den Wein als für das muntre Wesen seiner jüngern Tochter war, die häuslichen Angelegenheiten mit ihr abzuthun. Gleichwohl hatte sie Mühe, von ihrem Vater, welcher sich ein Bedenken machte, das Recht der Erstgeburt nicht zu beobachten, die Einwilligung zur Heirath vor ihrer älteren Schwester zu erhalten. Es mußte Lucile dieses Recht schriftlich an Mariannen abtreten, und da Lucile die wahrhafte Ursache ihrem Vater nicht entdecken wollte, so sagte sie nur: sie empfände, ich weiß nicht was für eine Antipathie gegen den Gemahl, welchen sie ihrer Schwester abgetreten. Man machte sich nicht wenig über diesen mit dem Rechte der Erstgeburt abgetretenen Liebsten lustig. Der ehrliche Vater trank auf die Gesundheit der neuen erstgebornen Marianne. Die Verbindung ward beschlossen, und der Edelmann, welcher ohnedem Mariannen mehr liebte als Lucilen, willigte darein.

Beide Schwestern waren gleich vergnügt. Denn Marianne, die gegen ihr eigen Vortheil ganz gleichgiltig war, theilte die Hoffnung eines schimmernden Glücks recht aufrichtig mit ihrer Schwester. Unterdessen verflossen einige Tage, und die Zeit, die Leander zu seiner Zurückkunft festgesetzt hatte, war bereits verstrichen. Lucile fing an, tödtliche Unruhen zu empfinden, und Marianne schob ihre kleine Ausstattung von einem Tage zum andern auf, fest entschlossen, sie ihrer Schwester wieder abzutreten, im Fall ihr die andre fehlschlagen sollte.

Eines Tages befanden sich Beide am Ende ebenderselben Allee, aus welcher man auf das offne Meer sehen konnte. Lucile hatte ihre Augen gegen die Rhede von Toulon geheftet, von wannen Derjenige kommen sollte, der sich nur deswegen von ihr beurlaubt hatte, die Einwilligung seiner Eltern in diese Heirath

zu holen. Sie war in Traurigkeit versenkt, als sie ein Schiff gewahr ward. Dieser Gegenstand brachte sie außer sich, als ob kein ander Schiff auf dem Meere sein könnte als dasjenige, welches ihren Geliebten zurückbringen sollte. Ihre Freude wurde verdoppelt, als ein Wind, welcher sich erhob, das Schiff gegen ihre Insel zu treiben schien. Doch dieser Wind war ihren Wünschen nicht lange günstig. Zwar nahte sich das Schiff mit vieler Geschwindigkeit; plötzlich aber entstand ein so fürchterliches Ungewitter, daß sie die Abgründe für ihren Leander offen sahe. Die romanhafte Lucile würde ohne Zweifel, wenn sie diesen Ort ihrer Geschichte erzählen sollte, sagen, daß die Marter in ihrer Seele nicht weniger stürmisch als auf dem Meere, wo das Schiff untergehen sollte, gewesen sei.

Nach einigen gefährlichen Stunden warf ein Windstoß das Schiff an das Ufer, zwischen die Felsen, nicht weit vom Schlosse. Man stelle sich das Vergnügen vor, welches Lucile empfand, als sie ihren Geliebten in Sicherheit sahe.

Leander sollte sich bei seiner Zurückkunft bei einer Nachbarin einfinden, wo die ersten Unterhaltungen vorgefallen waren. Sie war gleich auf dem Schlosse, wohin sich beide Schwestern in aller Eil begaben, ihr von dem, was sie gesehen hatten, Nachricht zu geben. Dem Vater etwas davon zu sagen, hielten sie noch nicht für gut. Lucile sagte ihm nur, daß sie diese Nacht bei ihrer Nachbarin zubringen wollte, wie sie es schon ofte gethan hatte. Marianne aber blieb zu Hause, ihrem Vater Gesellschaft zu leisten, welcher sich ihrer nicht entschlagen konnte.

Kaum war Lucile mit der Nachbarin in den Wagen gestiegen, als ein Mensch vom Schiffe kam und mit dem Herrn des Schlosses zu sprechen verlangte. Dieser Mensch war eine Art eines groben Bedienten, welcher mit einer traurig schrecklichen Erzählung anfing, wie viel sein junger Herr während des Sturms erlitten habe. Mitleiden zu erwecken, ließ er sich ziemlich weitläuftig über alle gute Eigenschaften aus, die er an ihm wahrgenommen zu haben glaubte, und schloß endlich mit der Bitte um ein Nachtlager für ihn.

Der Vater, der beste Mann von der Welt, ließ sogleich die Fackeln anzünden, weil es beinahe Nacht war. Er wollte sich selbst an das Ufer begeben, wohin ihm Marianne aus Neugierde, den Liebsten ihrer Schwester zu sehen, folgte. Sie zweifelte nicht, daß er den Sturm nur zum Vorwande brauche, unbekann-

ter Weise in das Schloß zu kommen, wo er Lucilen schleuniger zu sehen hoffen konnte als bei seiner Anverwandtin.

Indem sie auf das Ufer zugingen, wurden sie bei dem Schimmer andrer Fackeln auf einem Wege zwischen den Felsen verschiedne Bediente gewahr, die sich um ihren Herrn, welcher eben das Schiff verlassen hatte, beschäftigten. Er war, weil er allzu viel Ungemach in dem Sturme ausgestanden hatte, in eine Art einer Ohnmacht gefallen. Marianne betrachtete ihn sehr aufmerksam, sie bewunderte seine Schönheit und bewunderte sie so sehr, daß sie endlich anfing, ihrer Schwester einen solchen Liebhaber zu mißgönnen. Unterdessen kam er wieder zu sich. Kaum warf er die Augen auf Mariannen, als sein Uebel auf einmal verschwand, und er nichts als das Vergnügen, sie zu sehen, fühlte.

Man bewundre hier die verschiednen Wirkungen der Liebe. Auf einmal ist die natürliche Lebhaftigkeit der Marianne von einer hervorbrechenden Leidenschaft erstickt, da unterdessen ein fast todter Mensch durch ein Feuer, dessen Heftigkeit er bei dem ersten Anblicke fühlte, neu belebt wird. Nie ist eine Leidenschaft in ihrer Geburt so lebhaft gewesen. „Wie ist es aber möglich," wird man sagen, „daß dieser Leander, welchen eine ganz andre Neigung über das Meer zu Lucilen führte, den Augenblick so empfindlich gegen Mariannen sein sollte?" Noch ist es nicht Zeit, auf diese Frage zu antworten. Man bilde sich blos einen Menschen ein, den nichts als die Liebe beseelt. Seine Augen waren auf Mariannen geheftet, welche die ihren zur Erde niedergeschlagen hatte. Beide waren stumm, und der Vater allein führte die Unterredung, doch ohne die Ursache ihres Stillschweigens zu vermuthen. Endlich kommen sie auf dem Schlosse an, wo Marianne sogleich alle ihre Sorgfalt sehen läßt. Sie läuft, sie ordnet an und ist mit einem Eifer um ihren liebenswürdigen Gast besorgt, den sie bis jetzo nur einer zärtlichen Gastfreiheit zuschreibt. Der Vater befahl, die Lucile auf das Schleunigste nach Hause kommen zu lassen, seinem neuen Gaste die Gesellschaft noch angenehmer zu machen, welchen man unterdessen mit seinen Bedienten in einem Zimmer alleine gelassen hatte.

Man gab der Lucile bei ihrer Nachbarin davon Nachricht. Sie kam auf das Schleunigste. Sie war außer sich vor Freuden. Marianne aber fing an, verdrüßlich zu werden. Dieses gute Mädchen hatte ihre Liebe schon gemerkt, sie schämte sich, die Mitbuhlerin ihrer Schwester zu sein, und faßte in dem Augenblicke

den festen Entschluß, eine Leidenschaft zu unterdrücken, welche ihren tugendhaften Gesinnungen so sehr zuwider war. Sie lief der Lucile entgegen, sie wünschte ihr aufrichtig Glück, sie lobte den neu Angekommnen, sie übertrieb Alles, was sie Angenehmes in seiner Gesichtsbildung und in seinem Bezeigen bemerkt hatte, und indem sie sich unmerklich dem Vergnügen, ihn zu loben, überließ, so macht sie ihr eine so lebhafte Beschreibung von ihm, daß sie sich ihn selbst noch tiefer in das Herz drückte, als er schon darinne war. Sie schloß ihre Lobeserhebung mit einem Seufzer und der Ausrufung: „Ach, Schwester, wie glücklich bist Du!“ Auf einmal kam ihre Ueberlegung wieder. Sie blieb stumm und verwirrt und erstaunte, daß sie sich noch verliebt fand, da sie doch beschlossen hatte, es nicht länger zu sein.

Lucile machte unterdessen, bis Leander erschien, eine Menge romanenhafte Betrachtungen über die Besonderheit dieses Abenteuers. „Das geheimnißvolle Verfahren dieses Liebhabers von dem feinsten Geschmacke,“ sagte sie, „bezaubert mich. Er that in Gegenwart meines Vaters, als ob er auf dem Wege in Ohnmacht fiel, damit er einen Vorwand, unbekannter Weise herzukommen und mich angenehm zu überraschen, haben möge. Ich will ihm aus gleicher Feinheit des Geschmacks das Vergnügen lassen, zu glauben, daß er mich überrascht habe. Ich will, sobald er sich sehen läßt, ein außerordentliches Erstaunen annehmen, den angenehmsten Gegenstand — — —“ Hier ward Lucile von einem Bedienten unterbrochen, welcher ihr meldete, daß das Abendessen bereit sei. Die beiden Schwestern traten zu der einen Thüre in den Saal, indem der Vater mit dem angenehmesten Gegenstande zu der andern hineinkam. Dieser ging auf sie los, Lucilen seine Ergebenheit zu bezeigen. Sobald sie ihn sah, that sie einen Schrei und blieb unbewegt, ob sie gleich versprochen hatte, zu thun, als ob sie erstaunt wäre. Marianne fand die Verstellung ein Wenig zu übertrieben; der Vater aber gab nicht darauf Acht, weil er auf gar nichts Acht gab, so ein guter Vater war er.

Lucile war in der That sehr erstaunt. Und wie sollte sie es nicht sein? Der Unbekannte war ihr erwarteter Leander nicht. Es war ein junger Kaufmann, den aber seine Bildung und Gestalt ebenso liebenswürdig als den artigsten jungen Herrn machten. Er war sehr reich und brachte auf seinem Schiffe aus Indien sehr viel Waaren mit. Ein widriger Wind hatte ihn überfallen,

als er in die Rhede zu Toulon einzulaufen glaubte, und hatte ihn, wie wir gesehen haben, auf diese Insel verschlagen.

Der junge Liebhaber setzte sich mit dem Vater und den zwei Töchtern zu Tische. Die Abendmahlzeit war nicht allzu munter. Nur der Vater war völlig zufrieden und also der Einzige, welcher redte. Der Kaufmann, welcher von dem Schiffbruche, noch mehr aber von seiner neuen Liebe betäubt war, antwortete blos mit Höflichkeitsbezeugungen. Das Wunderbareste dabei ist, daß in ganzen zwei Stunden, die man bei Tische zubrachte, weder der Vater noch die Töchter seine Liebe merkten. Lucile, welche diesen falschen Leander nicht ohne Betrübniß ansehen konnte, schlug beständig die Augen nieder; und Marianne, die es sich selbst abgemerkt hatte, daß sie ihn nur allzu gerne ansähe, wollte sich damit bestrafen, daß sie ihn nur verstohlner Weise ansahe. Was den Vater aber anbelangte, so wäre er eher, ich weiß nicht auf was, als auf eine so schleunige und heftige Liebe gefallen.

Man muß hier nicht vergessen, daß der Vater, welcher ein vollkommener Schmauser war, den Gast ohne Unterlaß zum Trinken, und seine Töchter, ihn aufgeräumt zu machen, ermunterte. „Wo ist Deine Munterkeit geblieben?" sagte er zu Mariannen. Sogleich zwang sie sich, munter zu sein. Weil aber die Scherze sich nicht gerne freiwillig Denjenigen darbieten, welche sie suchen, so betraf der erste, welcher ihr beifiel, das Recht der Erstgeburt, welches seit einiger Zeit der Stoff aller ihrer Unterhaltungen gewesen war. „Ich wundre mich sehr," sagte Marianne zu ihrem Vater, „daß Sie von mir verlangen, lustig zu sein, da ich doch ernsthaft sein muß. Die Ernsthaftigkeit kömmt mir, als der ältesten Schwester zu, und die Munterkeit ist für die jüngere." Der Kaufmann schloß natürlicher Weise daraus, daß Marianne die älteste sei. Diesen Umstand merke man. Nachdem man ihn endlich auf das Beste bewirthet hatte, so führte ihn der Vater in sein Zimmer. Lucile blieb mit ihrer Schwester alleine und entdeckte ihr, daß dieses ihr Liebhaber nicht sei. Wie groß hätte die Freude der Marianne sein müssen, wenn sie ein weniger gutes Herz gehabt hätte; so aber schlug sie die Traurigkeit ihrer Schwester fast ebenso sehr nieder, als ihr die Betrachtung, keine Mitbuhlerin an ihr mehr zu haben, Vergnügen erweckete.

Die zwei Schwestern begaben sich jede in ihr Zimmer, wo sie wenig schliefen. Marianne überließ sich ohne Bedenken allen Gedanken, welche ihrer Liebe schmeicheln konnten. Lucile aber machte nichts als traurige Ueberlegungen, weil sie verzweifelte,

ob sie den Leander, von dem sie ihr Glück hoffte, jemals wiedersehen würde. Sie war aber dazu bestimmt, durch alle Zufälle erfreut zu werden, welche der Marianne schmerzlich fallen konnten. Der junge Kaufmann war in seinen Leidenschaften sehr lebhaft, und was noch mehr ist, so hatte er nicht Zeit zu seufzen, weil er wieder nach Indien zurückkehren mußte. Er faßte also seinen Entschluß ebenso schleunig, als seine Liebe entstanden war. Der Vater kam des Morgens in sein Zimmer und fragte ihn, wie er geruhet habe. „Sehr schlecht," sagte er, „aber ich habe hunderttausend Thaler baar Geld." Der Vater verstand diese kaufmännische Beredsamkeit nicht sogleich; doch der Liebhaber erklärte sich deutlicher, und verlangte seine älteste Tochter zur Ehe. Beide waren Leute von wenig Umständen. Die Sache kam den Augenblick zu Stande. Der Vater verließ das Zimmer und beschwor seinen Gast, noch einige Stunden zu ruhen. Unterdessen wolle er seiner Tochter ihr Glück ankündigen. Der ehrliche Mann war so außer sich, daß er sich auf die Scherzreden, die man wegen des Rechts der Erstgeburt über Tische geführt, und die der Kaufmann nach den Worten genommen hatte, nicht besann. Wie betrübt war diese Zweideutigkeit für Mariannen, als der Vater Lucilen zu melden kam, der reiche Kaufmann sei in sie verliebt. Weil Lucile sahe, daß er weit reicher als ihr Leander sei, so dachte sie auf nichts, als wie sie ihre Unbeständigkeit durch große Gesinnungen rechtfertigen möchte. Sonderlich brauchte sie ihre Pflicht dazu. „Es ist löblich," sagte sie, „daß man seine Liebe dem väterlichen Willen aufopfert." Was Mariannen anbelangte, so würde sie sich gewiß dem Vergnügen, ihre Schwester wohl versorgt zu sehn, überlassen haben, wann dieses ihr erster Gedanke gewesen wäre; so aber bemeisterte sich ihrer ein andrer erste Gedanke. Welcher Schmerz, zu erfahren, daß Derjenige, welchen man liebt, in die Schwester verliebt ist!

Während der Zeit, als dieses auf dem Schlosse vorging, langte Leander, der wahrhafte Leander, bei der Anverwandtin an, welche in aller Eil Lucilen davon Nachricht zu geben kam. Sie fand sie aber gegen diese Nachricht sehr unempfindlich. Ihre schöne Leidenschaft war verschwunden. Leander hätte sollen eher kommen. Sie urtheilte mit vieler Feinheit, daß ein Liebhaber, welcher sich zu späte einfindet und nicht mehr als funfzigtausend Thaler besitzt, wohl verdiene, daß man ihn einem Manne von hunderttausend Thaler aufopfre. Die Anverwandtin des Leander's erzürnte sich anfangs über eine so offenbare Untreue;

Lucile aber bewies ihr nach den Regeln der allerfeinsten Liebe, daß Leander zuerst Unrecht gehabt habe, daß die Fehler des Herzens unvergeblich wären, daß je mehr ein Frauenzimmer liebe, je mehr sei es verbunden, sich zu rächen, und daß die zärtlichste Rache, die man gegen einen Liebhaber, welcher uns vergißt, ausüben könne, darinne bestehe, daß man ihn wieder vergesse.

Nachdem sich Lucile sehr sinnreich gerechtfertigt hatte, so floh sie zu ihrem Nachttische, ihrem Liebsten bei seinem Erwachen wenigstens so schön als die aufgehende Sonne zu scheinen. Die Anverwandtin des Leander's, welche ihm mit einer wahren Freundschaft zugethan war, begab sich voller Verdruß fort und überzeugte den Leander von der Untreue der Lucile so wohl, daß er von Stund an die Insul zu verlassen und niemals wiederzukommen beschloß.

Marianne that ihr Möglichstes, einem Vater ihre Liebe und Betrübniß zu verbergen, welcher es sich äußerst angelegen sein ließ, Alles zu thun, was seinem neuen Schwiegersohne gefallen könnte. „Komm, meine Tochter," sagte er zu Mariannen, „komm mit mir! Laß uns ihm durch unsre Sorgfalt und Höflichkeit zeigen, daß er in eine Familie tritt, welche alle mögliche Achtsamkeit gegen ihn haben wird. Er verdient sie, nicht wahr, meine Tochter? Nicht wahr, Dein Schwager ist recht liebenswürdig?"

Marianne folgte ihm, ohne zu antworten, voller Betrübniß, nichts als die Schwägerin dieses liebenswürdigen Schwagers zu sein. Sobald sie die Thüre des Zimmers erblickte, so kehrte sie ihre Augen weg, weil sie sich nicht getrauete, der Gefahr in das Gesichte zu sehen. Der Vater ging zuerst hinein und sagte unserm Liebhaber, daß seine älteste Tochter gleich hier sein würde; daß sie alle mögliche Erkenntlichkeit und sogar schon Hochachtung gegen ihn empfände. Diese kleine Schmeichelei entwischte diesem aufrichtigen Manne; denn Liebe und großer Reichthum verändern allezeit etwas, auch in dem Herzen des rechtschaffensten Menschen. Unterdessen kam Marianne ganz langsam herbei. Sobald sie ihr Liebhaber hereintreten sahe, so lief er ihr entgegen und sagte ihr hundert Schmeicheleien, wovon die eine immer verliebter als die andre war.

Marianne war so bestürzt und verwirrt, daß sie kein Wort hervorbringen konnte. Der Vater war nicht weniger erstaunt. Endlich blieben alle Dreie stumm und unbeweglich. Während dieses stummen Auftritts langte Lucile mit gemessnen Schritten an. Ihr Betragen war majestätisch und zärtlich; sie war glän-

zend und wie eine Göttin geschmückt, die ihre Anbeter aufsucht. Indem sie sich näherte, so fiel dem Alten der gestrige Scherz bei, welcher zu der Zweideutigkeit Gelegenheit gegeben hatte. Lucile geht ihren Weg fort, sie macht dem Kaufmann eine Verbiegung, und dieser schlägt voller Verwirrung die Augen nieder. Sie sieht diese Verwirrung für die Scham eines furchtsamen Liebhabers an, sie liebäugelt, ihn beherzter zu machen. Doch diese Stellung war für den ehrlichen jungen Menschen nicht länger erträglich; ohne ein Wort zu sagen, begab er sich also ganz sachte aus dem Zimmer. Was sollte man von einem solchen Verfahren denken? Die Liebe kann einen Liebhaber wol stumm machen, aber wird er deswegen fliehen? Lucile sieht ganz bestürzt ihre Schwester an, die es nicht wagen will, ihr ihr Unglück zu entdecken. Auch der Vater hat das Herz nicht, ihr den Irrthum zu benehmen. Er geht fort, Marianne folgt ihm, und Lucile bleibt alleine in dem Zimmer. Man urtheile von ihrer Verwirrung. Nimmermehr würde sie sich von selbst herausgefunden haben. Denn war es ihr wol möglich, zu glauben, daß man ihre Schwester mehr lieben könne als sie? Ich weiß nicht, wer sie aus ihrem falschen Wahne gebracht hat; so viel weiß ich, daß sie ihres Erstaunens ohngeachtet so viel Gegenwärtigkeit des Geistes behielt, daß sie sogleich zu ihrer Nachbarin lief, ihren wahren Leander wieder zurückzuholen. Es kommt drauf an, ob es ihr gelingen wird.

Als der Vater Lucilen aus dem Schlosse gehen sahe, so glaubte er, daß sie aus keiner andern Ursache zu der Nachbarin gehe, als weil sie keine Zeugin von dem Glücke ihrer Schwester abgeben wollte. Man war auf nichts als auf die Anstalten zur Hochzeit bedacht. Vorher wollte der Kaufmann noch verschiedene Waaren sehen lassen, welche er auf dem Schiffe hatte, wo dem Capitäne die Zeit ziemlich lang ward; denn das Schiff war wieder ausgebessert und im Stande, seinen Lauf fortzusetzen. Dieser Capitän war ein unverstellter Mann, der beste Freund von der Welt und dem Kaufmanne sehr zugethan. Er war sein Reisegefährte, sein Rathgeber und so zu sagen sein Vormund. Er erwartete mit größter Ungeduld Nachricht von seinem Freunde. Wie man aber gesehen hat, so beschäftigte ihn die Liebe allzu sehr, als daß er eher an den Capitän hätte gedenken sollen, als bis er ihn in das Schloß hereintreten sah. Er lief ihm entgegen, er umarmte ihn, und dieses war genug, daß ihn Alle in dem Schlosse wohl empfingen. Er nahm die Höflichkeitsbezeigungen

sehr frostig auf, weil er nicht anders als frostig sein konnte. Man setzte sich zu Tische; man ließ Wein bringen, das kalte Blut des Capitäns anzufeuren, und Jeder brachte ihm die Gesundheit seines jungen Freundes und seiner Liebste. „Auf die Gesundheit meines Schwiegersohns!“ sagte der Vater. „Auf die Gesundheit meines Schwiegervaters!“ sagte der Kaufmann. Hier sperrete der Capitän Augen und Ohren auf, und sein Erstaunen war außerordentlich. Er hatte geglaubt, seinen Freund krank und übel bewirthet zu finden, wie man es meistentheils in einem fremden Hause ist, und fand ihn voller Freude, ohne den geringsten Zwang, als ob er in seiner Familie wäre. Dieser misanthropische Seemann wußte nicht, was er von diesem Abenteuer denken sollte. So phlegmatisch er aber war, so schnell faßte er doch seinen Entschluß. Er hörte Alles an, und nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, so brach er das Stillschweigen durch einen Spaß nach seiner Art: „Zur Gesundheit der neuen Eheleute!“ sagte er. „Die Ehen über Tische sind völlig nach meinem Geschmacke; sie kommen in einem Augenblick zu Stande und zertrennen sich in einem Augenblick wieder.“

Endlich ließ er sich ganz ernstlich erklären, wie weit man in der Sache gekommen sei. Er verdoppelte sein kaltes Blut und versprach, das Hochzeitfest auf dem Schiffe auszurichten. „Komm, lieber Freund,“ sagte er zum Kaufmanne, „Du mußt helfen auf dem Schiffe Anstalt machen.“ „Recht gerne,“ antwortete der Freund, „ich habe ohnedem was aus meinen Koffern zu holen. Ich will meinem Schwiegervater meine Edelsteine zeigen.“ Sie begaben sich auch in der That gleich nach Tische dahin, und der Vater blieb mit Mariannen auf dem Schlosse, die sich auf der höchsten Spitze ihres Glücks sahe und Lucilen so sehr eben nicht bedauerte. Drei bis vier Stunden vergingen, und Marianne, welche ganz ungeduldig war, ihren Liebhaber wiederzusehen, fand, daß er zu lange außen blieb. Die Ungeduld vermehrte sich von Augenblick zu Augenblick, bis Jemand ohngefähr kam und die Nachricht brachte, daß der Capitän mit dem Kaufmanne abgefahren sei, und daß man das Schiff schon weit in der See sähe. Man wollte eine so unwahrscheinliche Sache lange nicht glauben. Man lief an das Ufer und ward das Schiff kaum mehr gewahr. Es ist unmöglich, die verschiednen Urtheile alle anzuführen, die man darüber fällte. Niemand konnte sich die Ursache einer so wunderlichen und schleunigen Abreise vorstellen.

Ich will es dem Leser nicht rathen, sich den Kopf darüber zu zerbrechen. Das Ende der Geschichte ist nicht mehr weit.

Nachdem man verschiedene Tage hinter einander unzählige Betrachtungen über die Erscheinung dieses verliebten und reichen Reisenden angestellt hatte, so vergaß man ihn endlich wie einen Traum. Angenehme Träume aber machen oft sehr tiefe Eindrücke auf das Herz einer jungen Person. Marianne konnte diesen zärtlichen Liebhaber nicht vergessen, und sie verdient, daß wir sie einen Augenblick bedauern. Jedermann bedauert sie, nur Lucile nicht, welche eine boshafte Freude empfand, durch die sie sich ein Wenig wegen ihres muthwilligen Verlusts schadlos hielt. Ihr Liebhaber hatte die Gelegenheit ergriffen und sich mit dem Capitän eingeschifft, fest entschlossen, niemals wiederzukommen; und der Edelmann, weil er sahe, daß man Mariannen dem Kaufmanne versprochen hatte, ließ es sich auch nicht einkommen, um Lucilen von Neuen anzuhalten. Der Vater hielt also für nöthig, die Verbindung mit Mariannen wieder vorzusuchen. Sie wollte sich ihm auch aufopfern, weil diese Heirath den häuslichen Umständen ihres Vaters, welche die besten nicht waren, ziemlich vortheilhaft schien. Die Ehestiftung war schon aufgesetzt, und man machte Anstalt zur Hochzeit.

Wie ging es aber dem Kaufmanne, seitdem wir ihn aus dem Gesichte verloren haben? Er war dem Capitäne nach seinem Schiffe gefolgt, wo er einige Edelsteine holen wollte. Er hatte ihn auf dem Wege von dem Vergnügen unterhalten, das Glück eines so würdigen Frauenzimmers machen zu können. Er langte auf dem Schiffe an, wo er alle seine Koffer auspackte, die Edelsteine und nöthigen Handschriften herauszunehmen. Er brachte hiermit geraume Zeit zu; endlich wollte er wieder auf das Schloß zurückkehren. Wie erstaunte er aber, als er sahe, daß sich das Schiff vom Ufer entfernte. Er schrie und lief zu dem Capitäne, welcher auf dem Obertheile des Schiffs war, wo er in aller Ruhe eine Pfeife Taback rauchte. „Liebster Freund," schrie der unruhige Liebhaber, „wir stoßen ja vom Lande!" „Ich weiß wohl," antwortete der Capitän ganz frostig und rauchte fort. „Es geschieht also auf Ihren Befehl?" versetzte der Andre. „Habe ich Ihnen denn nicht gesagt, daß ich vor meiner Abreise noch diese Heirath zu Stande bringen will? Warum spielen Sie mir einen so grausamen Streich?" „Weil ich Ihr Freund bin," sagte unser Tobacksschmaucher. „Wann Sie es sind," versetzte der Kaufmann, „so stürzen Sie mich nicht in Verzweiflung, führen Sie mich in die

Insel wieder zurück! ich bitte Sie, ich beschwöre Sie." Der feurige Liebhaber wirft sich ihm zu Füßen, er ist untröstlich, er weint. Kein Erbarmen! Der Capitän rauchte seine Pfeife aus, und das Schiff läuft immer seinen Weg fort. Umsonst stellt ihm der Kaufmann vor, daß er sein Wort gegeben habe, daß seine Ehre und sein Leben davon abhange. Der unerbittliche Freund schwört ihm, er werde es nimmermehr zugeben, daß er sich mit einer Million Vermögen verheirathe, ohne Zeit zu haben zu überlegen, was er thue. „Man muß," sagte er, „diese Liebe ein Wenig auf dem Meere spazieren führen, um zu sehen, ob sie nicht kälter wird, wenn sie einmal unter der Linie weg ist."

Endlich endigte sich diese Spazierfahrt bei Toulon, wo der Capitän anlandete, weil er sahe, daß sein Freund verzweifeln wollte. Dieser suchte sogleich ein ander Schiff und kehrte in die Insel zurück. Beinahe wäre er zu späte gekommen. Zu Mariannens Glück aber war ihre Heirath noch nicht weiter als bis zur Unterschreibung der Ehestiftung gekommen. Einige tausend Pistolen, die man dem Edelmann gab, machten den ganzen Contract nichtig. — — Der Schluß ist wie der Schluß von allen Romanen.

* * *

Der müßige Pöbel (s. Theil I. S. 66).
Niklas (s. Theil I. S. 67).
Der Neid (s. Theil I. S. 67 unter der späteren Ueberschrift: Die Küsse).
Der Furchtsame (s. Theil I. S. 141).
An die Liebe (s. Theil I. S. 70).

Monat September 1751.

Ueber das Heldengedichte der Messias.

Age, quaeso
Tu nihil in magno doctus reprehendis Homero?
Horaz.[1])

[Die hier folgende Abhandlung über Klopstock's Messias hat Lessing später in die kritischen Briefe (15. 16. u. 17.) aufgenommen, daher deren Abdruck an dieser Stelle unterbleibt. Am Schluß heißt es:]

Die Fortsetzung dieser Materie, weil sie vielleicht nicht nach eines Jeden Geschmacke sein möchte, wollen wir bis auf eine andere Gelegenheit versparen. Den übrigen Raum mögen einige kleine Sinnschriften und folgendes Schreiben einnehmen, welches eine ebenso feine als zu unsern tändelnden Zeiten nöthige Satire enthält.[2])

---

1) Satir., I. 10. 51.

„Auf denn!
Siehst Du, Kritiker, nichts beim Homer, das besser Du wünschest?" (K. G. Neumann.)

2) Das von Kästner herrührende, in seine Werke mit einem längeren Zusatze aufgenommene Schreiben (S. Ausgabe von 1841, II. 12—14) lautet:

An den Herausgeber.

„M. H. Haben Sie wohl jemals gehört, daß die Gabe, Anakreontisch zu dichten, ansteckt, wie die Elektricität oder wie die Pest? Ich habe in meinem Leben nicht Anakreontisch gedichtet und nie geglaubt, daß ich einen Trieb oder Geschicklichkeit dazu haben würde. Letztens lase ich über Tische in einer Zeitung eine allerliebste Anakreontische Ode: Der Wunsch. Ich setze mich nach Tische hin und denke, es wäre doch besser, eine Anakreontische Ode zu machen, als Mittagsruhe zu halten:

Verbaque praevisas res non invita sequuntur.

[Horat. ars p., 311: „Ist für den Stoff nun gesorgt, dann folgt auch willig der Ausdruck."]

Ich machte oder ich schrieb vielmehr nachfolgende Anakreontische Ode:

Ich kann kein Haller werden
Und in erhabnen Liedern
Von hoher Weisheit singen;
Ich kann nicht muntres Scherzen

* * *

Die Triebe der Menschen [unterzeichnet K**, von Kästner].[1])
Die Ewigkeit gewisser Gedichte (s. Theil I. S. 123).
Fabull (s. Theil I. S. 133).

Mit Wissenschaft zu zieren
Nach Hagedorn's Exempel,
Viel lesen und viel denken;
Ich kann mit Schlegel's Fleiße,
Mit Schlegel's großem Geiste
Kein Trauerspiel erfinden;
Ich kann nicht Fabeln machen,
Wie Gellert zärtlich fühlen,
Wie Gellert edel denken;
Was Henker soll ich machen,
Daß ich ein Dichter werde?
Gedankenleere Prose
In ungereimten Zeilen,
In Dreiquerfingerzeilen,
Von Mägdchen und von Weine,
Von Weine und von Mägdchen,
Von Trinken und von Küssen,
Von Küssen und von Trinken,
Und wieder Wein und Mägdchen
Und wieder Kuß und Trinken
Und nichts als Wein und Mägdchen
Und nichts als Kuß und Trinken
Und immer so gekindert,
Will ich halb träumend schreiben.
Das heißen unsre Zeiten
Anakreontisch dichten.

Sie glauben nicht, m. H., wie leichte mir diese Anakreontische Ode geworden ist. Ich dächte, unsere Anakreontische Dichter könnten ihrer in einem Jahr mehr machen als ein Nürnberger Künstler Stecknadeln oder Glaskorallen. Aber ich sehe auch mit Betrübniß, daß mancher vortreffliche Kopf, der ein großer Anakreonte werden würde, aus Mangel des Unterrichts zurückbleibet. Letztens hörte ich beim Spazierengehen ein paar Kinder folgendes Liedchen singen:

Guckt er nicht raus, guckt sie doch raus,
Guckt sie nicht raus, guckt er doch raus. V. A.

Glauben Sie nicht, m. H., daß der glückliche Dichter dieses Liedes einen vortrefflichen Ansatz zu einem Anakreontischen Dichter gehabt hat? Erstlich ist es gereimt und auch nicht gereimt, wie man es haben will, darnach ist eine so allerliebste gedankenleere Tändelei mit den Tönen darinnen, als man nur in einer Anakreontischen Ode verlangen kann. Er und Sie, die Hauptpersonen einer Anakreontischen Ode, sind auch da; kurz, ich glaube, der artige Kopf, welcher dieses Liedchen gemacht hat, hätte es auch wohl dahin gebracht, eine Anakreontische Ode zu machen, in der Trinken und Küssen nicht genannt wäre, welches eine Erfindung in der Anakreontischen Dichtkunst wäre, auf die man einen Preis setzen sollte. Ich bin 2c. Antipompiel."

1) S. K.'s Werke, Berlin 1841, I. 4. Vgl. S. 17. — A. d. H.

Auf ein Duell (s. Theil I. S. 143 unter der Ueberschrift: Auf einen Zweikampf).
Sertor (s. Theil I. S. 147).
Turan (s. Theil I. S. 147).
Der kranke Star (s. Theil I. S. 135).
Von Codyllen (s. Theil I. S. 130, unter der Ueberschrift: Bav's Gast).
An die Candida (s. Theil I. S. 132, unter der Ueberschrift: An die Dorilis).
An den Lascon (s. Theil I. S. 122, unter der Ueberschrift: An den Marull).
Rufus (s. Theil I. S. 124).
Faustin (s. Theil I. S. 234).

Monat October 1751.

Das einzige Denkmal, woraus man sich einen Begriff von der Artigkeit der alten Römer, von ihren feinern Sitten, dem Geschmacke in ihren Ergötzungen, dem Tone ihrer Gesellschaften, der Wendung ihrer zärtlichen Gesinnungen machen kann, ist des Ovid's Kunst zu lieben. Hundert Werke werden uns jene Beherrscher der Welt als große, mächtige und tugendhafte Geister schildern, dieses allein schildert sie uns als Geister, welche empfunden, ihre Empfindungen geläutert und die Natur zur schönen Natur ausgebildet haben.

Von dieser Seite ist dieses Gedichte unschätzbar. Es hat eine andere Seite, die es weniger ist, diejenige nämlich, auf welcher es seinem Titel widerspricht. Lehrte Ovid die Kunst zu lieben, er würde der liebenswürdigste und unschuldigste Dichter sein. Die schamhafteste Jugend würde ihn lesen, und jener Trieb der Natur würde ein Führer zur Tugend werden, da er bei Denen, die ihn nicht zu ordnen wissen, ein Verleiter zu den unsaubersten Ausschweifungen wird. Allein Ovid lehret die Wollust, [1]) jene sinnliche, die ohne Zärtlichkeit des Herzens vom Genuß zum Genusse schweift und selbst in dem Genusse schmachtet. [2])

1) Vielfach begegnen wir in Lessing's ersten Schriften denselben Gedankenkreisen und derselben Gesinnungsart wie bei seinem Freunde Mylius, der nicht blos auf Lessing's theologische Ansichten bedeutend einwirkte. Die obigen Sätze: Lehrte Ovid die Kunst zu lieben .. — Allein Ovid lehret die Wollust, erinnern sogar im Wortlaut an die Verse seines Freundes:

„Nein, Naso, Deine Kunst lehrt uns die Liebe nicht;
Die Wollust lehrt sie nur, und stört der Jugend Pflicht."

und andere Stellen aus seiner Kunst zu lieben (s. dessen Verm. Schriften, 1754, S. 403). — A. d. H.

2) An diese Stelle erinnern merkwürdig die Worte von Goethe's Faust (G.'s Werke, XII. S. 105):

„So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde." — A. d. H.

Verschiedene Neue scheinen den Widerspruch, welcher bei dem römischen Gedichte zwischen dem Titel und der Ausführung ist, eingesehen zu haben. Wie schwer ist es, dasjenige gut zu machen, was ein Ovid schlecht gemacht hat! Jeder von seinen Nacheifrern hat sich ein besonder Lehrgebäude von der Liebe gemacht. Des Italieners Pietro Michele[1]) Arte degli amanti ist eine Sammlung süßer Grillen und wortreicher Tändeleien. Kann auch ein Italiener von der Liebe schreiben, ohne zu platonisiren? Die Maximen der Liebe des Grafen von Bussy[2]) sind lächerlich ernsthafte Stoßgebetchens, und was die kalte Frau von Lambert[3]) von dieser feurigen Leidenschaft sagen will, sind metaphysische Grübeleien, die nach dem Hotel de Rambouillet[4]) schmecken. Wo hin und wieder ein Deutscher die Liebe zu seinem Gegenstande gehabt hat, da wird man schwerlich mehr als schulmäßige Declamationes finden, welche die Ohren füllen und dem Leser nichts zu fühlen geben, weil die Verfasser nichts gefühlt haben.

Ein liebenswürdiger Franzose ist glücklicher gewesen. Bernard[5]) hat uns in seiner Kunst zu lieben ein Gedichte geliefert, welches diesen Titel behauptet. Schon seit fünf bis sechs Jahren hat die Welt unvollständige Abdrucke davon gelesen, und mit Vergnügen, so unvollständig sie gewesen sind. Nur erst zu

---

1) Petrus Michael (oder Michiele), geb. zu Venedig, lebte in der Mitte des 17. Jahrhunderts. — A. d. H.

2) Roger de Rabutin, comte de Bussy (1618—1693), einer der ersten Schöngeister des Hotels de Rambouillet (s. die Anm. 4) und am Hofe Ludwig's XIV., ist besonders bekannt durch die Histoire amoureuse des Gaules, eine Darstellung der galanten Abenteuer der vornehmen Pariserinnen. Seine Mémoires (avec les oeuvres mêlées) 3 Bde., Amsterdam 1711 und öfter, enthalten im ersten Bande maximes d'amour. — A. d. H.

3) S. in den Oeuvres de la Marquise de Lambert [geb. um 1640], Paris 1808, u. A.: Réflexions sur les femmes, S. 159, und Discours sur le sentiment d'une dame, qui croyoit que l'amour convenoit aux Femmes, lors même qu'elles n'étoient plus jeunes, S. 324. — A. d. H.

4) Das Hotel de Rambouillet zu Paris bildete den Vereinigungspunkt der männlichen und weiblichen Schöngeister der französischen vornehmen Gesellschaft in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Man bemühte sich hier um die Verbesserung des guten Geschmacks, vornehmlich — oder doch unter Anderem auch — durch überschwängliche Conversationen über die Metaphysik der Empfindungen, die höchsten Feinheiten der Galanterie und der Moral u. dgl. — A. d. H.

5) Der wegen seiner Meisterschaft in den leichteren poetischen Gattungen von seinen Zeitgenossen le gentil Bernard genannte Dichter (1710—1775) ist besonders bekannt durch seine Poésies diverses, poetische Briefe, Lieder, Epigramme u. a. enthaltend. Seiner Kunst zu lieben wirft die französische Kritik außer gesuchter Sprache Trockenheit und Mangel an Empfindung vor: in beiden Beziehungen läßt auch Lessing trotz allen Wohlwollens einen Tadel durchblicken. — A. d. H.

Ende des vorigen Jahres hat man eine getreue, verbesserte und ganze Ausgabe erhalten. Wir würden weniger berechtiget sein, ihrer hier zu gedenken, wenn sie in Deutschland mehr bekannt geworden wäre. Sollten wir glauben, daß ein Auszug deswegen mißfallen sollte, weil hinter dem L auf dem Titel nicht noch ein I stehet? *)

Dieses neue Gedichte, welches aus sechs Gesängen bestehet, lehret die Kunst, die Liebe dem Wohlstande zu unterwerfen, den Pflichten und den Sitten; doch ohne ihr Zwang anzuthun, ohne ihr ihre Reize zu nehmen, ohne sie Einschränkungen auszusetzen, die sie vernichten; mit einem Worte, ohne von ihr zu verlangen, daß sie keine Leidenschaft sei. Der Dichter hat sich nicht vorgesetzt, die Natur zu ersticken, sondern die Liebe zu lehren, wie sie ein ehrlicher Mann zu empfinden und das zärtlichste Frauenzimmer beizubringen wünscht. Das ganze Werk läuft auf den Lehrsatz hinaus: man kann sich durch nichts als durch gute Eigenschaften beliebt machen.

Wir wollen von Gesang zu Gesang gehen, um den Leser in Stand zu setzen, den Plan zu übersehen, und wollen hin und wieder kleine Stellen einrücken, um ihn in den Stand zu setzen, von der Ausführung zu urtheilen.

Der erste Gesang fängt sich mit der Entdeckung des Vorsatzes und den gewöhnlichen Anrufungen an. „Ohne Lehrmeister lernt man lieben, ohne Kunst seufzet das Herz; denn die Liebe ist eine Neigung, die die Natur einflößt. Aber dem Gesetze der Pflichten ihre schönen Flammen zu unterwerfen, das widrige Schicksal zu erweichen, die Gunstbezeigungen für den Preis der Beständigkeit zu erkaufen, den Argwohn bleicher Mitbuhler zu ersticken, dazu gehöret eine Kunst, dazu gehören Lehrmeister und Regeln." Dieser Entwurf, hoffen wir, muß den schärfsten Sittenrichter auf das Trockene setzen. Der Dichter weiß von keiner Muse außer von seiner Zulni, „die Geliebte, deren Reiz die Tugend borgen würde, wann sie sterblichen Blicken sichtbar werden wollte." „Wende diese Augen auf mich, worinne Dein Herz sich bildet, wo die Schamhaftigkeit wohnet und die siegende Liebe lächelt. Ein einziger Deiner Blicke bringt jenes erhabene Feuer, jene göttliche Flamme, die die Töne der ewigen Sänger beleben, in meine Seele. Sei meine Muse! Wo soll ich eine zärtlichere finden?

*) L'art d'aimer, nouveau poëme en six chants par Mr.****; édition fidèle et complette, enrichie de figures. A Londres, aux dépens de la compagnie. MDCCL. en 8.

Komm, führe meine Hand, leihe meinem Liede Deine Anmuth! Indem ich die Liebe erhebe, singe ich Dich, Zulni!" — — Nunmehr tritt der Dichter ins Feld. Er lehrt den himmlischen Ursprung der Liebe; er lehrt, daß sie nach diesem Ursprunge das schönste Geschenk sei, welches das Schicksal auf die Menschlichkeit fließen lassen; er lehrt, daß sie nur durch die Vermischung mit unsern Lastern tadelhaft wird; daß ihr alle Herzen den Zoll schuldig sind; daß sie früh oder späte sich Meister davon macht; daß man die Zeit der Empfindlichkeit, der Jugend dazu anwenden müsse; daß in der Welt eine Person sei, welche das Schicksal uns zu lieben und von uns geliebt zu werden bestimmt habe. „Unsere Neigungen sind bestimmt; umsonst sind unschiffbare Meere, unüberwindliche Scheidemauern zwischen zwei jungen Herzen, geboren, einander zu fesseln. Ein unvermutheter Augenblick bringt sie zusammen. Wäre sie auch unter dem brennenden Himmelsstriche geboren, wo Phöbus die wilden Mexicaner bereichert; lebte sie auch auf den gefrornen, wüsten und schrecklichen Bergen, um die sich der Scythe und die Bäre streiten, auf den Bergen, den Gräbern der Welt, wo die Natur erblasset; und der Himmel hat ihr die Beherrschung Eurer Wünsche vorbehalten: so wird nichts diese ewigen Rathschlüsse hintertreiben." Nur, fährt der Lehrer der Liebe fort, muß man den Augenblick erwarten; und sich nicht darinne zu betriegen, zeigt er, welches die Merkmale der wahren Liebe sind. „Von den Reizen einer jungen Schönheit geblendet, bleibt man bei dem ersten Blicke unbeweglich, bezaubert. Das Herz fühlt die Annäherung der Liebe; die Sinne werden verwirrt, die Stimme wird schwach; das Herz scheint sich loszureißen und dem Gegenstande nachzufolgen. Alles erneuert dem Auge das Bild davon; Alles malt Euch seine Reize, Alles redet Euch von ihm. Abwesend betet Ihr sie an; sie ist gegenwärtig, und Ihr erbleichet. Eure gemeinsten Reden scheinen verworren; Ihr drückt viel aus und empfindet noch mehr. Zeigt sich einige Hoffnung, die Furcht theilet sie. Furchtsam, ungewiß, voll von einer redenden Verwirrung, fallen die Blicke nur zitternd auf sie. — — Ja gewiß, dieser ist der bezaubernde Gegenstand, welcher Euch zu gefallen geboren ward. Und hat ein solches Schicksal unter so viel Reize ein für die Tugend gebildetes Herz verborgen, ist ihr Geist ebenso groß als ihre Schönheit, so liebt, so unterwerft Euch ohne Murren!" — — Allein wie oft widersetzen sich Geiz und Hochmuth dem Fortgange der Liebe! Glückliche Zeiten der ersten Welt, da ein König,

wenn er liebte, nicht seine Krone, sondern die Heftigkeit seiner Liebe pries! — — Hierauf beschreibt der Dichter die Sprache der Augen, die erste Sprache der Verliebten, ihre Gewalt und ihre Bequemlichkeit. Wo die Augen antworten, da ist das Herz nicht taub. Doch je mehr eine Schöne nicht hintergangen zu werden wünschet, desto mehr fürchtet sie es. Auf der Art des Angriffes beruhet das Meiste; ein Herz, das man wohl angegriffen hat, erobert man gewiß. Man verschaffe sich eine erste Zusammenkunft; man drücke sich lebhaft und ungezwungen aus. Eine übel aufgenommene Erklärung muß die Hoffnung nicht benehmen. Gebt mehr auf das übrige Betragen der Schönen Acht als auf ihre Rede! Schreibt ihr, wenn sie zu sprechen unmöglich ist! Die Liebe war es ja, welche die Kunst, die Worte abzumalen und den Ton sichtbar zu machen, erfand. Nunmehr zeigt der Dichter, was für Mittel anzuwenden sind, wann die Schöne hartnäckig darauf besteht, unempfindlich zu scheinen. Er erläutert seine Lehre mit einem Beispiele des Herzogs von Nemours und der Prinzessin von Cleves.[1]) Eine angenommene Gleichgiltigkeit lockt das geheimnißvolleste Herz aus. Was feste genug zu sein scheinet, hält man nicht; man hält nur das, wovon wir fürchten, es möchte uns entwischen.

Die Glieder des zweiten Gesanges sind folgende. Die Gelegenheit ist oft der Liebe vortheilhaft; man muß ihren schnellen Flug anzuhalten, ihr zuvorzukommen und sie bei der Stirne zu fassen wissen. Der Liebhaber und Soldat müssen geschwind sein. — — „Folget überall den Schritten Eurer Schönen; sehet nichts, bewundert nichts, liebet nichts als ihre Reize! Die zärtliche Liebe belohnt sich zuletzt, und man gefällt dem Gegenstande, welcher empfindet, daß man ihm gefallen will." Die Orte, wohin man die Geliebte vornehmlich begleiten muß, sind die Komödie, die Oper, die Spaziergänge. „Der Schauplatz ist den Wünschen der Verliebten günstig, und das Herz zu erweichen, bietet er glückliche Augenblicke an. Durch ihre Täuschereien macht die zaubernde Scene ihren Betrug angenehm, schmeichelt, reizet und bewegt ꝛc. — — Allzu liebenswürdige Goßin," bricht der Dichter zum Schlusse dieser Materie aus, „empfange hier den Preis, den Dir tausend von Deinen Reizen besiegte Liebhaber

1) Die beiden Helden des Romans der Gräfin de La Fayette: La princesse de Clèves, ou les amours du duc de Némours avec cette princesse. Paris 1678. — A. d. H.

darbieten! Ja, die schmeichelnden Töne Deiner rührenden Stimme, Deine Thränen, Deine Blicke, deren Anmuth bezaubert, schießen überall siegende Pfeile der zärtlichsten Liebe ab. Sie herrschet durch Deine Augen; Dir ist sie alle Herzen schuldig. Glücklich, wer Dich sehen kann, wer mit Dir sprechen, wer Dich hören kann! Glücklich, wer Dir gefallen kann! Glücklich, den Dein Mund mit einem kostbaren Lächeln beglückt, wer sein Glück in Deinen bewegten Augen lieset! Empfange diese Verse, die die Liebe erzeugte! Ich singe ihre Reize, und Du machst sie bekannt.“ — — Wenn wird unser deutsches Theater eine Goßin bekommen, welche einen Dichter in so süße Entzückungen zu versetzen fähig ist? — — Der zweite Ort, wohin man der Schönen folgen muß, ist die Oper, der Tempel der Liebe, wo sie alle Sinnen aufbietet, sie durch sich einzunehmen. „Verliebte, strömet in diese prächtige Schauspiele! Die allzeit siegende Liebe weiß da von keinem Hindernisse, und alle vereinigte Künste bieten alle Arten des Vergnügens an. Sucht ihn, redet ihn an, den Gegenstand Eurer Wünsche! Die schmeichelnde Harmonie der Lulli'schen Töne, welche die Liebe mit den Gesängen des Quinault [1]) verband, wird sie ganz mit einer schmachtenden Verwirrung erfüllen, und auf ihrem Munde werdet Ihr die Strenge erblassen sehen. Wenn Kadmus feierlich die Treue schwört, so werden ihre Augen Euch eine ewige Liebe schwören. — — Klio glänzet im Winter, Flora im Frühlinge; Jede hat ihre Zeit. Liebt die reizenden Betrügereien der Ersten, doch vergeßt nicht, daß man auch der Natur ihre Augenblicke geben müsse! — — Unter jenen wachsenden Lauben, wo die Götter des Lachens herumflattern und Philomele durch zärtliche Klagen entzückt, da könnt Ihr dem geliebten Gegenstande Eure zärtlichsten Gesinnungen durch Eure Augen erklären. Laßt Eure Begierden in allen Euren Bewegungen lesen; Alles entdecke an Euch die heftigste Gluth. Habt einen traurigen Anblick, einen langsamen Gang! Suchet nichts als ihre Augen, fliehet sie dann, und suchet sie wieder! Ueberall wird Euch ihr Herz folgen, und schalkhaft wird die Liebe sie ihre Zärtlichkeit verrathen lassen.“ — — Hierauf weiset der Dichter, wie natürlich dem Frauenzimmer die Begierde zu gefallen sei. Diese ist ihre erste und letzte Leidenschaft. Gleichwol ist es bei

1) Der Italiener Lully, seit 1671 Director der großen Oper in Paris, schrieb berühmte Compositionen zu den durch den Wohlklang der Verse ausgezeichneten Operntexten von Philippe Quinault. Der Kadmus war eines seiner gefeiertsten Werke. — A. d. H.

seiner Liebe unruhig. Diese Unruhe ihm zu benehmen, sie ihr bei einer geheimen Zusammenkunft zu benehmen, da lasse der Liebhaber seine Stärke sehen. Er finde sich zuerst an dem bestimmten Orte ein; er suche sie durch Versicherungen, durch Schwüre, durch Thränen zu gewinnen. — — „Sind Thränen nöthig, sie besser zu überzeugen, so lasset ganze Ströme derselben aus den Augen brechen! Weinet! die zärtlichste Liebe ergötzt sich an Thränen, und ihre süßeste Stille entstehet aus der Unruhe. Ihre theuersten Myrten sind mit Thränen befeuchtet, und wer nicht weinen kann, kennet ihre Anmuth nicht. — — Endlich siegt die Liebe, und die Strenge wanket. Die Zärtlichkeit flimmert in den schmachtenden Augen; die Unbewegliche wird bewegt und erkühnt sich nicht, den Fuß aus der Falle zu ziehen, die ihr gefällt. Erntet dann den ersten Genuß auf ihrer zitternden Hand ein! ein Kuß redet ans Herz, denn er ist die Sprache des Herzens. Liebe, umsonst flieht man Dich! Alles empfindet Deine Gewalt, Alles weichet Deinen Reizen; sogar das stolze Gespenst, die eitle Weltweisheit. Komm, Kolossus von Rauch, siehe den Hochmuth eines Deiner größten Meister biegen, und lerne Dich kennen!“ Hierauf beschließt der Dichter den zweiten Gesang mit der Erzählung der Liebe Descartes', die uns aber ein Wenig trocken vorkommt. Sie hat zwar ihren guten historischen Grund, da man weiß, daß dieser Weltweise in Holland eine Tochter mit Namen Francine gehabt hat, so wie Newton einen Sohn. Der einzige Punkt, worinne der Verfechter und der Vernichter des leeren Raumes vielleicht einander gleich gewesen sind.

Im dritten Gesange werden die Eigenschaften beschrieben, die ein Liebhaber haben muß, wenn er gefallen will. Der Dichter fängt mit einer doppelten Allegorie der lasterhaften und nichtigen, und der weisen und dauerhaften Liebe an. Vor Allen muß man sich bemühen, den Charakter des geliebten Gegenstandes zu erforschen. „Seine Geliebte zu bezwingen, muß man aufmerksam, ihr zu gefallen, und von seinem Vorsatze ganz erfüllet sein; nach ihrem Geiste, nach ihrem Geschmacke muß man sich falten, denken, lieben, handeln wie sie, und sich ganz in sie verwandeln. Ist sie eine Schülerin der ernsten Weisheit, trägt sie in ihrem Herzen ein langsames Feuer, welches sie bestreitet? Geht nicht allzu kühn fort, und schonet ihre Tugend! Vereinigt sie mit der Liebe einen philosophischen Geist? redet, den Malebranche in der Hand, nichts als Metaphysik! Tadelt sie? tadelt! Lobt sie? lobt! Tanzet sie? tanzet! Singt sie? singet! Malt sie? be-

wundert ihre Werke! Lieset sie Euch ihre Verse? verschwendet die Lobeserhebungen!" — — Diese Erforschung der Charaktere muß auf beiden Theilen sein, und keines muß glauben, der Verstellung berechtiget zu sein. Wer tugendhaft ist, der scheint es, und die Verbergung der wahren Gestalt ist ein gewisser Beweis von ihrer Häßlichkeit. Man bestrebe sich also, durch Verdienste liebenswerth zu werden; aus der Hochachtung entspringt die Liebe; man habe die Gesinnungen und die Aufführung eines Mannes, der die Welt kennet; man trotze nicht auf äußerliche Vortheile, die nur von allzu kurzer Dauer sind; man schmücke seinen Geist mit dauerhaftern Reizen; man verbinde mit der Zärtlichkeit des Witzes großmüthige Gesinnungen des Herzens; man fliehe das gezwungene Betragen eines Stutzers; man sei gleichförmig in der Aufführung; man prahle nicht mit Metaphysik und Versen, eine Prahlerei, die der üble Geschmack zu rechtfertigen scheinet; man vermeide den lächerlich kostbaren Ton der Neologisten; man sei kein Lustigmacher, der die geringsten Fehler auch seiner Freunde anfällt; die Wahrheit wohne allezeit auf den Lippen; nie komme ein Ausdruck in den Mund, der die Schamhaftigkeit roth macht und die Unschuld zum Schaudern bringt; man halte sich zu Großen, deren Umgang die Schule der Tugend und Artigkeit ist! — — Hier ist der Dichter gedoppelt ein Dichter; und die Schmeicheleien, die er diesem und jenen französischen Hofmanne macht, den er mit Namen nennt, sind nicht zu übersetzen. — — Doch die Welt allein bildet einen vollkommenen Menschen nicht. Das Lesen der besten Schriftsteller muß dazu kommen. La Fontaine, Molière, Racine, Regnard, Nericaut, La Chaussee, Gresset, Chaulieu, Bernis, und wer sie sonst sind, die Maler, welche Natur und Kunst gebildet hat, die Helden der Gesinnungen, die das edelste Feuer belebt! — — Hiebei vermeide man das französische Vorurtheil, die Nachbarn zu verachten. „Es giebt gewisse in ihre Sphäre so eingeschränkte Geister, die nur den Himmelsstrich preisen, unter welchem sie geboren sind, furchtsam ihren Großeltern nachschleichen und nur die Güter loben, die vor ihren Augen wachsen. Für sie ist außer Paris kein Genie anzutreffen, und das Chaos fängt an, da wo sich Frankreich endet. Leget diesen närrischen Hochmuth, den Ihr mit der Milch eingesogen habt, ab! In den wildesten Gegenden giebt es Pilpais.[1]) Der abergläubische Spanier, der selbst-

1) Pilpai oder Bidpai, nach der Ueberlieferung ein altindischer Philosoph, dem eine aus dem fünften Jahrhundert nach Chr. stammende, in fast alle euro-

mörderische Engländer haben Sitten und Gaben. Erforschet ihren Geschmack und macht Euch der Schätze zu Nutze, welche die Natur andern Ufern vorbehält." ——— Dieses sind Lehren, welche kluge Franzosen ihren Landesleuten noch unzähligmal wiederholen und unzähligmal umsonst wiederholen werden. —— Nunmehr kommt der Dichter auf den Zweikampf, der Furcht des falschen Muths. Er beschreibt alle schreckliche Folgen derselben und will in einer kleinen Geschichte lehren, wie vermögend ein Frauenzimmer sei, diese Raserei bei Mitbuhlern zu unterdrücken. Auch diese Geschichte will uns im Ganzen nicht gefallen. Wir wollen die Rede eines Frauenzimmers, die in voller Unschuld ihre Liebe entdeckt, daraus hersetzen: „Was empfindet man, was will man, wenn man liebt? Belehre mich, Zamor, warum mein zitternder Geist, wenn ich mit Dir rede, eine ihm sonst unbekannte Verwirrung fühlt! Mein Herz zerfließt, wenn ich Dich sehe. Seitdem Dich ein Gott in diese Insel führte, begleitet und entzückt mich Dein Bild Tag und Nacht. Der zärtliche Eindruck Deiner geringsten Reden wird immer in mir neu und scheint in mir zu leben. Gestern seufzete ich Deiner langen Abwesenheit wegen, als Dorival erschien. — — Ach, welcher Unterschied! Ich empfinde das nicht für ihn, was ich für Dich empfinde. — — In was für ein Gift würde sich meine Liebe verwandeln, wenn Zamor nicht so sehr liebte, als er geliebet wird!"

Der vierte Gesang fängt mit der Beschreibung des Nachttisches an. Bei diesem sich einzufinden, doch erst alsdann, wann das Frauenzimmer die Reize des Gesichts in Ordnung gebracht hat, ist die Pflicht eines Liebhabers. Der Nachttisch ist ein Tempel, der niemals ohne Dienst sein muß; ein Madrigal, eine Sinnschrift, ein Lied, ein Sonnet sind die Lobgesänge, welche die Gottheit der Liebe daselbst preisen. Dieses führt den Dichter auf die Macht der Poesie, auf ihren Ursprung, auf ihre Reize, auf ihre Vorrechte. — — „Weihet, Verliebte, dieser bezaubernden Kunst einige Augenblicke, mehr Euch beliebt zu machen, als in die Classe der Schriftsteller zu kommen! Sie weiß den Eingang in das unwirthbarste Herz zu finden. Nicht Löwen, Felsen, Sturmwinde hat man mehr durch sie zu erweichen, sondern allein die Strenge des Herzens." — — Von der Poesie kömmt er auf die Vortheile des Schmauses, den Mittelpunkt der Aufrichtigkeit. Der Schmaus

---

päische Sprachen übersetzte Sammlung von Fabeln und sentenziösen Erzählungen zugeschrieben wird. — A. d. H.

bietet die zärtlichsten Geständnisse dar und berechtiget sie; wie sehr hilft er der Liebe, wann zumal Musik und Tanz ihn begleiten, diese Kinder der Zärtlichkeit! — — „Auch das Spiel ist für Liebhaber. Die Munterkeit hat den Vorsitz bei diesem lachenden Streite, den das Schicksal entscheidet. Der Verdruß, die lange Weile werden auf Flügeln der Zeit davongeschickt. Jeder Augenblick bekömmt eine neue Gestalt. Das Glück flattert herum, es drohet, es lacht; die Hoffnung strahlet und verschwindet; das Gold wächset und vertrocknet. Doch wollt Ihr den Augen Derjenigen gefallen, welche Euer Herz beherrscht, so fliehet den Ruf eines Spielers von Profession! Das Herz wird getheilt, Eure Geliebte aber will es ganz besitzen.“ Hier zeigt der Dichter, wie weit sich ein vernünftiger Liebhaber in das Spiel einlassen müsse. Nie muß die Geliebte darunter verlieren, die man beständig zu sehen sich zu einer süßen Gewohnheit machen muß. Diese allein entscheidet; man wird sich wesentlich, und endlich sind es zwei Körper, welche eine Seele belebt. Doch muß man deswegen nicht den andern Umgang fliehen und aus Liebe ein Menschenfeind werden. Man muß fortfahren, seine Freunde zu besuchen und sie zu schätzen. Hier schildert der Dichter das Lob der Freundschaft. „Das geheime Vergnügen einer zärtlichen Verbindung theile Euern Tagen neue Anmuth mit! Bringet der Welt eine geschmeidige Biegsamkeit davon her und verbindet Euch die Gemüther durch einen willigen Umgang! Besonders erwerbt Euch den Schatz eines weisen Freundes, an dessen Werth weder Ehre noch Gold kömmt! Er ist eine Quelle von Tugenden, die Euch nützlich sind; er ist eine leuchtende Fackel auf den dunkelsten Wegen; nach der Liebe ist er das kostbarste Geschenke des Himmels. Bei ihm leget alle Geheimnisse Eurer Seele nieder, nur nicht die Geheimnisse Eurer Liebe!“ Die Verschwiegenheit ist eine der vornehmsten Tugenden eines ehrlichen Mannes, und der Dichter glaubt, daß sie besonders den Franzosen einzuschärfen sei. Ein Vertrauter wird oft zum Mitbuhler, welches er durch das Beispiel Heinrich's des IVten, des Ritters von Bellegarde und der Gabrielle d'Estrées erläutert.

Fünfter Gesang. Ein geheimer verliebter Umgang hat seine Reize; doch weit mehr Vergnügen genießen Verliebte, die sich für den Augen der Welt lieben. Dazu zu gelangen, muß man sich einen freien Zutritt bei seiner Geliebten zu verschaffen suchen, unter dem Titel eines Freundes; man muß die Charaktere Derjenigen zu erforschen suchen, die um ihr sind, und von welchen sie

in etwas abhanget. Hierunter gehören vornehmlich die Vormünde. „Predigt er, in einen Lehnsessel gekrümmt, schwach und kolsternd, voller Galle gegen die jetzige Zeit, wider die Jugend und ihre außerordentliche Verschwendung, setzt er seine Ehre und sein höchstes Gut in das Gold, in welchem er schwimmt, ohne es zu genießen: so rühmt seinen jetzigen und zukünftigen Reichthum und heimlich beklagt seine wirkliche Armuth!“ Oft bestimmt so ein Wütherich den Gegenstand unserer Liebe dem Kloster, diesen dem ewigen Verdruß gewidmeten Mauern, den Gräbern, welche eine rasende Schwärmerei gehöhlet hat, welche die Reue, der Irrthum, die Tyrannei bewohnen. Doch dieser Aufenthalt ersticket die Heftigkeit der Leidenschaft nicht, und die Beständigkeit des Liebhabers erlangt ihren Zweck. — — Bei Vielen, weil sie allzu gewiß sind, daß sie geliebet werden, erkaltet die Liebe. „Der zuversichtliche Medor verläßt sich auf seinen Sieg, und wenig bewegt von der Unruhe seiner Geliebten, betrachtet er mit einem heitern Auge sein Glück. Als ein ruhiger Beherrscher eines ihm unterthanen Herzen trotzt er ihrem Argwohne und lacht über ihre Beängstigung. Er höret ihre Klagen nicht, er sieht ihre Thränen nicht. Bei ihr ist er abwesend; und redet sie mit ihm, so ist er zerstreut; er betrachtet einen Ring oder ein Bild, er ruft seinen Hund, er spricht mit ihm und streichelt ihn. Aus seiner umwölkten Stirne leuchtet eine stolze Verachtung; und wenn die Geliebte ganz Feuer ist, so ist er ganz Eis.“ — — Doch muß man auch nicht seine Liebe durch Ausschweifungen der Eifersucht zu beweisen suchen; wohl aber kann man sich auf kurze Zeit entfernen, um die Beständigkeit der Geliebten auf die Probe zu stellen. Eine allzu lange Abwesenheit ist das traurigste Unglück für Verliebte. Es zu lindern, schenke man sein Bildniß der Geliebten und suche das ihre dafür zu erhalten. Die Liebe sowohl als die Freundschaft erlaubt den Gebrauch der Geschenke; diese aber müssen gewählt sein, und man muß mehr die Empfindlichkeit der Schönheit als ihr Glück dabei zu Rathe ziehen. Erhält man zum Gegengeschenke ein von ihren Haaren geflochtenes Armband; welches kostbare Pfand der zärtlichsten Liebe! Das sicherste Mittel, ohne Nebenbuhler geliebt zu werden, ist eine gleiche ungetheilte Liebe gegen Die, von welcher man dieses Glück begehrt. Hier haben beide Geschlechter gleiches Recht; und dieses sowohl als jenes kann sich über die Untreue des andern beklagen. Wie schädlich aber ist dabei eine stürmende Eifersucht! Nimmermehr wird diese ein Herz wieder zurückbrin-

gen, welches nur durch Gefälligkeit und Anmuth von Neuen gewonnen wird. Diesen Satz erläutert der Dichter durch das Exempel des ersten Franciscus, Königs von Frankreich, und der zwei Herzoginnen von Etampe und von Valentinois.

In dem letzten Gesange nahet sich der Dichter dem glücklichen Zeitpunkte, da die Liebe gekrönt wird. Er beschreibt die Besorgniß der Geliebten, durch einen völligen Genuß ihren Liebhaber allzu sehr zu sättigen, und in der That sind diese Gunstbezeigungen oft die Mörder einer Leidenschaft, die die wohlgegründeste zu sein schien; weil sie meistentheils die Mängel auf beiden Theilen entdecken. Hier hat also der Liebhaber seine ganze Kunst anzuwenden, jene Besorgniß zu zerstreuen und sein gutes Glücke mit Behutsamkeit weiter zu treiben. Lobt er seine Gebieterin, so muß dieses Lob fein angebracht sein. „Lobet mit Anmuth, und lobet mit Genauigkeit! Man wird unhöflich durch allzu viel Höflichkeit. Legt ihr keine Reize bei, von denen sie, Dank sei ihrem Spiegel, weiß, daß sie sie nicht hat! Bei der blassen Fanny lobet nicht die blühenden Rosen; leihet ihr Schönheiten, allein ohne die Sache zu übertreiben! Ein übertriebenes Lob ist unschmackhaft, und man lacht drüber. Oft, Euch zu erforschen, lobt sie Reize an Andern, die ihr der Himmel nicht beigelegt hat: „Wie lebhaft ist Iris! wie schöne ist Dorinde!“ Dieses ist ein heimlicher Fallstrick, den Euch ihre Furcht leget. Sagt also, daß ihre Reize nichts Rührendes haben, und treibt die List sogar bis sie zu verachten! Das Lob einer jeden Andern hat das Ansehen einer Kritik.“ — — Den Unvollkommenheiten der geliebten Person muß man vortheilhafte Namen geben. Hiezu hilft die Gewohnheit nicht wenig, welche oft die Augen so verblendet, daß sie wirkliche Fehler für Schönheiten ansehen. — — Doch wie eigensinnig, wie wunderlich ist das Gemüth eines Frauenzimmers! Wie oft, wenn man sich ihrem Besitze am Nächsten geglaubt hat, sieht man sich am Entferntesten davon! Diesen kleinen Widerwärtigkeiten zu begegnen, dahin zielen die letzten Lehren des Dichters. Man setze dem Eigensinne der Geliebten Gefälligkeiten entgegen. Man bekenne, daß man Unrecht habe; dieses ist allezeit das sicherste Mittel, mehr als Vergebung zu erlangen. Verliebte, die sich wieder vertragen, lieben sich allezeit zärtlicher, als sie sich vorher geliebt haben; „und wenn ja bei der Geliebten Skrupel übrig blieben; sitzen ja noch Wolken des Mißtrauens auf ihrer Stirne, und leset Ihr in ihren Augen, daß ihr unruhiges Herz befürchtet, nicht geliebt zu werden, so schwöret ihr, daß Eure Seele sie an-

bete, und wiederholt diesen Schwur hundertmal; benetzt ihre Hände mit Thränen, erhebet ihre Reize, fallet ihr zu Fuße, rufet den Tod an! Wo ist das grausame Herz, das hierdurch nicht sollte gerührt werden?" Die Geliebte sucht die Verzweifelung zu stillen durch längstgewünschte Gunstbezeigungen. Hier kömmt es drauf an, die Zeit sie einzuernten zu beobachten. Oft wird man in den süßesten Augenblicken gestört, und alsdenn muß der Liebhaber sein Spiel zu verstecken wissen. — — Der Dichter hat bisher den Verliebten nur kleine Schreckbilder gewiesen; jetzt aber zeigt er ihnen ein wirkliches. Der geliebte Gegenstand wird krank. Hier hat die Liebe ihre stärkste Probe abzulegen; für die sie aber nur allzu sehr belohnt wird, wann die Kranke wieder hergestellet wird. Folgt sie der Stimme des Frühlings, welche sie auf das Land ladet: folget ihr dahin! da ist es, wo Euch die Liebe den schönsten Triumph vorbehält; da untersteht man sich Alles, da erhält man Alles. — — „Muse, hier hemme Deinen Lauf, und wag es nicht, mit einem allzu kühnen Blicke in das Heiligthum zu dringen, wo das Opfer erblasset und die Liebe es betrachtet. Dieses Geheimniß verlangt die tiefste Verschwiegenheit. Laß auf Deiner Stirne, Muse, die Anmuth und Schamhaftigkeit verschwistert prangen; fliege in den Himmel zurück; Dein Weg ist vollendet. — — Liebe, Du lehrest mich Deinen Dienst und Deine Geheimnisse, die Du in meinen Liedern niedergelegt hast. Deine unsterblichen Myrten umkränzen meinen Frühling; ich sang Dein Gesetz der Welt und hatte noch nicht zwanzig Jahre."

Hiermit endet der Dichter seine *Kunst zu lieben*. Zum Schlusse des Werks findet man noch ein Gedichte über den Tod seiner Zulni, die er in dem ersten Gesange als seine Muse angerufen hat. Dieses Gedichte ist ungemein zärtlich, und vielleicht ist mehr Empfindung darinne, als in allen sechs vorhergehenden Gesängen; wovon wir dem Leser das Urtheil überlassen wollen, da wir ihn gnugsam in den Stand gesetzt haben, es fällen zu können.

* * *

Der Tanzbär (s. Theil I. S. 230).
Der Adler und die Eule (s. Theil I. S. 230).
Morydan (s. Theil I. S. 253).

Monat November 1751.

Wir wollen dieses Blatt mit dem ersten Gesange eines Gedichts anfüllen, dessen Vorwurf dem Dichter vielleicht am Meisten den Beifall der Kenner wird müssen erwerben helfen. Er besingt die Religion. Sein Plan ist groß.

[Den übrigen Theil dieser Einleitung, wie das Gedicht selbst, Beides von Lessing in den ersten Theil seiner Schriften (1753) aufgenommen, s. Th. I. S. 178—187. Am Schluß stehen die Worte:]

Der Raum befiehlt uns, hier abzubrechen, welches um so viel ungezwungener geschieht, da der Dichter ohnedem, wie man aus dem Eingange sieht, auf einen neuen Gegenstand kommt. Wir versparen also den Rest bis in das Decemberblatt.[1])

---

1) Die Fortsetzung des Fragmentes ist niemals erschienen. — A. d. H.

Monat December 1751.

Reise der Unschuld nach der Insel Cythere.[1])

Es ist eine beglückte Insel, unbekannt den blinden Sterblichen. Die Luft, die man daselbst athmet, ist allezeit rein und heiter; die Jahrszeiten sind daselbst nicht dem Wechsel unterworfen, welchem sie in unsrer Hemisphäre unterworfen sind; die Fläche der Wasser wird durch nichts als Zephyre in Bewegung gesetzt, und niemals hat das Herz der glücklichen Einwohner dieses schönen Aufenthalts die Stürme empfunden, welche die Heftigkeit der Leidenschaften und ausschweifenden Affecten erwecket. Die Unschuld, die Beherrscherin dieser angenehmsten Insel, hat ihren Thron nirgends als in den Herzen ihrer Unterthanen. Sie lieben ihre Regierung und wissen von keinem andern Vergnügen, als von dem Vergnügen, ihr getreu zu sein. Hier war es, wo die reizende Themire ihre glücklichen Tage in dem Schooße der Beherrscherin, deren Liebling sie war, zubrachte, als sich das Schicksal ihrentwegen erklärte und die Unschuld in die allerlebhafteste Unruhe versetzte. Sie hatte diesen Herren der Götter und Sterblichen wegen der Zukunft ihrer Geliebten um Rath gefragt. „Themire," erhielt sie zur Antwort, „muß nach Cythere gebracht und daselbst ihrer eignen Aufführung überlassen werden; ihr Glück oder Unglück hanget von ihrer Treue gegen Dich ab." Die Unschuld seufzete; doch wenn das Schicksal einmal geredet hat, so ist es unmöglich, seine Aussprüche zu verändern. Zu allem Glücke hatte man der Unschuld nichts, in Ansehung dieser unglücklichen Reise ihrer Untergebenen, vorgeschrieben. Sie beschloß also, sie in ein Land zu begleiten, welches sie selbst nicht kannte, und sie, wenn es möglich wäre, wider alle Gefahr zu vertheidigen, der sie etwan ausgesetzt werden möchte.

1) Das im Geschmack etwa der Mlle. de Scudéry gehaltene Stück ist jedenfalls eine Uebersetzung aus dem Französischen. Vergl. Vorbem. S. 17 u. 18.

Themire, voller Vertrauen auf die Unschuld, deren Willen sie allezeit blindlings nachgekommen war, verließ ohne Widerwillen die glückliche Insel. Kaum waren sie an das Ufer eines Meeres gelangt, dessen Fläche ruhig scheinet, welches aber gleichwohl durch unzählige Schiffbrüche bekannt ist, als sich die geschäftigen Bootsleute, sie nach Cythere überzubringen, anboten. Das Vergnügen, die Weichlichkeit, die Neugierde, die Gelegenheit führten sehr prächtige Schiffe, auf welchen eine Menge Reisender Themiren die Hand boten, sie zur Ueberfahrt in ihrer Gesellschaft zu bewegen. Endlich kam ein ehrwürdiger Alter, welcher nichts als eine kleine Barke ohne Zierrathen führte, und bot gleichfalls seine Dienste an; er nannte sich die Schuldigkeit, und die Unschuld, ohne sich bei der Unansehnlichkeit seines Schiffchens aufzuhalten, stand nicht einen Augenblick an, Themiren hineinsteigen zu lassen. „Es soll Euch nicht gereuen, daß Ihr mich vorgezogen habt," sagte der Alte zu ihnen; „ich kenne alle Klippen um Cythere herum, und kein Einziger von Denen, die mich zu ihrem Führer erwählt haben, ist unglücklich daselbst angelandet." „Wie kömmt es aber," fragte ihn Themire, „daß Dein Schiff so klein ist; kaum daß wir darinne Raum haben?" „Es ist nur noch allzu groß," antwortete der Alte, „wenn man die wenige Anzahl der Reisenden bedenkt, die mich auf diesem gefährlichen Wege zu ihrem Leitsmanne nehmen." Indem er so redete, stieß die Barke gegen die Insel ganz sanfte ab, der die prächtigen Schiffe folgten, welchen Themire den Vorzug würde gegeben haben, wann die Unschuld sie nicht zu dem Schlusse gebracht hätte, sich für die Schuldigkeit zu erklären. Doch gar bald lernte sie einsehen, wie vieler Gefahr sie ihre Folgsamkeit überhoben habe. Die Winde der Eifersucht, des Argwohns, der Unbeständigkeit fingen gewaltig an zu toben; und indem die kleine Barke an dem Ufer der Insel anlandete, scheiterten die andern Schiffe, nachdem sie lange genug der Wuth der Wellen widerstanden hatten. Verschiedene von den Reisenden kamen um, ehe sie das Land erreichten, und die andern entkamen nicht anders als mit Verlust der reichen Edelsteine, die sie mitgebracht hatten.

Das ganze Ufer erscholl von dem Geschrei dieser Elenden. Der Eine beweinte seine verlorne Ruhe, der Andre seine Ehre, Dieser seine Gesundheit und hundert andre Güter, deren Erzählung viel zu lang sein würde. Die Unschuld, welche des Schicksals dieser Unglücklichen wegen sehr bekümmert war, vergaß auf einen Augenblick ihre Untergebene, und dieser Augenblick

war genug, Themiren zu verlieren. Dieses war der Wille der Götter, welcher dieses liebenswürdige Mägdchen auf die Probe stellen wollte, damit sie ihre Tugend in allen ihrem Glanze zeigen könnte. Sie hatte bei dem Eingange eines Lustwäldchens, welches nicht weit vom Ufer war, ein Kind ganz in Thränen gefunden, welches seine kleinen Hände gegen sie ausstreckte und sie um Hilfe anzurufen schien. Themire ward vom Mitleiden durchdrungen und näherte sich ihm. Es zeigte ihr mit dem Finger einen Jüngling, welcher sich vergebens bemühte, einen Pfeil herauszuziehen, welcher ihm das Herz zu durchbohren schien. Themire wollte ihm ihn helfen herausziehen, kaum aber hatte sie diesen unglücklichen Pfeil angerührt, als sie sich selbst verwundet fühlte, und die gemeinschaftlichen Bemühungen, ihn herauszureißen, nutzten zu nichts, als ihn tiefer hineinzutreiben. Themire ward von einer Wehmuth ergriffen, welche sie bisher nie empfunden hatte, schlug die Augen nieder und seufzete.

Der Unbekannte, welcher die Natur des Uebels, das ihn betroffen hatte, nicht besser kannte, sahe sie an und unterstund sich nicht, sein Stillschweigen zu brechen. Als einige Augenblicke in einer Art von Trunkenheit verflossen waren, erinnerte sich Themire, welche fühlte, daß ihr Herz zum ersten Mal gerühret war, und vor den Seufzern erstaunte, welche ihr wider Willen entfuhren, auf einmal ihrer Königin.

„Ach, liebste Unschuld," rief sie aus, „wo bist Du? Warum hast Du mich verlassen, oder vielmehr durch welche Bezauberung habe ich mich entschließen können, mich von Dir zu trennen?" Als Themire diese Worte aussprach, vergoß sie einen Bach von Thränen. Lisidor (dieses war der Name des jungen Menschen, welchem sie hatte wollen zu Hilfe kommen) fiel auf seine Knie, trocknete ihre Thränen ab und beschwor sie, ihn zu lehren, was er thun müsse, um ihr ihre Ruhe wiederzugeben. „Mir geht es ebenso," antwortete Themire. „Ich habe meine Gesellschafterin, meine liebste Unschuld, verloren. Ich kann ohne dieselbe nicht glücklich sein, und ich will alle meine Kräfte daran wenden, sie wiederzufinden." „Ach, schöne Themire," versetzte Lisidor, „kannst Du denn das Vergnügen, welches ich schmecke, indem ich Dich sehe, nicht theilen? Ich habe so wie Du Alles verloren, da ich an dieser Insel angelandet bin; aber ein einziger Blick von Dir ersetzet meinen Verlust, und ich kenne weiter kein Gut mehr, als dieses, daß ich Dich anbete, daß ich Dir es sage, und daß ich sehe, daß Du meine Flamme mit mir theilest. Vergiß

die Gespielin, deren Andenken unsre Glückseligkeit vergiftet. Ich habe Deine Zärtlichkeit gegen mich aus Deinen Augen gelesen. Ueberlaß Dich derselben ganz und gar; laßt uns einsam in diesen Gebüschen den übrigen Theil der Sterblichen vergessen!" „Was schlägst Du mir vor?" antwortete ihm Themire. „Ich kann mich nicht verstellen; ich fühle, daß ich Dich mehr liebe, als mich selbst, daß ich Dich Zeit Lebens lieben werde; aber diese Liebe wird niemals die Treue wankend machen, welche ich meiner Königin schuldig bin. Unser Glück kann nicht vollkommen sein, wenn ich sie verlasse. Erlaube, daß ich sie suche; wir wollen den Göttern die Sorge, einander wiederzusehen, überlassen." „Du willst mich verlassen, Themire?" antwortete ihr Lisidor zärtlich; „Du willst also meinen Tod? Warum wollen wir diese Gespielin, welche Dir so lieb ist, nicht mit einander suchen?" „Ach, Lisidor!" versetzte Themire, „mein Herz sagt mir, daß wir sie Beide mit einander nicht finden werden." Als sie dieses gesagt hatte, verließ sie ihren Liebhaber und suchte mit der größten Unruhe die Unschuld, welche seit dem Augenblicke, da sie sie aus dem Gesicht verloren hatte, sie ihrerseits vergebens suchte.

Amor empfand ein boshaftes Vergnügen über die Unruhe der Unschuld. Sie hatten sich seit langer Zeit entzweit; aber der Gott von Cythere suchte sie wieder zu versöhnen. Er ging zu seiner Feindin, stellte sich, als ob er die Ursache ihrer Reise nicht wüßte, und fragte sie: „Was hat Dich denn hieher gebracht? Ich habe Dich so lange Zeit nicht gesehen, daß ich Dich kaum mehr kenne." „Kannst Du Dich noch deswegen beklagen? Unbeständiger!" versetzte die Unschuld. „Konnte ich mich seit dem verhaßten Augenbicke, da Du mir das Kunststück, die Buhlerei und die Wollust zu Mitbuhlerinnen gegeben, entschließen, wieder in Deinem Reiche zu erscheinen? Erinnere Dich derjenigen glücklichen Tage, da wir mit einander über die Herzen regierten, und gestehe, daß Du seit dem Augenblicke Deinen Ruhm verloren, da Du mich verlassen hast!" „Ich will mich nicht zu rechtfertigen suchen," antwortete Amor; „aber giebt es kein Mittel wider dieses Uebel? und könnten wir nicht durch eine aufrichtige Versöhnung alles das Uebel wieder gut machen, welches unsere Scheidung unter den Sterblichen verursachet hat? Wenn Du mir vergeben willst, so sollen Dich die feierlichsten Eide von meiner Beständigkeit versichern." „Kann man sich auf Amor's Eidschwüre verlassen?" antwortete die Unschuld; „und ist eine bloße Entschuldigung genug, alles Böse, welches Du mir verursachet hast,

wieder gut zu machen? Wie viel Herzen, in welchen ich unumschränkt herrschte, hast Du nicht geraubt! Eben heute ist mir meine geliebte Schülerin durch Deine Kunststücke entwendet worden." „Sachte, Madame," unterbrach sie Amor; „das ist eine von Deinen gewöhnlichen Ungerechtigkeiten; Du steckst in einem Vorurtheil. Wie oft haben nicht die Eitelkeit, der Vortheil und die Eifersucht meinen Namen geborget, um Dir Deine Schülerinnen zu rauben! Glaubst Du denn wirklich, daß es die Liebe ist, welche die meisten Vereinigungen stiftet, über welche Du seufzest? Ich wollte eine Erläuterung vermeiden und war so gut, mich für schuldig zu erklären, um desto geschwinder Vergebung von Dir zu erlangen; aber ich sehe wohl, daß ich mich förmlich rechtfertigen muß. Du machtest Staat auf die junge Chloe, und Du zogst wider mich los, als sie einen Liebsten nahm. An den Plutus hättest Du Dich deswegen machen sollen. Ich hatte gar nichts mit dem Handel zu thun, welchen sie mit einem Generalpächter schloß, und sein Gold machte diejenige Wunde, welche Du meinen Pfeilen zuschriebest. Die junge Elise, welche, seitdem sie Dich verlassen, ihre Liebhaber viermal verändert hat, hat mich nie gekannt. Blos das Verlangen, den Vorzug vor Climenen zu haben, welche sie für nicht so schön hielt als sich, hat gemacht, daß sie Dich verlassen, damit sie um sich einen zahlreichen Hofstaat sehen möchte. Ich könnte Dir noch tausend andere Exempel von Deiner Ungerechtigkeit gegen mich anführen; aber ich habe Dir es gesagt, ich will mich mit Dir versöhnen. Was setzest Du für einen Preis auf die Vergebung, um welche ich Dich bitte?" „Du mißbrauchest vielleicht meine Aufrichtigkeit," antwortete ihm die Unschuld; „doch will ich mich noch einmal Deiner Leichtsinnigkeit aussetzen. Setze meine Ehre auf feste Gründe und mache, daß Diejenigen, welche durch Lieben mein Reich verlassen haben, der Verachtung derjenigen Liebhaber ausgesetzet sein, welche sie mir vorgezogen haben; und auf diese Art will ich das Vergangene vergessen." „Und ich," versetzte Amor, „steh' für das Künftige. Jede Vereinigung, welche nicht auf das Künftige gegründet sein wird, soll von keiner Dauer sein, und man wird aus der Unbeständigkeit der Liebhaber die Klugheit der Schönen auf das Sicherste erkennen. Wir wollen mit Themiren den Anfang machen. Ich verhehle Dir es nicht, sie ist bei einem Liebhaber allein gewesen. Ich will sie einer großen Versuchung aussetzen, und Du wirst sehen, ohne daran zweifeln zu können, ob Themire Deiner noch würdig ist."

In dem Augenblicke versammlete Amor die unzählbaren

Schönheiten, mit welchen seine Insel angefüllet ist. Er theilte unter dieselben diejenigen verführerischen Annehmlichkeiten aus, welche noch mächtiger sind als die Schönheit. Er befiehlt den Zephyren, die Themire und den Lisidor mitten unter diesen schönen Trupp zu führen. Themire sieht endlich diesen Liebhaber wieder, von welchem sie so ungern geflohen war; da sie aber einzig und allein von der Unschuld eingenommen ist, so will sie auf sie zu und will sich in ihre Arme werfen. „Halt!“ sagte die Unschuld zu ihr, „die Beständigkeit des Lisidor wird mich lehren, ob Du noch meiner würdig bist.“ Themire erwartet bestürzt und zitternd den Befehl der Unschuld, und ob sie gleich überzeugt war, daß sie nichts zu befürchten hätte, so konnte sie doch kaum wieder zu sich selbst kommen. Lisidor schien anfangs bei dem Anblicke der Schönheiten, welche sich ihm zeigten, geblendet zu sein. Er durchlief sie mit begierigen Augen; aber nach einer kurzen Prüfung warf er sich Themiren zu Füßen und schwur ihr eine ewige Beständigkeit.

Seit demselben Tage hat Amor seine Verbindlichkeiten niemals aus der Acht gelassen. Ein Liebhaber, welcher genug hat, wird ein flüchtiger Liebhaber, und dieser Gott hebt die Annehmlichkeiten der Beständigkeit nur für Diejenigen auf, welche niemals die Unschuld von der Liebe trennen.

Der Herrmann und der Nimrod würden in diesen Blättern keinen Platz gefunden haben, wenn sie nicht der unbekannte Verfasser folgendes Schreibens seiner Aufmerksamkeit und Geduld gewürdiget hätte.[1])

„Mein Herr.

„Sie sind sehr unachtsam auf die merkwürdigsten Begebenheiten im Reiche des Witzes. Sie haben Ihren Lesern noch gar nichts von den neuen Lichtern erzählet, welche diesem Reiche in

1) Obwohl ich der Ansicht bin, daß dies Schreiben nicht von Lessing herrührt (s. Vorbem. S. 16 u. 17), so mag es doch seinen Platz hier behalten, bis sein Autor ermittelt ist. Man denkt zuerst an Kästner, der ja einige Beiträge für das Neueste einschickte (s. S. 17); doch hat Danzel (I. 197) dagegen geltend gemacht, daß, während hier von den natürlich fließenden trochäischen Versen des Hermann gesprochen werde, in einem wahrscheinlich von Kästner stammenden Epigramme (es gehört zu den vier in der folgenden Anmerkung erwähnten) irrthümlich gesagt werde, Schönaich schläfere den Leser alexandrinisch ein. — A. d. H.

der letztverwichenen Michaelsmesse aufgegangen sind. Haben Sie denn den Herrmann[1]) und den Nimrod noch nicht gelesen? Oder haben Sie denn nicht wenigstens die Vorrede des Vormunds des guten Geschmacks in Deutschland durchgelaufen, welche derselbe dem erstern vorgesetzet hat? Da würden Sie gefunden haben, daß es nunmehr mit dem deutschen Witze aufs Höchste gekommen ist, und daß, wenn die Ausländer auch zehn Henriaden aufzuweisen hätten, wir Deutsche ihnen doch nunmehr beherzt unter die Augen treten und ihnen dieses Heldengedicht selbst zum Muster ihrer künftigen Werke dieser Art vorlegen könnten. Warum haben Sie denn Deutschland zu diesem längst vergebens gewünschten Zeitpunkt noch nicht Glück gewünscht? Ich will doch nimmermehr hoffen, daß Sie ein Franzose sind, welcher vor allen Meisterstücken des deutschen Witzes Augen und Ohren verschließet, um nur das Bischen Ehre seiner witzigen Landsleute noch in Ansehen zu erhalten. Da wir längst den Ausländern in allen Arten von Gedichten Trotz bieten konnten, so fehlte es uns nur noch an einem Heldengedichte; und siehe, das haben wir nun, gottlob! an dem Herrmann, wie der Titel desselben klärlich ausweiset. Kommen Sie mir ja nicht

---

1) Am Ende des Jahres 1751 gab Gottsched, der sich bis dahin gegen den Messias und die Nachahmer desselben scheinbar ganz gleichgiltig verhalten hatte, das Heldengedicht Hermann oder das befreite Deutschland von dem Freiherrn Otto von Schönaich mit einer anpreisenden Vorrede heraus. Hier wie in seiner Zeitschrift: Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, wurde dasselbe weit über den Messias gestellt. „Die Musen," sagt Gottsched u. A., „scheinen ihn [Schönaich] der Bellona, der er anfangs gewidmet gewesen, blos darum entrissen zu haben, daß er ihnen in Deutschland einen so wichtigen Dienst thun und die epische Dichtkunst, die bisher in so fürchterlichen Gestalten erschienen, in einer liebenswürdigern Gestalt bekannt machen sollte. Wenigstens scheinen sie ihn ausdrücklich zu einem deutschen Voltaire bestimmt zu haben." Im folgenden Jahre ließ er seinen Dichter durch die philosophische Facultät sogar mit dem Lorbeer krönen. Lessing selbst erwähnte Schönaich's erst in der letzten Nummer der Vossischen Zeitung von 1753, und zwar in dem Epigramm Auf das Heldengedicht Herrmann (s. Werke, I. S. 147). Doch hatte er schon in Nr. 17 vier anonyme Epigramme mitgetheilt, die Schönaich sammt Gottsched beißend verhöhnten. Das eine derselben, Die poetische Krönung, rührte von Kästner her.

„Dir, Gott der Dichter, muß ich's klagen,
Sprach Herrmann: Schönaich darf es wagen
Und singt ein schläfrig Lied von mir.
„Sei ruhig, hat Apoll gesprochen,
Der Frevel ist bereits gerochen,
Denn Gottsched krönet ihn dafür."

Ueber die ergötzliche literarische Fehde, die sich allmählich zwischen Lessing und Schönaich entspann, und in welcher der Freiherr vor dem „Zeitungsschreiber" jämmerlich den Kürzeren zog s. Danzel, I. 197 ff. — A. d. H.

mit dem Messias, und sagen Sie etwan, daß dieses auch ein Heldengedicht sei! In der Schweiz und in den derselben incorporirten Landen kann er allenfalls dafür gelten; aber in Deutschland hat er das Diploma noch nicht erhalten; und ist es zu dessen Beweise nicht genug, daß ihn noch kein G . . . dafür erkennet? Siehe den Wurmsamen,[1]) den ersten Gesang. Es ist also gewiß, daß nunmehr der leere Raum in der deutschen Dichtkunst durch diejenige hochfreiherrliche Feder glücklich ausgefüllet worden, welche uns den Herrmann in den so natürlich fließenden trochäischen Versen, in 12 Büchern, wie Virgil seine Aeneis, geliefert hat.

„Aber zu gleicher Zeit erschien auch noch ein anderes Heldengedicht, der Nimrod des Herrn Naumann,[2]) welcher schon über 10 Jahr auf die Presse gewartet hatte. Welch ein Reichthum eines poetischen Witzes wird nicht dazu erfordert, von einem Helden, von welchem uns alle Geschichte weiter nichts erzählet, als daß er ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn gewesen, ein Heldengedicht von ganzen 24 Büchern zu schreiben! Zu was für schönen Episoden hat nicht dieser Mangel in der Geschichte dem Dichter Gelegenheit gegeben, welcher die Aufmerksamkeit des Lesers bald mit einem todten und wieder auferweckten Pferde, bald mit dem noch vor der Sündfluth im Gebrauch gewesenen groben Geschütz, bald von dem Taubenschlage eines glückseligen Schäfers, bald von der Kapelle des Nimrod, bald von dessen Hofnarren, welcher seinen hölzernen Säbel auf der rechten Seite stecken hat, und mit tausend andern belustigenden Erdichtungen unterhält! Der Dichter hat seinem Witze völlig den Lauf gelassen und sich mit den Reimen nicht abgegeben, sondern Hexameters ohne Füße erwählet, an welche er sich aber auch nicht so genau gebunden, daß er nicht öfters Octameters und Pentameters hätte sollen mit unterlaufen lassen. Ich schäme mich, mein

1) S. S. 55, erste Anm. — A. d. H.

2) Die Aufnahme dieser Kritik ist gewiß ein durchschlagender Beweis für Lessing's Unparteilichkeit. Denn der so arg verhöhnte Christ. Nikol. Naumann (1719 zu Bautzen geb.) gehörte wie Mylius zu Lessing's alten Leipziger Freunden. Sie wohnten sogar noch in Berlin eine Zeit lang auf einer Stube, und erst am 19. Juni und 20. Juli hatte Lessing in d. Voss. Ztg. zwei Schriften des in allen Gattungen der Poesie und Prosa Producirenden nicht ohne Anerkennung angezeigt. Bezeichnend für das Verhältniß Beider ist folgende Anekdote, die Nicolai erzählt. Naumann hatte eine Schrift Ueber Verstand und Glück herausgegeben und Lessing dedicirt. Als er sie ihm brachte, rief dieser ihm zu, sobald er den Titel sah: „Mensch, wie kannst Du von zwei Sachen schreiben, die Du nie gehabt hast!“ — A. d. H.

Herr, daß ich Ihnen Neuigkeiten aus dem Reiche des Witzes erzählen soll, welche Sie Ihren Lesern zuerst hätten erzählen sollen.

„Dahin gehöret auch die neueste und letzte Ausgabe der kritischen Dichtkunst des berühmten Hrn. Prof. Gottsched's. Ja, mein Herr, dieses ist die allerletzte Ausgabe, oder vielmehr die letzte Umgießung derselben. Herr Gottsched hat dieses selbst feierlich versichert. Er hatte in den bisherigen Ausgaben so Vieles weggenommen, hinzugesetzt und verändert, und doch wußte er selbst nicht, woran es doch liegen müßte, daß sie noch nicht für vollkommen erkannt werden wollte. Endlich besann er sich, daß es in derselben noch an Anweisungen zu Sechstinnen, Ringelreimen, Madrigalen und andern dergleichen poetischen Marcipanen fehlte. Diesen Mangel nun hat er in dieser neuen Ausgabe sorgfältig ersetzt und dadurch Alles geleistet, was man noch von einer Gottschedischen Dichtkunst verlangen konnte. Ich bin 2c."

P. S.

Das Ebenbild. Eine Fabel des La Motte.[1])

Die Welt ist voll falscher Beurtheiler. Man zeige ihnen ein gutes Stück: ihre unwissende Kühnheit schreibt es kraft ihres Ansehens einem Stümper zu. Sie finden darinne weder Geschmack, noch Stärke, noch Richtigkeit. Es mißfällt ihnen bald hier, bald dort etwas. Sie schimpfen und verdammen Alles im Namen der neun Musen. Ach, meine Herren, das thut der Stolz, und nicht der feine Geschmack. Nur Eure Unwissenheit, Ihr sogenannten Kenner, ist Schuld daran.

Ein gewisser Mensch wollte sich malen lassen. Ein Jeder will einmal in seinem Leben gemalet sein. Es ist der Eigenliebe eigenthümlich, daß sie Ebenbilder liebt. Diese Kunst, welche uns abmalet, scheinet uns auch zu vervielfältigen. Das ist nicht unsere einzige Thorheit. Als das Ebenbild fertig war, wollte unser Mann das Urtheil seiner Freunde, in der Malerei erfahrner Leute, darüber vernehmen. „Betrachtet es," sagte er, „und seht, ob ich getroffen bin, und ob es meine Gestalt ist." „Gut," sagte der Eine, „man hat Euch schwarz gemalt, und Ihr seid doch weiß."

---

1) S. Oeuvres de Houdart de la Motte, Paris 1754, IX. S. 215: Le portrait. Vgl. Vorbem. S. 18 und 19. — A. d. H.

Der Andere sprach: „Was für ein verdrehtes Maul!“ „Die Nase steht nicht am rechten Orte,“ setzte ein Dritter hinzu. „Ich möchte wohl wissen, ob Ihr solche kleine und finstre Augen habt? Und wozu dienen denn diese Schatten? Kurz, Ihr seid es nicht, es muß ganz anders gemalet werden.“ Der Maler schreit vergebens dawider; umsonst ärgert er sich. Auf diesen Rathschluß muß er wieder anfangen zu malen. Er arbeitet und verbessert, es gelingt nach seinen genommenen Maaßregeln, und er wollte diesesmal sein ganzes Vermögen drauf setzen, daß es vollkommen getroffen wäre. Die Kenner werden wieder zusammenberufen, und sie verdammen noch einmal das ganze Stück. „Das Gesicht,“ heißt es, „ist zu lang, die Backen sind eingefallen, die Haut ist runzlicht, Ihr seid schmutzig und wie ein Mann von sechzig Jahren gemalt; und, ohne Schmeichelei, Ihr seid jung und schön.“ „Nun gut,“ sagte der Maler, „ich muß es noch einmal machen. Ich verspreche es Euch recht zu machen, oder ich will meinen Pinsel darüber verbrennen.“ Als die Kenner weg waren, sagte der Maler zu Dem, der sich malen ließ: „Wenn ich Eure Freunde bei ihrem rechten Namen nennen darf, so sage ich Euch, daß sie privilegirte Unwissende sind; und wenn Ihr erlauben wollt, so will ich sie morgen ertappen. Ich will ebenso ein Bild, aber ohne Kopf, malen, und an dessen Stelle sollt Ihr Euren Kopf hinhalten. Laßt sie morgen wieder kommen; es soll Alles fertig sein.“ „Ich bin es zufrieden,“ antwortete Jener. „Lebt wohl, bis auf morgen!“ Der Schwarm dieser Kunstverständigen versammlete sich den Tag darauf wieder. Der Maler zeigte ihnen das Bild ein Wenig von ferne und sagte: „Nun, gefällt Euch dieses besser? Was dünkt Euch? Wenigstens habe ich den Kopf von Neuem mit großem Fleiße gemalet.“ „Warum laßt Ihr uns wieder rufen?“ sagten diese. „Warum zeigt Ihr uns diesen unausgearbeiteten Entwurf noch einmal? Wenn wir es aufrichtig sagen sollen, er ist es ganz und gar nicht; Ihr habt es noch schlimmer gemacht.“ „Ihr irret Euch, meine Herren,“ sprach der Kopf; „ich bin es selbst.“

Bei den itzigen Lustbarkeiten, an welchen das Theater den meisten Theil nimmt,[1]) wird es nicht unrecht sein, dem Leser einige theatralische Anekdoten aus Paris zu erzählen.[2])

Pechantre hatte in einem Wirthshause auf dem Tische einen Zettel liegen lassen, auf welchem einige Ziffern und über denselben die Worte stunden: Hier soll der König ermordet werden. Der Wirth, welcher sich schon über die Mienen und über die Zerstreuung dieses Poeten Gedanken gemacht hatte, hielt es für seine Schuldigkeit, diesen Zettel zu dem Quartiercommissar zu tragen, welcher ihm sagte, er solle, wenn der Unbekannte wieder zu ihm zu Tische käme, ihm ja davon Nachricht geben. Pechantre kam wirklich einige Tage darauf wieder, und kaum hatte er angefangen zu essen, so sah er sich mit einer Menge Häscher umgeben. Der Commissar zeigte ihm sein Papier, um ihn von seinem Verbrechen zu überführen. „Ach, mein Herr," sagte der Poet, „wie froh bin ich, daß ich meinen Zettel wieder habe! Ich suche ihn schon etliche Tage. Das ist der Auftritt, in welchen ich den Tod des Nero in einem Trauerspiele, an welchem ich arbeite, bringen will." Der Commissar schickte seine Häscher wieder nach Hause, und einige Zeit darauf ließ Pechantre sein Trauerspiel aufführen.

Der Komödiant Montfleury griff sich einmal so an, da er in der Andromacha die Wuth des Orestes vorstellte, daß er krank ward und starb. So hatte auch die Mariamne des Tristan dem Mondory den Tod verursachet. Daher pflegte man zu sagen, daß künftig kein Poet mehr sein würde, welcher nicht würde die Ehre haben wollen, in seinem Leben einen Komödianten ums Leben zu bringen.

---

1) Die regierenden braunschweigischen Herrschaften waren am 6. December zu längerem Besuch in Berlin eingetroffen. — A. d. H.

2) Nach Danzel's (I. 187) Vermuthung waren die folgenden theatralischen Anekdoten wie die sich anschließende kurze Nachricht von dem Ursprunge des französischen Theaters ursprünglich für die in der Einleitung S. 8. erwähnten Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters, die schon im Jahre 1750 wieder eingingen, bestimmt gewesen (Vgl. Vorbem. S. 19). Sehr wahrscheinlich; denn die Beiträge bringen wiederholt theatralische Neuigkeiten aus Paris. Für die geschichtlichen Nachrichten vom französischen Theater scheint sich Lessing, wie derselbe vermuthet, der 1735 zu Amsterdam erschienenen Histoire du théâtre françois depuis son origine jusqu'à présent bedient zu haben; doch ist der hier gegebene Auszug sehr unvollständig. — A. d. H.

Timokrates, das Trauerspiel des Thomas Corneille, ward 80mal hinter einander vor einer großen Menge Zuschauer aufgeführet, welche es beständig wieder gespielet haben wollten. Die Komödianten wurden müde, es zu spielen. Einer von ihnen trat einmal vorn vor auf dem Theater und sagte: „Meine Herren, Sie werden nicht müde, den Timokrates zu sehen; wir aber sind müde, ihn zu spielen. Wir befürchten, wir werden unsere andern Stücke vergessen. Lassen Sie ihn uns doch nicht mehr spielen!" Hierauf ward er nicht mehr wiederholet und auch niemals wieder gespielet.

La Fontaine war bei der ersten Vorstellung seiner Oper Aſträa in einer Loge hinter einigen Damen, welche ihn nicht kannten. Fast bei allen Stellen schrie er: „Das ist abscheulich!" Die Damen wurden müde, immer einerlei zu hören, und sagten zu ihm: „Mein Herr, das ist nicht so schlecht. Der Verfasser ist ein witziger Kopf. Es ist der Herr de La Fontaine." „Ach, meine Damen," versetzte er, ohne sich was merken zu lassen, „das Stück taugt nichts. Dieser La Fontaine ist ein dummer Kerl. Ich bin es."

Als Racine den Brunet sagen hörte: „Meine Herren, das ist das Theater des Herrn Dancourt," erwiderte er: „Sage vielmehr sein Schaffot, sage vielmehr sein Schaffot!"

Der Komödiant Chamesle starb, als er aus dem Kloster der Cordeliers kam, wo er zwei Seelenmessen, eine für seine Mutter und eine für seine Frau, hatte lesen lassen. Für diese zwei Messen gab er dem Küster 30 Sols, welcher ihm 10 wiedergeben wollte. Chamesle aber sagte zu ihm: „Die dritte soll für mich, ich will sie eben hören gehen." Als er aus der Kirche ging, setzte er sich auf eine Bank bei der Thür der Allianz, welches ein Wirthshaus neben dem Komödienhause ist, wo er ein Wenig mit seinen Cameraden plauderte. Als er zu dem Einen sagte: „Wir wollen heute zu Mittage mit einander essen," starb er.

In der Fastenzeit 1721 ward das Trauerspiel des de La Motte, Die Maccabäer, aufgeführet. Bei der Vorstellung desselben war dieses etwas Besonders, daß der alte Baron die Rolle eines Kindes, in der Kappe und in herabhangenden Kinderärmeln, vollkommen gut spielte, ob er gleich damals 70 Jahr alt war.

Der Gebrauch, allezeit ein Nachspiel nach den neuen Stücken aufzuführen, ist erst 1722 aufgekommen. Man spielte vor dieser Zeit die neuen Komödien allein und begleitete sie erst, wenn sie 8 bis 10mal waren vorgestellet worden, mit Nachspielen. Man

glaubte alsdenn, daß das Stück anfinge, weniger zu gefallen. Diesen zuweilen ungegründeten Vorurtheilen zuvorzukommen, ließ der Herr de La Motte gleich bei der ersten Vorstellung seines Trauerspiels Romulus ein Nachspiel aufführen. Diesem Exempel haben hernach andere Komödienschreiber gefolgt, und sie wünschten alle, daß dieser Gebrauch möchte eingeführet werden; aber Niemand wollte den Anfang machen, aus Furcht, es möchte den Zuschauern gleich bei der ersten Vorstellung ihrer Stücke ein übler Begriff von denselben gemacht werden.

Bis hieher die Anekdoten. Wir wollen denselben noch eine kurze Nachricht von dem Ursprunge des französischen Theaters beifügen.

Nichts ist ungewisser als der Ursprung der französischen Schauspiele und theatralischen Stücke, und man kann fast nicht anders als muthmaßlich davon reden. Man findet keine Spur davon in der ersten und zweiten Linie der Könige von Frankreich. Man weiß nur, daß unter der dritten Linie derselben Constantia aus der Provence, Robert's Gemahlin, Gaukler und Pantomimen nach Paris kommen ließ. Hier muß man also die Epoche der ersten Parisischen Komödianten bestimmen, und doch kann man noch nichts Zuverlässiges davon sagen. Man bekömmt hierinnen eher kein kläreres Licht, als unter der Regierung Karl's V. oder zu Anfang der Regierung Karl's VI.

Frankreich hat den Ursprung seiner dramatischen Gedichte der Andacht der Herren Paters zu danken. Der größte Nutzen, welchen sie vielleicht in der Welt gestiftet haben. Wenn man den meisten Schriftstellern, welche hiervon Nachricht gegeben haben, glauben soll, so erwählten sie dazu die Geheimnisse ihrer Religion, die Jungfrau Maria und die Heiligen, und machten daraus den Gegenstand des Vergnügens und der Erbauung des Volks.

Man weiß, daß unterschiedene Bürger in Paris aus einer Art von Andacht unter einander eine Gesellschaft zu Erbauung eines Theaters errichteten, um auf demselben Stücke von andächtigem Inhalte und besonders das Geheimniß des Leidens Christi vorzustellen. Sie wählten hierzu die Vorstadt St. Maur diesseits Vincennes. Daselbst errichteten sie ein Theater und stellten auf demselben das Leiden Christi vor. Sie mußten anfangs einige Widersprüche von dem Prevot der Kaufleute erdulden; als sie aber vor dem Könige einige Stück, welche ihm gefielen, vorgestellet hatten, so ertheilte er ihnen im Jahr 1402 in einem Patent die Freiheit, sich ordentlich zu setzen. Diese Bürger, welche sich

Brüder des Leidens Christi nennten, errichteten ihr Theater auf dem Saal des Hospitals der Dreieinigkeit in der Straße St. Denis, worauf sie verschiedene Geheimnisse des Alten und Neuen Testaments und einige aus dem Leben der Heiligen vorstellten.

Dieses erste Theater behielt fast 150 Jahr ebendieselbe Einrichtung. Aber man ward endlich diese allzu ernsthaften Schauspiele überdrüssig. Auf die Geheimnisse folgten moralische Handlungen, auf die moralischen Handlungen lustige Stücke, auf die lustigen Stücke Narrenpossen, oder vielmehr man machte aus Allem diesem halb ernsthafte, halb possierliche Stücke, an welchen sich das Publicum ärgerte. Man nahm ihnen ihr Theater, und das Haus zur Dreieinigkeit ward wieder ein Hospital, welches es bei seiner Anlegung hatte sein sollen.

Im Jahr 1548 verließ diese Gesellschaft diesen Ort, und da sie sich viel verdienet hatte, so kaufte sie den alten Palast der Herzoge von Bourgogne, welcher nur noch in einem Mauerwerk bestund. Sie ließ daselbst einen Saal, ein Theater und die andern Gebäude bauen, welche man noch itzo sieht. Das Parlement erlaubte ihr, sich daselbst zu setzen, doch mit der Bedingung, daß sie lauter weltliche, erlaubte und ehrbare Stück spielen sollte.

Die Brüder des Leidens Christi, welche Profession von der Gottseligkeit machten, konnten sich lange Zeit nicht zu weltlichen Stücken bequemen, und 40 Jahre hernach, nämlich 1588, überließen sie ihr Theater zur Miethe einem Trupp französischer Komödianten, welcher sich damals mit Erlaubniß des Königs zusammenthat. Die Stücke, welche man damals spielte, waren schon ein Wenig erträglicher als die Stücke der Brüder des Leidens Christi. Der Geschmack ward allmählich mehr ausgebreitet und gereiniget. Die unter Ludwig XI. erfundene Buchdruckerkunst und die unter Franciscus I. wieder hergestellten Wissenschaften hatten eine neue Laufbahn eröffnet. Die Bücher waren gemein geworden, man hatte Sprachen gelernet, man übersetzte die Lust- und Trauerspiele der Alten; man wagte es sogar, aus diesen Schauspielen neue französische zu machen. Etienne Jodelle von Paris ist der erste unter den französischen Poeten, welcher Schauspiele in französischer Sprache verfertiget hat. Die Neuigkeit dieser Schauspiele machte den meisten Ruhm dieses Poeten aus. Von dem Jodelle bis zu dem Robert Garnier war der Fortgang der dramatischen Werke in Frankreich nicht sehr merklich. Dieser Letztere war aus La Ferte Bernard in Maine gebürtig. Er bildete seinen Geschmack nach den Trauerspielen des Seneca. Er

bemühte sich, diesen Dichter nachzuahmen, und es gelang ihm völlig. Von seiner Zeit an bis zum Alexander Hardy erlangte die dramatische Poesie eine neue Vollkommenheit. Dieser lebte zu Anfange des 17. Jahrhunderts und war aus Paris gebürtig. Vor dem Corneille hielt man ihn für den berühmtesten theatralischen Schriftsteller. Seine Arbeit ward ihm überaus leicht, und kein Poet hat eine so große Menge Trauerspiele gemacht als er. Er lieferte den Komödianten jährlich auf 6 Trauerspiele; aber seine Verse sind rauh und seine Ausarbeitungen finster und ernsthaft. Von dem Hardy an bis zu dem Corneille ist die Veränderung des französischen Theaters merklicher; aber Corneille und Moliere haben es zu derjenigen Größe erhoben, welche Racine und Regnard unterstützet haben, und welche noch itzo durch die Werke der Herren Crebillon, Voltaire, des Touches, La Chaussee und Boissy fortdauert.

Die britischen Gesetze von 1783.

Die kritischen Briefe von 1753.

Inhalt.

Vorbemerkungen des Herausgebers.

1. Form des Werkes.

Bald nach seiner Rückkehr von Wittenberg nach Berlin, noch in der ersten Hälfte von 1753, ließ Lessing, wie in der Einleitung zu diesem Theil, S. 10, erwähnt, die zwei ersten Theile seiner Schriften erscheinen; den zweiten derselben bilden die vorliegenden, ihrem hauptsächlichen Inhalte nach kritischen Briefe. Bei der Betrachtung dieser Form des Werkes drängt sich vor Allem die Frage auf: Sind diese Briefe an wirkliche Personen geschrieben, oder ist die Form nur Fiction? Lessing selbst äußert sich in der Vorrede darüber folgendermaßen:

„Der zweite Theil enthält Briefe. Man wird ohne Zweifel galante Briefe vermuthen. Allein ich muß bekennen, daß ich noch bis jetzt keine Gelegenheit gehabt habe, dergleichen zu schreiben. Mir Correspondentinnen zu erdichten und an Schönheiten zu schreiben, die nicht existiren, schien mir in Prosa ein Wenig zu poetisch zu sein. Es sind also nichts als Briefe an Freunde, und zwar an solche, an die ich etwas mehr als Complimente zu schreiben gewohnt bin. Ich schmeichle mir sogar, daß in den meisten etwas enthalten ist, was die Mühe, sie zu lesen, belohnt. Wenn man an Freunde schreibt, so schreibt man ohne ängstlichen Zwang und ohne Zurückhaltung. Beides wird man auch in meinen Briefen finden, und ich will lieber ein Wenig nachlässig

und frei scheinen, als ihnen diese Merkmale abwischen, welche sie von erdichteten Briefen unterscheiden müssen. Ich habe ihrer einen ziemlichen Vorrath, und die, welche ich hier ohne Wahl, so wie sie mir in die Hände gerathen, mitgetheilt, sind die wenigsten. Es wird mir angenehm sein, wenn meine Freunde nicht die Einzigen sind, die etwas darinne zu finden glauben."

Wenn der Autor hier ausdrücklich hervorhebt, daß diese Briefe von erdichteten sich durch den Ton unterschieden und daß sie an wirkliche Freunde gerichtet gewesen, so stimmt hiermit allerdings überein das Hineinspielen von persönlichen Verhältnissen, wie die Neckereien am Schluß des 6., Anfang und Ende des 7. Briefes, ferner die Bezugnahme auf die Uebersiedelung von Berlin nach Wittenberg am Anfang des 18. Ja Brief 21, die Klage über den Tod eines Freundes, scheint durchaus persönlicher Natur zu sein, auch der 10. für ein fingirtes Schreiben doch fast zu inhaltsleer.

In der That aber haben wir es trotzdem in der Hauptsache mit erdichteten Correspondenzen zu thun — grade so wie bei den Literaturbriefen, denen Lessing eine Vorrede ähnlichen Inhalts voranschickte. Für neun Briefe, den 9. und 13.—20., ist der Beweis sehr leicht; denn diese bestehen nur aus Stellen der Vossischen Zeitung und besonders des Neuesten, die fast nur durch Hinzufügung von Anrede und Unterschrift zu Briefen umgewandelt sind. Hier war die Fiction zum Theil sogar außerordentlich durchsichtig; so im 15.—17., vom December datirten Briefe, in welchen er vorgiebt, die Messiaskritik, die doch schon im September gedruckt war, aus dem Concept abzuschreiben. Aber auch die übrigen vierzehn sind schwerlich wirkliche Briefe, wie Danzel (Lessing's Leben, I. S. 252) meint.

Betrachten wir zuerst die von eingehendem, gelehrtem Inhalt, wie die Rettung des Lemnius, die Kritik von Lange's Horaz-Uebersetzung und die Nachträge zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon, dazu die

Fragmente des Trauerspiels Henzi. Gewiß behandelte Lessing, wie Danzel behauptet, in Briefen an seine Freunde gelehrte Fragen, aber doch nur solche, die durch einen Austausch und ein gegenseitiges Abwägen von Gedanken gewinnen können, wie in den bekannten Briefen an Nicolai und Mendelssohn vom Jahre 1756 und 57 Untersuchungen, welche das Wesen der dramatischen Poesie betreffen. Dagegen finden wir die bloße Mittheilung langer literarischer Kritiken oder ästhetischer Productionen, wie die in Rede stehenden, in seinem gesammten Briefwechsel nirgend, wie denn eine solche Correspondenz für einen Schriftsteller, zumal für Lessing, an sich schon wenig Wahrscheinlichkeit hat. Danzel führt ferner für seine Ansicht an, daß Lessing im Vademecum, wo er doch durchaus nichts habe fingiren dürfen, die Kritik von Lange's Horaz als einen der an seine Freunde über dies Werk geschriebenen Briefe bezeichnet. Doch auch dies ist nicht stichhaltig; denn es ist kein Grund abzusehen, warum Lessing in dieser für die Streitfragen des Vademecum absolut gleichgültigen Kleinigkeit die Fiction, die er in den Briefen nun einmal angenommen hatte, nicht hätte aufrecht erhalten dürfen. Uebrigens können wir aus einem uns erhaltenen Schreiben Lessing's eine recht klare Anschauung gewinnen, welcher Art die mit seinen Freunden über Lange's Uebersetzung wie andere gelehrte Themata gepflogenen Correspondenzen gewesen sein mögen, ich meine aus dem an den Professor Nicolai vom 9. Juni 1752 (vgl. S. 158). Welche Aehnlichkeit aber haben diese flüchtigen Zeilen mit den eingehenden vorliegenden Kritiken?

Es bleiben nur noch die wenigen Briefe übrig, die nichts als kurz hingeworfene Mittheilungen verschiedener Art enthalten: 10, 11, 12, 21, die unbedeutendsten von allen. Der 11. macht durchaus nicht den Eindruck eines Briefes; er ist wohl nichts als etwa eine Frage an das Publicum, ob es das Gedicht, von dem ein Fragment mitgetheilt wird, kennen lernen wolle. Die drei übrigen könnten an sich sehr wohl wirkliche Briefe sein; sie tragen zum Theil in so viel höherem Grade persönlichen Charakter, als sie an eigentlichem

Gehalt zurückstehen, und grade aus dem letzteren Umstande könnte man den Schluß ziehen, daß Lessing sie nicht würde erdichtet haben. Möglich; aber liegt nicht auch die Annahme nahe, daß Lessing absichtlich einige derartige Briefe fingirte und einschaltete, um den beabsichtigten Eindruck desto täuschender zu machen?

Aus den Anfangsbuchstaben der Adressaten: A··. D. D··. G. F. Fä. H. P. S., ist, um auch dies noch zu erwähnen, für den Charakter wirklicher Briefe jedenfalls kein Beweis zu gewinnen; denn fast kein einziger derselben kann auf einen Namen der damaligen Freunde Lessing's, Agricola, Kästner, Marpurg, Mylius, Naumann, Ossenfelder, gedeutet werden.

Wir dürfen somit als bewiesen annehmen, daß wir in den vorliegenden Briefen im Wesentlichen nichts als eine Reihe vorzugsweise kritischer, zum kleineren Theil belletristischer Artikel vor uns haben, denen Lessing nur die damals in der französischen wie deutschen Literatur beliebte Form von Briefen gegeben.

Lessing verfolgte wahrscheinlich mit dieser Form noch einen besonderen Zweck: er wollte wohl den geschwätzig tändelnden freundschaftlichen Briefen des Hallischen ästhetischen Kreises, die Gleim 1746 herausgegeben hatte, mit diesen seinen „freundschaftlichen Briefen eines Pedanten", wie er dieselben in seiner Selbstanzeige der Vossischen Zeitung vom 13. Nov. 1753 nennt, eine wirklich inhaltsvolle Briefsammlung entgegenstellen. Dafür spricht, daß jenem Kreise der schon im Neuesten mehrfach verspottete Meier (vgl. S. 34) wie der im 24. Briefe so heftig angegriffene Lange angehörten; ferner, daß er eine Satire Kästner's auf die in demselben besonders gepflegte Anakreontische Spielerei ebenfalls schon im Neuesten aufgenommen und seinerseits ausdrücklich gebilligt hatte.

2. Abfassungszeit.

Die Abfassungszeit des Werkchens läßt sich, wie schon aus dem eben Erörterten ersichtlich, ziemlich genau ermitteln. Eine

ganze Reihe der Briefe, nämlich 9, 14—19 und 20 (über Rousseau, Klopstock's Messias, Diderot), sind nichts als Abschnitte des Neuesten; 13 (Erzählung von Tomms) ist ein Aufsatz aus der Vossischen Zeitung; diese stammen also aus der Berliner Zeit von 1751. Dagegen sind Brief 1—8, ein Theil von 19, ferner 24 und 25, enthaltend die Rettung des Lemnius, die lateinische Uebersetzung des Messias-Anfangs, desgleichen die Kritik von Lange's Horaz und die Nachträge zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon, ohne Zweifel in Wittenberg geschrieben; denn hier erst beschäftigte sich Lessing mit diesen Gebieten. (Vgl. Einleitung, S. 9.)

Bei allen diesen Briefen, also bei der größeren Mehrzahl der ganzen Sammlung, stimmen nun die darunter gesetzten Daten mit der wirklichen Abfassungszeit derselben überein. Ebenso ist der 12. Brief, über die Pantomimen Nicolini's, aus der Zeit datirt, in welcher Lessing sie einzig kennen lernen konnte, nämlich 1747, von L. (Leipzig). So wird denn wohl auch Brief 10, 11 und 21, wie ihr Datum angiebt, aus 1752 herrühren, und es bleiben nur übrig die einzigen undatirten Briefe, 22 und 23, deren wesentlicher Inhalt nach der Angabe von Lessing's Bruder aus dem Jahre 1749 stammt. (S. S. 229.)

Ganz genau ist es freilich mit diesen Daten nicht zu nehmen; denn die Messiaskritik vom September des Neuesten erscheint hier, wie vorerwähnt, unter dem 20. December; Stellen aus dem Mai- und Aprilstück in den beiden sich anschließenden Briefen, wie in dem vom Februar 1752 aus W. (Wittenberg) datirten. Doch ergiebt sich wenigstens so viel mit Bestimmtheit, daß die in dieser Sammlung enthaltenen Studien in Briefform mit geringen Ausnahmen den Jahren 1751 und 1752 angehören.

Mit der Vorbereitung der Herausgabe war Lessing schon im Juni 1752 zu Wittenberg beschäftigt; denn er schreibt von dort am 9. Juni an den Professor Gotthold Samuel Nicolai in Halle: „Da ich auf den H. Professor Meier gekommen bin, so muß ich noch etwas fragen. Ich habe in einer Kritik über den Messias

seiner einmal ein Wenig zweideutig gedacht (s. S. 204 und 209). Soll ich diese Stelle ändern, oder soll ich sie gar weglassen? Ich werde mich genau nach dem richten, was Sie mir rathen werden.“ — — Wahrscheinlich brachte Lessing das druckfertige Manuscript schon von Wittenberg mit; denn bereits in der ersten Hälfte 1753 erschien gleichzeitig mit dem ersten der zweite Theil der Schriften.

3. Zum Verständniß.

Seinem Inhalte nach besteht der größere Theil des Werkes aus kritischen Aufsätzen, der kleinere aus eigenen Productionen. Jene wieder sind nach Entstehungszeit und Gegenstand, abgesehen von dem einzigen Leipziger Briefe (12) über die Pantomimen, doppelter Art. Die älteren, aus der Vossischen Zeitung herrührenden, gehören der neueren Literatur an: Brief 9 und 14—20 behandeln Rousseau, Diderot, Messias, den Reim. Von den später in Wittenberg hinzugekommenen betrifft 1—8 die Reformationsgeschichte, 10 Virgil's Georgica, 24 Lange's Horaz-Uebersetzung, 25 Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Eigene Productionen, und zwar aus den Jahren 1749—51, enthalten 11, 13, 21, 22—23.

Behufs einiger nothwendigen Erläuterungen berücksichtige ich hier nur die folgenden größeren Beiträge: die Rettung des Lemnius, die Kritik des Messias, Henzi, die Kritik von Lange's Horaz-Uebersetzung, die Nachträge zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon; für die übrigen verweise ich auf die Anmerkungen.

a) Rettung des Simon Lemnius. Brief 1—8.

Wie in der Einleitung, S. 9, erwähnt, beschäftigte sich Lessing in Wittenberg u. A. mit der Geschichte der Reformation. In der theologischen und speciell orthodox-lutherischen Universität konnte für ihn nichts näher liegen; hatte er doch schon von seiner Familie her dafür ein Interesse, welches durch seine gleichzeitige Beschäftigung mit der Gelehrtengeschichte (vgl. S. 159) nur noch gesteigert wurde. Die Früchte seiner Studien waren einmal die im dritten Theile seiner Schriften 1754 herausgegebenen Rettungen und

dann die in Rede stehende Abhandlung. Auch sie kann ihrem Inhalte und ihrer Tendenz nach durchaus zu den Rettungen gezählt werden und ist wahrscheinlich nur aus dem Grunde von jenen getrennt erschienen, weil sie vor jenen vollendet war[1]) und daher schon für den zweiten Theil der Schriften benutzt werden konnte.

Den Grundgedanken und das Vorbild der Rettungen (vgl. die Vorbemerkungen zum 14. Theile, S. 17) verdankt Lessing dem Dictionnaire historique et critique des ebenso gelehrten als freisinnigen Pierre Bayle, einem Buche, das, wie Danzel, Band I. 220 ff., ausführlich nachgewiesen, eine der Hauptquellen von Lessing's Bildung gewesen. Wie Bayle's ganzes Unternehmen aus der Tendenz hervorgegangen war, „im Interesse der Wahrheit überall an die Fehler und Mißverständnisse Anderer anzuknüpfen und sie zu verbessern," ganz ebenso verfährt Lessing in diesen Rettungen, in denen er verleumdete und verunglimpfte Männer der Vergangenheit gegen die Irrthümer der Mit- und Nachwelt, größtentheils gegen Lebende vertheidigt.

In der in Rede stehenden Abhandlung ist es kein geringer Mann, gegen dessen Ungerechtigkeit der als Pasquillant der schlimmsten Art verschrieene Simon Lemnius in Schutz genommen wird, kein geringerer als Luther, dem gegenüber Lessing hier eine durchaus vorurtheilsfreie Stellung einnimmt.

Und grade hierdurch ist diese Arbeit, selbst abgesehen von dem speciellen Gegenstande, den sie behandelt, ganz besonders interessant. Bayle mochte auch hier eingewirkt haben. Bei Gelegenheit von Luther's Tischreden hatte er geäußert: „On ne peut nier, que l'ardeur impétueuse de son tempérament ne lui arrachât des paroles qui méritent damnation" etc., und dieser Gedanke ist es, der Lessing's Aufsatz zu Grunde liegt, wenn er nachweist, „wie weit blinde Hitze den aufgebrachten Luther fortzureißen vermochte"

1) Die übrigen Rettungen wurden zum Theil wohl erst 1753 in Berlin ausgearbeitet. Vgl. Danzel, I. 227, zweite Anmerkung.

(S. 179), „wie tief Zorn und Rache auch den redlichsten, den heiligsten Mann erniedrigt" (S. 180).

Die rückhaltlose Aufdeckung der „Spuren der Menschheit" in Luther's Charakter verdient, so sehr sie uns auch natürlich, ja zu der richtigen Würdigung des Reformators nothwendig erscheinen mag, in noch höherem Maße unsere Bewunderung, wenn wir uns der gradezu abergläubischen Verehrung erinnern, in der jene Zeit Luther's Person gegenüber noch befangen war. Noch im Jahre 1752 konnte es z. B. vorkommen, daß, als ein Wittenberger Professor, Namens Bose, für Einsendung einiger seiner Schriften an Papst Benedict XIV. ein freundliches Dankschreiben von dem Cardinal Valenti erhielt, des Professors eigene Collegen wuthentbrannt von der Kanzel herabeiferten: „Luther's Asche müsse sich im Grabe umdrehen über den Frevel, daß ein Wittenberger Professor sich nicht entblöde, nach Rom an den Papst, die große Babylonische Hure, zu schreiben." Der Vorfall fiel grade in die Zeit, als Lessing sich in Wittenberg aufhielt, und er schreibt darüber an den Professor Nicolai: „Sie wissen, daß der ganze Streit daher entstanden ist, weil der H. Prof. Bose einige Schritte von Luther's Grabe sich nicht zu sagen gescheut hat, daß der jetzige Papst ein gelehrter und vernünftiger Mann sei. Was meinen Sie, ob Derjenige wohl Recht hat, welcher den hiesigen Theologen Folgendes in den Mund gelegt:

„Er hat den Papst gelobt. Und wir, zu Luther's Ehr',
Wir sollten ihn nicht schelten?
Den Papst, den Papst gelobt? Wann's noch der Teufel wär',
So ließen wir es gelten."

Auch in der vorliegenden Abhandlung (S. 171) spielt er auf dies Ereigniß an, und wir werden nicht irren, wenn wir annehmen, daß grade diese verbissene Intoleranz der Wittenberger Theologen, die Lessing bei seinem Aufenthalte wahrscheinlich noch häufiger kennen lernte, mit dazu beigetragen hat, seinen Widerspruch hervorzurufen.

Zur Ergänzung und Würdigung des eigentlichen Gegenstandes der Abhandlung, der Rechtfertigung des Lemnius, wird dem Leser die Mittheilung der wichtigsten Daten aus der eingehenden, unabhängig von Lessing angestellten Untersuchung Strobel's[1]) über das Leben des Lemnius und besonders über sein Verhältniß zu Luther nicht unwillkommen sein.

Simon Lemchen, Lemnius ist der latinisirte Name, war ein Schweizer aus Margadant in Graubündten, geboren etwa 1515. Er studirte zu München und Ingolstadt und kam 1534 mit den besten Empfehlungen nach Wittenberg, wo er „durch seine Geschicklichkeit und gute Aufführung gar bald die vorzügliche Liebe Melanchthon's" gewann. Auf seine Empfehlung wurde ihm unentgeltlich das magisterium philosophiae ertheilt. Zu seinen vertrauten Freunden gehörten besonders einige Poeten, wie Georg Sabinus (S. 170, Anm. 1), der spätere Schwiegersohn Melanchthon's, und Johann Stigel, später Professor zu Wittenberg und Jena. Sie bildeten zusammen die poetische „Wittenberger Trias".

1538 gab Lemnius in Wittenberg selbst, unter seinem Namen, also ohne irgend ein Geheimniß daraus zu machen, jene Sammlung von Epigrammen heraus, die für ihn so verhängnißvoll werden sollte. Nicht unwahrscheinlich ist es sogar,[2]) daß die Veröffentlichung erst erfolgte, nachdem Melanchthon, der Rector der Universität — was er selbst freilich später in Abrede stellte — sie durchgesehen hatte. (Vgl. Brief 2.) Das Büchlein war dem Kurfürsten und Erzbischof Albrecht von Mainz gewidmet und enthielt mehrere Lobsprüche auf diesen, als einen guten Fürsten und Beförderer der Wissenschaften, der er in der That, z. B. Erasmus und Hutten gegenüber, gewesen. Ein Abgesandter dieses Erzbischofs

---

1) Leben und Schriften Simonis Lemnii, von Strobel, Pastor in Wöhrd. Nürnberg und Altenburg 1792.

2) S. die Gründe bei Strobel, S. 63—76. In Wittenberg scheint die Meinung ganz allgemein verbreitet gewesen zu sein, daß Melanchthon die Epigramme vor dem Drucke gesehen.

aber, Johann Tetzel, war es gewesen, durch den einst Luther zum ersten öffentlichen Auftreten gereizt worden; der Erzbischof selbst ferner lag mit Luther's Beschützer, dem Kurfürsten von Sachsen, wiederholt in Streitigkeiten und war mehr und mehr der Reformation feindlich entgegengetreten. Einen solchen Fürsten in seinem Wittenberg preisen zu hören, erschien Luther unerträglich und entflammte seinen Zorn gegen den Dichter derart, daß er bald noch zahlreiche andere Anstößigkeiten in den Epigrammen zu entdecken glaubte, besonders Schmähungen auf mehrere hochgestellte Personen, wie auf den Commandanten von Wittenberg, Hans von Metsch, und den kursächsischen Kanzler Gregorius Brück (Pontanus).

Daß jedoch die dem Erzbischof ertheilten Lobsprüche und nicht diese vermeintlichen Schmähungen Luther aufbrachten, dafür spricht schon das Urtheil des unbefangenen Lesers von heute, der die letzteren vergeblich in den Epigrammen suchen wird. Aber auch Luther's Zeitgenossen und sogar seine Freunde haben diese Beleidigungen nicht darin zu finden vermocht. Es ist, wie vorher erwähnt, nicht unwahrscheinlich, daß Melanchthon anfangs an dem Buche nicht den geringsten Anstoß genommen, und Camerarius bezeugt uns ausdrücklich, was Lessing entging, in dem Leben des Melanchthon (p. 178), daß nach der Ansicht aller Vorurtheilsfreien, der er selber beistimmt, keine beleidigenden Schmähungen in den Epigrammen enthalten gewesen seien. Vollends zweifellos ist Luther's Motiv ersichtlich aus seinen eigenen Aeußerungen. Außer seinem Decret vom 16. Juni, dessen Hauptstellen wir S. 151 u. 152 mittheilen, führt Strobel noch einige, Lessing unbekannt gebliebene Abschnitte aus den Tischreden an, die unverkennbar zeigen, daß Luther in Lemnius nur den Lobredner des Erzbischofs verfolgte.

So wenig nun auch Melanchthon an dem Lobe des Erzbischofs Anstoß nehmen konnte, [1]) und so wenig er auch Schmähungen in

1) Beide standen in freundlicher Beziehung zu einander. 1532 hatte Melanchthon dem Erzbischof seinen Commentar zum Römerbrief dedicirt und dafür

den Epigrammen gefunden hatte: als jene angesehenen Personen, von Luther aufgestachelt, den Lemnius bei ihm verklagten, befahl er, der sich ja nicht selten auch gegen seine Ueberzeugung von Luther beeinflussen ließ, die noch übrigen Exemplare der Epigramme (50 waren verkauft) einzuziehen und den Drucker ins Gefängniß zu werfen, dem Poeten selbst aber, Wittenberg nicht zu verlassen. Bald wurde die Sache für diesen noch mißlicher; denn man glaubte sogar ein Epigramm auf den Kurfürsten von Sachsen zu entdecken. So ungerechtfertigt dieser, jedenfalls wieder von Luther ausgegangene Verdacht war, er konnte doch bei der Hartnäckigkeit, mit welcher derselbe eine einmal gewonnene Ansicht festhielt, für Lemnius sehr gefahrbringend werden, und auf Drängen seiner zahlreichen Freunde entschloß dieser sich daher, heimlich Wittenberg zu verlassen.

Am 11. Juni wurde er vom Rector binnen acht Tagen vor den Senat citirt. Er erschien nicht, und man konnte es ihm nicht verdenken; denn am 16. Juni schon verlas Luther öffentlich in der Kirche von der Kanzel nach der Predigt ein Decret gegen Lemnius — Lessing erwähnt es im 2. und 5. Brief — in dem er sich zu folgenden Aeußerungen fortreißen läßt: „Es hat itzt nehest am vergangnem Pfingstag, ein ehrloser bube, M. Simon Lemnius genant, etlich Epigrammata, hinder wissen und willen, dere, so es befohlen ist zu urteilen, ausgehen lassen, Ein recht, ertz, schand, schmach und lügen buch, widder viel ehrliche, beide mans und weibs bilder dieser Stad und Kirchen wol bekand, dadurch er nach allen rechten (wo der flüchtige bube bekomen were) billich den kopff verloren hette.“ Nachdem er dann die Gemeinde ermahnt, solche Poeterei von sich zu thun, bittet er ferner — und dies ist bezeichnend für das eigentliche Motiv seines Zornes, — sonderlich die Poeten, den Erzbischof, gegen den er in nicht mittheilbaren

ein ansehnliches Geschenk von Demselben empfangen. Als er ferner 1536 seine Tochter dem Georg Sabinus, der damals in Diensten des Erzbischofs stand, zur Frau gab, sandte Dieser zur Hochzeitsfeier zwei seiner Räthe und seinen Leibarzt.

Schimpfwörtern gröbster Art losfährt, nicht wie jener Schandpoetaster zu loben und zu rühmen, „wo nicht, so mügen sie auch sampt jrem herrn gewarten, was ich dawider thun werde, Und wissen, das ichs nicht leiden will, das man den von sich selbs verdampten, heilosen Pfaffen, der uns alle gern tod hette, hie zu Wittemberg lobe." Da Lemnius nicht zurückkehrte, so wurde er am 23. Juni abermals aufgefordert, entweder selbst zu erscheinen oder sich durch einen Anwalt vertreten zu lassen. Erst als auch diese Citation fruchtlos ausfiel, wird er am 4. Juli relegirt. Hiernach sind einige Kleinigkeiten in Lessing's Darstellung zu berichtigen; das tumultuarische Verfahren, das ihm an diesem Processe noch besonders aufstieß, hat, wie wir sehen, nicht stattgefunden.

Lemnius wanderte während der nächsten Monate zuerst in Sachsen und der Mark, — er erwähnt selbst Zahna, Jüterbogk, Zinna, Lehnin — dann in Städten am Rhein umher und ließ wahrscheinlich schon im September die berüchtigte zweite Ausgabe seiner Epigramme erscheinen, vermehrt mit „ganzen Wagenladungen von Schmähungen", wie sich Melanchthon ausdrückte. Sie enthält ein drittes Buch von 67 Epigrammen, in denen er sich durch die giftigsten Verleumdungen und obscönsten Ausfälle besonders an Luther zu rächen suchte. Wahrscheinlich bald darauf erschien auch seine Apologie mit neuen Schmähungen auf Luther und dessen Freund Jonas und der Drohung, wenn seine Widersacher ihr Unrecht nicht zurücknähmen, alle Unzucht des wollüstigen Wittenberg zu schildern. Dies geschah jedenfalls noch im Jahre 1539 in der Monachopornomachie, einer Komödie, in der besonders Luther und seine Freunde Jonas und Spalatin mit ihren Frauen verhöhnt wurden. Sie ist so unfläthig, daß nach Gottsched's [1]) Urtheil, dem Strobel beipflichtet, Catull, Martial wie die Priapea selbst keusch und züchtig dagegen heißen können (s. über

1) Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst, II. (1765.) S. 192 ff.

beide Schriften Brief 5—7). Erst in seinem Heimathlande hörte Lemnius wieder auf, seinem Haß gegen Luther öffentlich Ausdruck zu geben, und hier auch fand er erst wieder Ruhe. 1539 oder 40 wurde er an dem neu gegründeten Gymnasium zu Chur als Lehrer angestellt. Als solcher war er, wie Strobel sagt, „in seinem Amte unverdrossen, verrichtete seine Lehrgeschäfte mit dem größten Beifall und zum Wohlgefallen seiner Obern bis zu seinem Tod," der schon 1550 in Folge der Pest eintrat. Durch eine ganze Reihe lateinischer Poesien, unter welchen auch eine Uebersetzung der Odyssee, machte er noch in Chur seinen Namen bekannt und geachtet.

Die im Vorstehenden aus Strobel's Untersuchung mitgetheilten Resultate, die auch mit der Ansicht des trefflichen neuesten Biographen Luther's [1]) über die Affaire des Lemnius übereinstimmen, darf man selbst gegenüber Ranke's [2]) abweichendem Urtheil als zweifellos richtig betrachten; sie liefern, abgesehen von den nebensächlichen Daten am Schlusse, die nur zur Vervollständigung des Lebensbildes hier einen Platz gefunden, den Beweis, daß Lessing das Verdienst gebührt, die zu seiner Zeit über Lemnius (besonders durch Mathesius) [3]) verbreiteten Irrthümer zuerst im Wesentlichen berichtigt zu haben.

b) Kritik des Einganges von Klopstock's Messias. Brief 15—19.

Zur Würdigung dieser Kritik im Allgemeinen verweise ich auf die Vorbemerkungen über die literarischen Zustände jener Zeit in der Einleitung zum Neuesten (s. besonders S. 22 und 28), aus

---

1) Heinrich Lang, Martin Luther. 1870. S. 308 u. 309.

2) Geschichte der Reformation, V. 337 (Ausg. von 1868): „Bei der würdigen Stellung, welche die classischen Studien einnehmen, konnte sich das tumultuarische händelsuchende Treiben der früheren Poetenschulen nicht mehr halten. Das Schicksal des Simon Lemnius, der es unter den Augen Luther's fortsetzen wollte und darüber verjagt ward, ist für die Richtung überhaupt bezeichnend." Eine Begründung seiner Ansicht giebt Ranke nicht.

3) S. Anm. 1 auf S. 172.

dem der Aufsatz herübergenommen ist. Er war gegen die maßlose Begeisterung gerichtet, mit der die drei ersten Gesänge des Messias bald nach ihrem Erscheinen in der Schweiz und in Deutschland selbst gefeiert wurden. Meier, durch dessen S. 22 erwähnte Schrift Lessing's Kritik, wie der Eingang beweist, besonders hervorgerufen wurde, stellte u. A. den Messias unmittelbar nach der Ilias und Aeneis, „man müßte denn noch untersuchen, ob das verlorne Paradies vor ihm den Vorzug verdiene." Noch weit überschwänglicher urtheilt z. B. der Verfasser der auf Bodmer's Veranlassung geschriebenen Zufälligen Gedanken über das Heldengedicht Der Messias (Zürich 1749), J. H. Heß, der folgender Aeußerung eines Freundes zustimmt: „Ich selbst kann es nicht genugsam ausdrücken, wie überaus wohl, wie allerliebst mir dieses Gedicht gefällt. Seinesgleichen ist nach meinem Sinn nicht gemacht worden, so lange die Welt stehet. Ich weiß, die Bibel ausgenommen, kein Gedicht, kein Buch in der Welt, das mir in allen Stücken so gar angenehm sei, keines, das alle meine obern, untern, alle bekannten und unbekannten Kräfte der Seele, sammt dem Gesichte und Gehöre, kurz, das mein ganzes Ich so überaus angenehm beschäftige und mit einem süß betäubendem Gefühle solchergestalt einnehme und erfülle, daß ich oft

Ueberwallend von Freuden und süßen Empfindungen weine,

wenn ich dieses heilige, hohe, zärtliche, nachdrückliche, anmuthsvolle Gedicht und besonders gewisse rührende Stellen in demselben lese."

Von dieser verschwommenen Begeisterung der Zeit sticht die zersetzende Schärfe, mit der Lessing im Eingange des Messias eine Reihe schlimmer Fehler bloßlegt, sehr wohlthuend ab. Freilich darf nicht geleugnet werden, daß ihn das kritische Bestreben in einigen Punkten zu weit fortreißt, und so konnte schon Johann Jakob Dusch 1758 in seiner Betrachtung der Einwürfe des Herrn Lessing's gegen den Anfang der Messiade (s. seine Vermischte kritische und satirische Schriften, S. 177 ff.) ihm wenigstens einige Irrthümer — sie sind in den Anmerkungen zum

Theil berücksichtigt — nachweisen, wenn auch in den meisten Punkten seine Gegenkritik unhaltbar war.

Uebrigens trug dieser auch in der Form wenig höfliche Angriff von Dusch, wie auch seine Kritik der Miß Sara Sampson, in der er Lessing den Beruf zum dramatischen Dichter abspricht, wohl mit zu der scharfen Polemik bei, mit welcher Dusch in den Literaturbriefen (41 und 77) abgefertigt wird.

c) Samuel Henzi. Brief 22. 23.

Es ist dieser, der kritischen Thätigkeit Lessing's bestimmte Theil nicht der Ort, auf die Bedeutung des vorliegenden Fragmentes in seinem Verhältniß zu den übrigen dramatischen Jugendarbeiten des Dichters einzugehen. Es genüge eine doppelte Hinweisung. Merkwürdig ist das Fragment zuerst dadurch, daß hier seit langer Zeit zum ersten Male wieder ein dramatischer Dichter frisch in die unmittelbare Gegenwart und zugleich in die bürgerliche Welt hineingriff. Die Verschwörung Henzi's in Bern und seine Hinrichtung hatten erst in demselben Jahre stattgefunden, in welchem nach der, wahrscheinlich Lessing's Papieren entnommenen Bemerkung des Bruders (zur zweiten Ausgabe) das Fragment selbst entstand oder wenigstens begonnen wurde, nämlich im Jahre 1749. Zweitens sind diese Scenen interessant als Belege der ersten Einwirkung, die Lessing von Shakespeare empfängt. Unverkennbar hat ihm der Julius Cäsar vorgeschwebt, den er wahrscheinlich so eben erst in Berlin in der sehr treuen Uebersetzung des Herrn von Borck (vom Jahre 1741) kennen gelernt hatte. Ich verweise im Uebrigen auf die eingehende Untersuchung Danzel's, I. 164 ff. [1])

---

1) Als das Gerücht nach Bern drang (etwa durch Sulzer?), es werde ein Trauerspiel über Henzi erscheinen (und mit diesem konnte wohl nur Lessing's Arbeit gemeint sein; denn wer anders sollte in jener Zeit einen Stoff aus der Gegenwart zu schöpfen gewagt haben?), wurde am 8. Januar 1751 vom Rathe im Voraus der Beschluß gefaßt, dasselbe zu unterdrücken.

d) Kritik von Lange's Horaz-Uebersetzung. Brief 24.

Die Kritik dieser Lange'schen Uebersetzung hat eine größere Bedeutung, als es auf den ersten Blick scheinen könnte; sie greift in dem Uebersetzer einen der damals bekanntesten Dichter an. Lange konnte bis 1752 als das Haupt eines sehr angesehenen ästhetischen Freundschaftskreises gelten, dem u. A. der mehrfach erwähnte Professor Meier, Sulzer, Gleim angehörten, und der den Schweizern sehr eng befreundet war, zumal seit Bodmer 1745 Lange's und seines Freundes Pyra Freundschaftliche Lieder herausgegeben. Es herrschte in diesem Kreise allgemeine gegenseitige Verehrung und Anerkennung,[1]) die, wie zu allen Zeiten, auf die öffentliche Schätzung des Einzelnen nicht ohne Einfluß blieb; und hatte auch das anfängliche gute Einvernehmen, wie einige Aeußerungen von Sulzer, Bodmer, Gleim und von Lange[2]) selbst beweisen, bereits abzunehmen begonnen, so war doch davon öffentlich nichts bekannt geworden, und beim Publicum war daher Lange noch immer der gefeierte Dichter. Durch sein Hauptwerk, die reimlosen Horazischen Oden, die Meier mit der schon oben S. 23 erwähnten Vorrede Vom Werth der Reime begleitete, war er jener Zeit „der deutsche Horaz" geworden, und es haben diese Dichtungen, die, von einzelnen glücklichen Ausnahmen abgesehen, für uns nichts als nüchterne Producte von einem gewissen frostigen Pathos sind,

---

1) Bezeichnend für dies gegenseitige Heben und Preisen ist unter anderen Langischen Freundschaftsoden Die Freunde vom J. 1745, in der die oben Genannten der Reihe nach verherrlicht werden. S. Horazische Oden, S. 146.

2) Außer dem von Danzel, I. 251, Beigebrachten verweise ich noch auf den Anfang von Lange's Schreiben an den Hamburger Correspondenten (s. S. 158), in welchem Derselbe unverkennbar gegen die Schweizer polemisirt, wenn er „gewissen Dichtern seinen Beifall versagt, die was Besonders darinnen suchen, daß sie nicht reimen, und indem sie sich zwingen, gedankenreich zu schreiben, so schreiben, daß es fast ebenso viel kostet, ihre Gesänge zu verstehen, als eine algebraische Aufgabe... „Ich gehöre," fährt er fort, „so wenig zu diesen Scotisten, daß es mir vielmehr leid thut, daß ich durch einige reimfreie Gedichte Gelegenheit gegeben, mich dieser besonderen Secte zuzugesellen."

ebenso auf Klopstock's Lyrik wie auf Lessing's eigene jugendliche Odendichtung eingewirkt. Aus dem Nachahmer wurde Lange ein Uebersetzer des römischen Dichters. Schon im Jahre 1749 hatte er die Uebersetzung angekündigt, bei der er, wie er sich rühmte, von vortrefflichen Kunstrichtern (ohne Zweifel Meier) unterstützt wurde. Sie erschien nach „neunjähriger saurer Arbeit" im Jahre 1752 zugleich mit dem lateinischen Text. Es wirft ein eigenes Licht auf die Einbildung des Mannes, dem Lessing die gröbste Unkenntniß im Lateinischen nachwies, wenn er über den Text sich folgendermaßen äußert: „Vielleicht schmeichle ich mir zu viel, wenn ich glaube, diese Ausgabe sei die vollkommenste in Deutschland, was den Text anbetrifft. Ich erwarte der Kenner Urtheil."

Auch dies Werk wurde wieder allgemein mit dem größten Beifall aufgenommen; schreibt doch sogar Hagedorn, der unter den damaligen Schriftstellern ganz besonders zu einem Urtheil über Horaz berufen erschien, 1752 an Lange: „Nichts hätte mich so vorzüglich vergnügen können als der Horaz, wovon Sie uns einen so richtigen Text und eine so zuverlässige und nette Uebersetzung geliefert haben." In dem S. 158 angeführten Briefe an den Hamburgischen Correspondenten citirt Lange selbst eine von Lob überfließende Recension der Rostockischen gelehrten Nachrichten, worin seiner Uebersetzung ebenso wie seinen „unvergänglichen" Oden eine vollkommene Erkenntniß beider Sprachen, Horazisches Feuer, kurz, alle zum Uebersetzen des Horaz erforderlichen Eigenschaften in solchem Maße nachgerühmt werden, daß seine Arbeit fast unverbesserlich genannt wird.

Um so wünschenswerther war eine objective und eingehende Kritik des, trotz manchen Vorzugs, im Einzelnen von groben und elementaren Fehlern strotzenden Werkes. Lessing mußte sie um so verlockender sein, als der Angriff auf den Uebersetzer zugleich auch den Dichter treffen konnte, dessen Oden er bereits als frostige Machwerke zu würdigen gelernt hatte. Schon am 9. Juni 1752 schrieb er daher an den mehrfach erwähnten, mit Lange befreundeten Pro-

fessor Nicolai, mit dem er kurz vorher bekannt geworden war: „Kann man es einem Manne, der auf seine frostigen Nachahmungen des Horaz so trotzig thut, vergeben, ducentia durch „zweihundert“ übersetzt zu haben? Solcher kindischen Vergehungen habe ich mehr als zweihundert angemerkt, und ich habe große Lust, eine Beurtheilung seiner ganzen Arbeit, die ich schon fertig habe, drucken zu lassen.“ Er bat zugleich um Nicolai's Urtheil. Dieser widerrieth. „Oeffentlich,“ schrieb er, „wollte ich es Niemanden rathen, Herrn Lange anzugreifen, der etwa noch Hoffnung haben könnte, im Preußischen sein Glück zu finden. Herr Lange kann viel bei Hofe durch gewisse Mittel ausrichten.“ Er schlug dann Lessing vor, Lange die betreffenden Anmerkungen gegen Honorar zu überlassen. Anfangs schien derselbe auf den Vorschlag an sich eingehen zu wollen, doch nicht des pecuniären Anerbietens willen, das ihn im Gegentheil verdroß. Aber er unterließ es, wir wissen nicht aus welchen Gründen; er übersandte seine Kritik nicht an Lange, sondern ließ sie ungeachtet der Warnung Nicolai's vor den mächtigen Einflüssen des Pastors als den vorliegenden Brief erscheinen, in dem er „ein klein Register von Schulschnitzern“ aufzuzählen sich begnügt.

Lessing's Kritik ist insofern unbillig, als er kein Wort der Anerkennung für die Vorzüge hat, die, wie nicht verschwiegen werden darf, die Lange'sche Arbeit trotz ihrer vielfachen Gebrechen vor allen gleichzeitigen, ja noch vor späteren Horaz-Uebersetzungen auszeichnen, wie für die Angemessenheit des Tones, für ihre sprachliche und metrische Gewandtheit.[1]) So war es denn wohl begreiflich, daß der so hart Getadelte heftig erbittert wurde; freilich überschritt er in seinem Zorne jedes Maß, wenn er in dem Schreiben an den Verfasser des gelehrten Artikels in dem Hamburger Correspondenten (Halle 1753), der Lessing's Kritik bald nach ihrem Erscheinen abgedruckt hatte, sich nicht scheute, von

---

1) Vgl. Hettner, Geschichte der deutschen Literatur, II. 103 (1864), und Horaz' Werke von Obbarius, Einl., S. XI (1847).

dem Stolz und dem Muthwillen, von der tiefen Unwissenheit oder Faulheit des Gegners zu sprechen, ja selbst, freilich in Folge eines Irrthums, Lessing's sittlichen Charakter zu verdächtigen. Diese Entgegnung trug ihm dann das Vademecum ein. (S. Theil XI.)

e) Nachträge zum Jöcher'schen Gelehrten-Lexikon.
Brief 25.

„Viele haben sich verwundert," sagt Karl Lessing in seinem Vorbericht zum vierten Theile von Lessing's Schriften (1785), S. 15, „daß mein Bruder, von so lebhaften und etwas unbeständigen Temperamente, sich sogar in seiner Jugend mit einer Arbeit, wie die Vermehrung und Berichtigung des Jöcher'schen Gelehrten-Lexikons ist, eine ziemliche Zeit beschäftigen können," und leitet dann die auf den ersten Blick in der That auffallende Erscheinung daraus ab, daß Lessing's Vater das Studium der Gelehrtengeschichte, das er selbst mit großer Vorliebe getrieben, dem Sohne besonders empfohlen habe. Gewiß nicht ganz mit Unrecht; doch würde Lessing schwerlich aus diesem Grunde sich demselben zugewandt haben, wenn er nicht in so hohem Grade das Vermögen besessen, in die entlegensten und fremdartigsten Gebiete des Wissens, in die ihn sein Lebensgang einmal geführt, mit Interesse und Erfolg einzudringen. Hatte Lessing nun schon während des Berliner Aufenthaltes, wie mehrfache Recensionen in der Vossischen Zeitung, [1]) darunter eine über den dritten Theil von Jöcher's Lexikon selbst, beweisen, die Neigung zu diesem Studium ausgebildet, so konnte diese in Wittenberg, einem Hauptsitze gründlicher Büchergelehrsamkeit, zumal bei seinen gleichzeitigen, in die Reformationsgeschichte einschlagenden Arbeiten, wie z. B. über Lemnius, nur noch gewinnen. Bayle's Wörterbuch, dessen Bekanntschaft auf Lessing's Bildungsgang und einzelne seiner Schriften so bestimmend gewirkt hat (vgl. S. 147), ist von unverkennbarem Einfluß auch auf die Pflege dieses Studiums gewesen.

---

1) Vom 18. Februar, 1. April, 10. Juni 1751.

So wird es denn erklärlich sein, daß Lessing in Wittenberg den Plan fassen konnte, eine eingehende, allgemeine Kritik eines Werkes wie das Jöcher'sche Lexikon zu schreiben und als ein selbstständiges Buch erscheinen zu lassen. Als die ersten drei Bogen gedruckt waren, sendete er dieselben an Jöcher's Verleger, der einen Supplementband zu dem Werke angekündigt hatte, in Begleitung eines leider verloren gegangenen Briefes, in welchem er wahrscheinlich mit etwas zu weit gehender jugendlicher Keckheit diese Probe seiner Kritik dem beabsichtigten Supplement gegenüberstellte. Der Verleger ließ den Brief unberücksichtigt und theilte ihn nicht einmal Jöcher mit; er mochte darin den Versuch einer Geldschneiderei vermuthen. Jedenfalls verbreitete sich bald ein derartiges Gerücht in Leipzig, an das sich noch allerlei ähnliches Gerede hängte: daß Lessing's Kritik in einer gegen den hochgeachteten Verfasser des Gelehrten-Lexikons unbescheidenen Sprache geschrieben sei, daß sie nichts als mechanisch und oberflächlich zusammengeraffte Ergänzungen enthalte, und Aehnliches. Diese Gerüchte gelangten auch zu Jöcher, der nun bei dem Rector der Universität Wittenberg und bei seinem Verleger über Lessing's Schreiben Erkundigungen einzog. Beide Informationen sind jedenfalls nicht ungünstig ausgefallen; denn er schrieb darauf am 1. October 1752 einen sehr höflichen Brief an Lessing, in dem er besonders bedauert, daß Jener sich nicht an ihn selbst gewendet, und den Wunsch hinzufügt, daß Lessing „sich manchmal weniger heftig, beißend und anzüglich ausgedrückt" haben möchte. Lessing überschickte ihm darauf die gedruckten drei Bogen mit der Bitte, Alles, was ihm in denselben bedenklich erschienen, zu bemerken, und erbot sich zugleich, ihm auch die ferneren Bogen zur Ansicht zu übersenden. Das Begleitschreiben ist leider ebenfalls verloren, doch muß es Jöcher durchaus zufriedengestellt haben; denn Dieser antwortet am 11. October mit ausnehmender Freundlichkeit und lehnt jenes Anerbieten ab, da er das Vertrauen zu Lessing's Billigkeit trage, Derselbe werde Alles dergestalt einrichten, „wie es der Wohlstand unter Gelehrten und Schriftstellern er-

fordere.“ Wohl zum Dank für diese wiederholt entgegenkommende Höflichkeit Jöcher's trat Lessing jetzt von seinem ganzen Plane zurück und überließ Demselben — ob gegen Honorar, zu dem Jöcher sich erboten, ist unbekannt — seine Materialien für den Supplementband. Nur jene drei bereits gedruckten Bogen reihte er als 25. Brief [1]) dem vorliegenden Werke ein, hauptsächlich wohl aus dem Grunde, um den unliebsamen Gerüchten, die über diese Angelegenheit in Umlauf waren, wie es in der Einleitung des Briefes geschieht, öffentlich entgegentreten zu können und dem Publicum durch Mittheilung jener Bogen ein eigenes Urtheil möglich zu machen. Vielleicht hatte er auch den Wunsch, wenigstens eine Probe seiner mühevollen Arbeit schon jetzt und selbständig gedruckt zu sehen, ehe sie vielleicht nach einer Reihe von Jahren als Beitrag in einem fremden Werke wenig beachtet verschwand — ein Wunsch, den die Zukunft um so berechtigter erscheinen ließ, als der beabsichtigte Supplementband Jöcher's niemals herausgekommen ist.

Die, wenn auch an Zahl nur geringen Artikel dieser Kritik sind jedenfalls ein glänzender Beweis von Lessing's Gründlichkeit und Vielseitigkeit, nicht minder aber auch von seinem außerordentlichen Fleiße, wenn man bedenkt, daß dieselbe, obwohl offenbar aus einem längeren Gebrauch des beurtheilten Buches hervorgegangen, dennoch nur als Nebenarbeit neben den vielfachen Berliner und Wittenberger Studien entstand. Der größte Theil der Artikel fällt in Gebiete, auf denen man Lessing auch sonst in jener Zeit begegnet: vier, nämlich Abbot, Abudacnus, Zenobius Acciajoli, Abraham Usque, gehören in die Kirchengeschichte, der letztere zugleich in die spanische Literatur, mit der sich Lessing in Berlin beschäftigte. Die Artikel Abaris, Abaucas und wenigstens theilweis auch der über Donat Acciajoli schlagen in die philologischen Studien, Abstemius in die Literatur der Fabeln.

---

1) Daß dieser Brief mit jenen drei Bogen identisch, darüber s. Danzel, I. 218, 219 u. 221.

Wesentlich wurde Lessing durch Bayle's Wörterbuch, aus dem er viele Verbesserungen und Ergänzungen entnahm, unterstützt, dem er freilich seinerseits zahlreiche Unrichtigkeiten nachweist. Auch die Form der Artikel ist durchaus Bayle nachgebildet; von Diesem stammt hier, wie in seinem Leben des Sophokles (s. Theil XI.), die Gewohnheit, die Hauptangaben kurz zusammenzudrängen und sie durch zahlreiche gelehrte Anmerkungen zu erläutern, ebenso wie die philologische Akribie in der Anführung von Titeln und Citaten, die Lessing in gleicher Weise bei Jöcher, wie Bayle bei Moreri vermißte.

4. Aufnahme bei den Zeitgenossen.

Wenn Lessing durch diese „freundschaftlichen Briefe eines Pedanten" beabsichtigte, zu dem Ruhme des Dichters den eines gelehrten Schriftstellers hinzuzufügen, so erreichte er seinen Zweck durchaus. Schnell verschafften ihm diese Aufsätze mit ihren größtentheils wohlgezielten und treffenden Angriffen auf literarische Größen des Tages, wie Klopstock, Meier, Lange, Jöcher u. A., bei allen Urtheilsfähigen eine wohlbegründete Achtung als Kritiker.

Der Erste, dem das Verdienst zukommt, dieselbe öffentlich ausgesprochen zu haben, ist der als Orientalist bekannte Göttinger Professor Johann David Michaelis, zugleich ein feiner Kenner der Literatur. Er schrieb in den Göttinger Gelehrten Anzeigen schon am 31. December 1753 eine Recension über die so eben erschienenen beiden ersten Bände von Lessing's Schriften; hier werden nicht nur die Poesien des ersten Bandes, sondern auch der zweite Band, die vorliegenden Briefe, unter ihnen besonders die Fragmente des Henzi sowie die Kritik von Lange und die Nachträge zu Jöcher, mit ganz außerordentlicher Anerkennung begrüßt. Das öffentliche Urtheil des berühmten Mannes erfreute Lessing in hohem Grade, um so mehr, da kurz vorher das oben erwähnte Schreiben Lange's (s. S. 158) seinen Namen öffentlich geradezu beschimpft hatte. Er dankte daher dem Verfasser am 10. Februar 1754, als er ihm das Vademecum übersandte, mit

einem Briefe, in dem er u. A. schreibt: „Wenn mir in gedachter Recension irgend etwas Vergnügen gemacht hat, so ist es vorzüglich Dero Beistimmung zu meinem Urtheile über die elende Langische Uebersetzung der Oden des Horaz. Sie richtete mich gleich zu der Zeit wieder auf, da mich die pöbelhafte Antwort meines Gegners beinahe zu empfindlich gekränkt hatte, als daß ich eines öffentlichen Trostes nicht benöthigt gewesen wäre."

Auch die Jenaer gelehrten Zeitungen, die anfangs sich Lessing wenig günstig gezeigt hatten, besonders wegen seines Angriffs auf den von ihnen hochgeschätzten Lange, stimmen nach dem Erscheinen des Vademecum im März 1754 einen freundlichen Ton an, und am 24. August d. J. heißt er bei ihnen bereits „dieser berühmte Schriftsteller".

Ein ganz besonders günstiges, bisher, wie es scheint, gänzlich unbeachtet gebliebenes Urtheil, und zwar von dem als gelehrten Theologen bekannten Professor Walch, findet sich in dessen Biographie der Katharina von Bora, II. (1754) S. 297. Bei Gelegenheit seiner Rechtfertigung der Katharina gegen die Beschuldigung der Herrschsucht bezieht er sich auf Lessing's achten Brief und leitet die wörtliche Mittheilung einer längeren Stelle desselben mit folgenden Worten ein:

„Ich habe aber in dieser Materie noch einen andern Gegner, der sich durch seine Gelehrsamkeit, durch seinen Witz, durch seinen lebhaften und angenehmen Vortrag und durch seine Bescheidenheit gar sehr von dem erstern unterscheidet. Ich würde ihn als ein Muster eines Schriftstellers, der vernünftig widerspricht, Andern anpreisen, wenn ich nicht befürchten müßte, das gar zu vortheilhafte Urtheil von meiner Arbeit dadurch zu billigen, welches er ihr unverdient ertheilet. Es ist der gelehrte Prediger,[1]) Hr. G.

1) „Ich bin ..... etwas weniger als ein Prediger, für welchen mich der Herr Prof. Walch gehalten hat," schreibt Lessing in Bezug auf diese Stelle am 10. October 1754 an den Professor Michaelis.

E. Lessing, dem ich hiedurch diejenige Hochachtung öffentlich bezeige, welche seine Verdienste schon längst in mir erweckt. Dieser gelehrte Mann hat, wie er glaubt, eine neue Entdeckung gemacht, durch welche der Verdacht, daß Katharina von Bora herrschsüchtig gewesen, bestätiget werden soll. Es würden die Gedanken des Herrn Lessing's zu viel von ihrer Schönheit verlieren, wenn ich sie nicht mit seinen eigenen Worten vortragen wollte." [1])

Zur Herstellung des Textes der Briefe konnte ich zwei bisher fast unbekannt gebliebene Doppeldrucke der Originalausgabe von Lessing's Schriften (Berlin bei Voß, 1753—1755) benutzen, die es mir ermöglichten, in einigen Stellen die ursprüngliche Lesart herzustellen, in anderen sie zu sichern. Für das Neueste hat eine sorgfältige Benutzung des Originaldrucks eine Reihe von Abweichungen von dem Texte der Lachmann'schen Ausgabe, der einzigen, die bisher einen größeren Theil dieser Zeitschrift gebracht, ergeben. S. Näheres über das Verhältniß unserer Ausgabe zu den bisherigen überhaupt in den Schlußbemerkungen dieses Theiles.

---

1) Zur Sache selbst vgl. S. 191, Anm. 1.

Briefe.

Aperto pectore officia pura miscemus. Nihil in conscientia latet, quod scriptorum cuniculis occulatur. 1)

Symmachus.

---

1) „Offen ist meine Gesinnung, und rein ist der Zweck meiner Arbeiten. Nichts verbirgt sich in meinem Bewußtsein, das ich in meinen Schriften künstlich verstecken müßte." — A. d. H.

Erster Brief.[1])

An den Herrn P.

Schon seit vierzehn Tagen hätte ich Ihnen Ihre Handschrift von den unglücklichen Dichtern wieder zurückschicken können, weil ich sie gleich in den ersten Abenden durchgelesen hatte. Allein ich glaubte, diese Eilfertigkeit würde nicht gelehrt genug lassen, wenigstens nicht freundschaftlich genug. Denn nicht wahr? entweder Sie hätten gedacht: „Nun wahrhaftig, Der muß sehr viel müßige Stunden haben, daß er sich sogleich hat darüber machen können!" oder: „Ja, in der kurzen Zeit mag er auch viel gelesen haben; über Alles läuft er doch weg wie der Hahn über die Kohlen!" Die eine Vermuthung sowohl als die andre war mir ungelegen, mir, der ich so gerne immer beschäftiget scheinen will, mir, der ich auf nichts aufmerksamer bin als auf die Geburten meiner Freunde. Ich würde also ganz gewiß Ihr Werk wenigstens noch acht Tage auf meinem Tische haben rasten lassen; doch Sie fordern es selbst zurück, und hier ist es. „Nun? aber ohne Beurtheilung?" werden Sie sagen. Als wenn Sie es nicht schon wüßten, daß ich durchaus über nichts urtheilen will. Wollen Sie aber mit so etwas zufrieden sein, das aufs Höchste einer Meinung ähnlich sieht, so bin ich zu Ihren Diensten. Sie zeigen eine sehr weitläuftige Belesenheit, die ich sehr hoch schätze, wenn es Ihnen anders nicht viel Mühe gekostet hat, sie zu zeigen. Gott weiß, wo Sie alle die unglücklichen Dichter aufgetrieben haben! Was für tragische Scenen ziehen Sie Ihren Lesern auf! Hier sitzt einer in einer ewigen Finsterniß und sieht das Licht nicht, welches gleich ihm Alles belebet; dort schmachtet einer auf einem Lager, das er seit Jahren nicht verlassen. Jener stirbt fern von seinem Vaterlande und seinen Freunden, unter

1) Zu Brief 1—8 (die Rettung des Lemnius) vgl. die Vorbem., S 146 ff. — A. d. H.

Barbaren, zu welchen ihn die Empfindlichkeit eines Großen verwiesen; dieser in seiner Vaterstadt, mitten unter den Bewundrern seiner Muse, im Hospitale. Dort sehe ich einen — — welche Erniedrigung für Euch, Ihr Musen! — — am Galgen, und hier einen, gegen welches der Galgen noch ein Kinderspiel ist, mit einem Teufel vom Weibe verheirathet. Die moralischen Züge, welche Sie mit unterstreuen, sind gut; ich hätte aber gewünscht, daß sie häufiger wären, daß sie aus Ihren Erzählungen ungezwungener flössen und in einem minder schulmäßigen Tone dahertönten. Auch das gefällt mir nicht, daß Sie keine Classen unter den unglücklichen Dichtern machen. Diejenigen, welche, so zu reden, die Natur unglücklich gemacht hat, als die Blinden, gehören eigentlich gar nicht darunter, weil sie unglücklich würden gewesen sein, wenn sie auch keine Dichter geworden wären. Andre haben ihre übeln Eigenschaften unglücklich gemacht, und auch diese sind nicht als unglückliche Dichter, sondern als Bösewichter oder wenigstens als Thoren anzusehen. Die Einzigen, die diesen Namen verdienen, sind Diejenigen, welche eine unschuldige Ausübung der Dichtkunst oder eine allzu eifrige Beschäftigung mit derselben, die uns gemeiniglich zu allen andern Verrichtungen ungeschickt läßt, ihr Glück zu machen verhindert hat. Und in diesem Verstande ist ihre Anzahl sehr klein. Ja, sie wird noch kleiner, wenn man ihr vorgebliches Unglück in der Nähe mit gesunden Augen, und nicht in einer ungewissen Ferne durch das Vergrößerungsglas ihrer eigenen mit allen Figuren angefüllten Klagen betrachtet. Ist es nicht ärgerlich, wenn man einen Saint Amant, [1]) einen Neukirch, [2]) einen Günther so bitter, so ausschweifend, so verzweifelnd über ihre, in Vergleichung Andrer noch sehr erträgliche Armuth wimmern hört? Und sie, die Armuth, ist sie denn etwa nur das Schicksal der Dichter und nicht vielmehr auch aller andern Gelehrten? So viel Sie mir arme Dichter nennen können, ebenso viel will ich Ihnen arme Weltweise, arme Aerzte, arme Sternkundige ꝛc. nennen. Aus diesem Gesichtspunkte also, mein Herr, betrachten Sie, wann ich Ihnen rathen soll, Ihre Materie etwas aufmerksamer, und vielleicht finden Sie zuletzt, daß Sie ganz unrecht gethan haben, ich weiß nicht was für einen ge-

1) Saint Amant, geb. 1594, stirbt nach einem unstäten, ausschweifenden Leben als Mitglied der Akademie 1660. Sehr unbedeutender Dichter, Verfasser des Moïse sauvé u. A. — A. d. H.

2) Benjamin Neukirch, geb. 1665 in Schlesien, lebte lange Jahre in dürftigen Umständen zu Berlin, ohne durch seine zahlreichen Gelegenheitsgedichte für den Hof dessen Aufmerksamkeit auf sich ziehen zu können. 1703 erhielt er eine Professur; stirbt in Ansbach als Erzieher des Erbprinzen 1729. — A. d. H.

wissen Stern zu erdichten, der sich ein Vergnügen daraus macht, die Säuglinge der Musen zu tyrannisiren. — — — Sind Sie meiner Erinnerungen bald satt? Doch, noch eine! Ich finde, daß Sie in Ihrem Verzeichniß einen Mann ausgelassen haben, der vor zwanzig Andern eine Stelle darinne verdienet, den armen Simon Lemnius. Sie kennen ihn doch wohl? Ich bin ꝛc.

Zweiter Brief.

An Ebendenselben.

Wahrhaftig, ich bewundre Sie! Ein Beiwort, an dessen Nachdruck ich nicht einmal gedacht hatte, legen Sie mir in allem Ernste zur Last? Ich fürchte, ich fürchte, wir werden über den armen Simon Lemnius in einen kleinen Zank gerathen. Und da sehen Sie es, daß ich das Herz habe, ihn noch einmal so zu nennen, ob Sie ihn gleich den verleumderischen, den boshaften, den meineidigen, den unzüchtigen heißen. Aber sagen Sie mir doch, geben Sie ihm diese Benennungen, weil Sie seine Aufführung untersucht haben, oder weil sie ihm von Andern gegeben werden? Ich befürchte das Letztere und muß also den armen Lemnius gedoppelt beklagen. War es nicht genug, daß ihn Lutherus verfolgte, und muß sein Andenken auch noch von der Nachwelt befeindet werden? Aber Sie erstaunen; Lutherus und verfolgen scheinen Ihnen zwei Begriffe zu sein, die sich widersprechen. Geduld! Wann Sie wollen, so will ich Ihnen Alles erzählen, und alsdann urtheilen Sie! Vorher aber muß ich Sie um Alles, was heilig ist, bitten, mich nicht für einen elenden Feind eines der größten Männer, die jemals die Welt gesehen hat, zu halten. Lutherus stehet bei mir in einer solchen Verehrung, daß es mir, Alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr sonst nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar als die blendendste seiner Vollkommenheiten. Sie sind sogar für mich lehrreicher als alle diese zusammengenommen; und ich werde mir ein Verdienst daraus machen, sie Ihnen zu zeigen.*) — — Zur Sache also! Lemnius, oder wie

---

*) So muß Der sprechen, der aus Ueberzeugung und nicht aus Heuchelei lobt. Aus dieser letztern Quelle sind leider ein großer Theil der uneingeschränkten Lobsprüche geflossen, die Luthern von unsern Theologen beigelegt werden.

Denn loben ihn nicht auch Diejenigen, deren ganzen, losem Geize und Ehrgeize man es nur allzu wohl anmerkt, daß sie im Grunde ihres Herzens nichts we-

er auf Deutsch heißt, Lemichen, lag den Wissenschaften in Wittenberg ob, eben als das Werk der Reformation am Feurigsten getrieben ward. Sein Genie trieb ihn zur römischen Dichtkunst, und mit einer ziemlich beträchtlichen Stärke darinne verband er eine gute Kenntniß der griechischen Sprache, welches damals noch etwas Seltnes war. Sein muntrer Kopf und seine Wissenschaften erwarben ihm die Freundschaft des Melanchthon's, welcher ihn mit Wohlthaten überhäufte. Sabinus,[1] der Schwiegersohn des Melanchthon's, befand sich damals auch in Wittenberg. Zwei gleiche Köpfe auf einer hohen Schule werden sich leicht finden und Freunde werden. Sabinus und Lemnius wurden es auf die ausnehmendste Weise, und ich finde, daß auch die darauf folgenden Händel ihre Freundschaft nicht geendet haben. Im Jahre 1538 kam es Lemnio ein, zwei Bücher lateinischer Sinnschriften drucken zu lassen.[2] Er ließ sie also unter seinem Namen drucken, er ließ sie in Wittenberg drucken und brachte sie vorher, wie ich es höchst wahrscheinlich zeigen kann, dem Melanchthon zur Beurtheilung. Diese drei Umstände, mein Herr, erwägen Sie wohl; sie beweisen schon so viel, daß Lemnius ein gut Gewissen muß gehabt haben. Melanchthon fand nichts Anstößiges darinne, wie es Sabinus dem Drucker versicherte. Nunmehr wurden sie bekannt gemacht; aber kaum waren sie einige Tage in den Händen der Leser gewesen, als Luther auf einmal ein entsetzliches Ungewitter wider sie und ihren Verfasser erregte. Und warum? Fand er etwa jene lascivam verborum licentiam darinne? Diese wäre vielleicht zu entschuldigen gewesen, weil sie der Meister in dieser Art des Witzes, Martial, Epigrammaton linguam nennt.[3] Oder fand er, daß sie giftige Verleumdungen enthielten, die Ehre eines unschuldigen Nächsten zu brandmalen? Oder fand er gar seine eigene Person darinne beleidigt? Nein; Alles das, weswegen Sinn-

niger als mit Luthern zufrieden sind? die ihn heimlich verwünschen, daß er sich auf Unkosten seiner Amtsbrüder groß gemacht, daß er die Gewalt und den Reichthum der Kirche den Regenten in die Hände gespielt und den geistlichen Stand dem weltlichen preisgegeben, da doch dieser so manche Jahrhunderte jenes Sclave gewesen? — Anm. des Verf. [Zusatz der Ausg. von 1784.]

1) Der als lateinischer Dichter berühmte Georg Sabinus, geb. 1508 zu Brandenburg, erster Rector zu Königsberg, stirbt 1560 zu Frankfurt a. O. — A. d. H.

2) Simonis Lemnii Epigrammaton Libri duo. Vitebergae 1538. Am Ende: Excusum Vitebergae per Nicolaum Schirlenz. An. 1538. — A. d. H.

3) Nicht ganz genaue Reminiscenz aus Martial's Vorr. zum 1. Buch der Epigr.: „Die ausgelassene Wahrheit der Worte, das heißt die Sprache der Epigramme würde ich entschuldigen." — A. d. H.

schriften mißfallen können, mißfiel Luthern nicht, weil es nicht darinne anzutreffen war, sondern das mißfiel ihm, was wahrhaftig an den Sinnschriften das Anstößige sonst nicht ist: einige Lobeserhebungen. Unter den damaligen Beförderern der Gelehrsamkeit war der Kurfürst von Mainz Albertus [1]) einer der vornehmsten. Lemnius hatte Wohlthaten von ihm empfangen, und mit was kann sich ein Dichter sonst erkenntlich erzeigen, als mit seinen Versen? Er machte also deren eine ziemliche Menge zu seinem Ruhme; er lobte ihn als einen gelehrten Prinzen und als einen guten Regenten. Er nahm sich aber wohl in Acht, es nicht auf Luther's Unkosten zu thun, welcher an dem Albertus einen Gegner hatte. Er gedachte seines Eifers für die Religion nicht mit einem Worte [2]) und begnügte sich, seine Dankbarkeit mit ganz allgemeinen, obgleich hin und wieder übertriebenen Schmeicheleien an den Tag zu legen. Gleichwohl verdroß es Luthern; und einen katholischen Prinzen in Wittenberg, vor seinem Angesichte zu loben, schien ihm ein unvergebliches Verbrechen.*) Ich dichte diesem großen Manne hierdurch nichts an und berufe mich deswegen auf sein eigen Programma, welches er gegen den Dichter anschlagen ließ, und das Sie, mein Herr, in dem 6ten Tome seiner Schriften, Altenburgischer Ausgabe, [3]) nachlesen können. Hier werden Sie seine Gesinnungen in den trockensten Worten finden, Gesinnungen, welche man noch bis auf den heutigen Tag auf dieser hohen Schule beizubehalten scheinet. [4]) Luther donnerte also mündlich und schriftlich wider den unbehutsamen Epigrammatisten und brachte es in der ersten Hitze sogleich dahin, daß ihm Stubenarrest angekündigt ward. Ich habe immer gehört, daß ein Poet eine furchtsame Creatur ist, und hier sehe ich es auch. Lemnius erschrak desto heftiger, je unvermutheter dieser Streich auf ihn fiel; er hörte, daß man allerhand falsche Beschuldigungen wider ihn schmiedete, und

---

*) Es war den ersten Reformatoren sehr schwer, dem Geiste des Papstthums gänzlich zu entsagen. Die Lehre von der Toleranz, welche doch eine wesentliche Lehre der christlichen Religion ist, war ihnen weder recht bekannt, noch recht behäglich. Und gleichwohl ist jede Religion und Secte, die von keiner Toleranz wissen will, ein Papstthum. — Anm. des Verf. [Zusatz der Ausg. von 1784.]

1) Albertus nennt Lessing einige Male den Kurfürsten Albrecht (vgl. Vorbem., S. 149) im Anschluß an die von Lemnius gebrauchte Form. — A. d. H.

2) Ein Irrthum: Lemnius hebt wiederholt Albrecht's Eifer wegen der Beibehaltung der alten Lehre hervor. S. die betreffenden Epigramme bei Strobel, S. 57. — A. d. H.

3) Altenburg 1661—64. 10 Bände Fol. Vgl. S. 180, Anm. 1. — A. d. H.

4) Anspielung auf die in den Vorbem., S. 148, mitgetheilte Affaire des Professor Bose. — A. d. H.

daß Luther die ganze Akademie mit seinem Eifer ansteckte; seine Freunde machten ihm Angst und prophezeihten ihm lauter Unglück, anstatt ihm Muth einzusprechen; seine Gönner waren erkaltet, seine Richter waren eingenommen. Sich einer nahen Beschimpfung, einer unverdienten Beschimpfung zu entziehen, was sollte er thun? Man rieth ihm zur Flucht, und die Furcht ließ ihm nicht Zeit zu überlegen, daß die Flucht seiner guten Sache nachtheilig sein werde. Er floh, er ward citirt, er erschien nicht, *) er ward verdammet, er ward erbittert, er fing an, seine Verdammung zu verdienen, und that, was er noch nicht gethan hatte: er vertheidigte sich, sobald er sich in Sicherheit sahe; er schimpfte, er schmähte, er lästerte. — — Soll ich in meinen künftigen Briefen fortfahren, Ihnen mehr davon zu sagen? Ich bin ꝛc.

Dritter Brief.

An Ebendenselben.

Ehe ich fortfahre, soll ich Ihnen auf verschiedene Punkte antworten. Wohl! Der erste ist dieser: Sie behaupten, die Lobeserhebungen des Albertus wären nicht das Einzige gewesen, was Luthern wider den Lemnius aufgebracht, sondern verschiedne bittre Anzüglichkeiten wider den und jenen ehrlichen Mann hätten das Ihre dazu beigetragen. Sie berufen Sich dieserwegen auf des Matthesius[1]) und Luther's eigenes Zeugniß. Allein wie schwer wird es Ihnen fallen, wenn Sie diese Anzüglichkeiten in den

*) Lemnius hätte, wie Alcibiades, den die Athenienser zurückberiefen, um sich gegen seine Ankläger zu vertheidigen, antworten können:

„Εὐηθες, τον ἐχοντα δικην ζητειν
ἀποφυγειν, ἐνον φυγειν.“ [2])

Und als man den Alcibiades fragte, ob er seinem Vaterlande (τη πατριδι) nicht zutraue, daß es gerecht sein werde, antwortete er: „Auch meinem Mutterlande nicht (τη μητριδι). Wie leicht kann es nicht aus Irrthum oder Unwissenheit ein schwarzes Steinchen für ein weißes greifen.“

Zu der Nachricht, daß ihn seine Landesleute zu Tode verurtheilt, sprach er: „Wir wollen ihnen zeigen, daß wir noch leben.“ Er ging zu den Lacedämoniern und erregte den Atheniensern den dekelikischen Krieg. Aelian., XIII. c. 38. — [Zusatz der Ausg. von 1784.]

1) Johann Mathesius, mit Luther befreundet, stirbt 1565 zu Joachimsthal in Böhmen als Pastor. Verfasser der hier mehrfach erwähnten Predigten über Luther's Leben: Historia von ... D. Martini Luther's Anfang, Lehr, Leben ... und Sterben. Nürnberg 1566. — A. d. H.

2) Aelian, Var. hist., XIII. 38: „Einfältig der Angeklagte, der, wenn er sich selbst befreien kann, nach Freisprechung verlangt.“ — A. d. H.

ersten zwei Büchern, von welchen allein jetzo die Rede ist, werden erhärten sollen! Wenn Lemnius spottet, so spottet er über die allergemeinsten Laster und Thorheiten; er braucht niemals andre als poetische Namen; und das Beißende ist sein Fehler so wenig, daß ich ihm gar wohl einen stärkern Vorrath davon gewünscht hätte; gesetzt auch, daß das Bißchen Ehre dieses oder jenes Thoren draufgegangen wäre. Ich behaupte also kühnlich, daß Lemnius so wenig ein Verleumder ist, daß ich ihn nicht einmal für einen guten Epigrammatisten halten kann, welcher das Salz mit weit freigebigern Händen ausstreuet, ohne sich zu bekümmern, auf welchen empfindlichen Schaden es fallen wird. „Aber hier sind sie ja,“ rufen Sie, „die gottlosen Sinnschriften, welche eine solche Ahndung gar wohl verdienten! Hat sie nicht Schellhorn[1]) angeführt? Und sollten Sie sie nicht gelesen haben?“ — — — Ja, mein Herr, ich habe sie gelesen; und diese eben sind es, wo ich Sie erwartete, um Ihnen unwidersprechlich zu zeigen, wie unbillig die Aufbürdungen waren, welche man Lemnio machte. Martial bittet in der Vorrede zu seinen Sinnschriften: Absit a jocorum nostrorum simplicitate malignus interpres, nec Epigrammata mea scribat.[2]) — — Und daß sie bei dem Geier wären, die verdammten Ausleger! Bald wird man vor diesem Geschmeiße keinen Einfall mehr haben dürfen! — — Jedoch ich erzürne mich, und zum Beweisen braucht man kaltes Blut. Lassen Sie uns also ganz gelassen anfangen, und zwar bei dem Midas. Der Rang gehet nach den Ohren! Das Sinngedichte, das Lemnius auf ihn gemacht hat, enthält ungefähr dieses: Midas, spricht er, wann schon Dein Haus auf Marmorsäulen ruhte; wann Du in Deinen Kasten gleich Venetianische Schätze verschlossen hättest, so bist Du doch ungelehrt und nichts besser als ein Bauer. Denn was Du bist, kann der Geringste aus dem Pöbel sein. Wen muß er wohl mit dieser Sinnschrift gemeint haben? Einen reichen Edelmann ohne Zweifel, dessen ganzer Verstand der Goldklumpen war, oder wohl gar, wenn es dergleichen schon damals gegeben hat, einen dummen Grafen, den man mit seinem Hofebauer vermengen würde, wenn ihn nicht das reiche Kleid kenntlich machte. — — Ach, was Edelmann? Was Graf? Hier ist ein ganz Andrer gemeint. Der

1) Georg Schelhorn, Amoenitates historiae ecclesiasticae et litterariae, I. Frankfurt und Leipzig 1737. S. 850 ff. — A. d. H.
2) Vorr. zum 1. Buch. „Fern bleibe meinen unschuldigen Scherzen ein böswilliger Ausleger! Er soll meine Epigramme nicht anklagen!“ — A. d. H.

Dichter ist ein Majestätsschänder, und er meint Niemand Geringern als den Kurfürsten von Sachsen. — — Wen? Den großmüthigen Johann Friedrich? Wie ist das möglich? — — Möglich oder nicht; kurz, es ist klar; lesen Sie doch nur das Original:

In Midam.

Extent marmoreis tibi splendida tecta columnis,
Et tibi vel Venetas arca recondat opes;
Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,
Serviat et culti plurima gleba soli;
Multaque florentes pascant armenta per agros,
Tondeat et teneros rustica villa greges:
Es tamen indoctus; rides? es rusticus idem;
Id quod es, e populo quilibet esse potest. [1])

Nun, finden Sie es noch nicht, daß der Kurfürst von Sachsen gemeint ist? O, Sie sind muthwillig blind! Glauben Sie mir nur, die Zeile:

Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,

ist nicht umsonst. Wo fließt denn die Elbe? Wem dienet denn dieser Fluß? — — — Doch es fällt mir unmöglich, in diesem Tone länger fortzufahren. Im Ernste also: kann eine Beschuldigung boshafter und zugleich ungegründeter sein? Von allen den übrigen Sinnschriften, die man ihm zur Last legt, werde ich ein Gleiches sagen müssen. Er schildert einen Thraso, welcher nicht eher Muth hat, als bis er ihn aus den Gläsern in sich gegossen: und das soll der Commendant in Wittenberg [2]) sein. Er malet einen Rabulisten ab, dessen nichts bedeutendes Gewäsche er verlacht: und muß den Kanzler Pontanus [3]) getroffen haben. Auf ein ehrliches Frauenzimmer sollen folgende Zeilen gehn:

---

1) „Auf Midas.

„Mag auch Dein glänzendes Haus auf Marmorsäulen ruhen
Und Deine Truhe Venetianische Schätze verschließen;
Mag auch der goldführende Elbstrom mit seinem schimmernden Sande Dir dienen,
Und mag Dir dienen die reiche Scholle fruchtbaren Ackers;
Mögen Heerden von Vieh weiden auf Deinen blühenden Feldern,
Und in seiner Hütte der Bauer die zartwolligen Schafe scheren:
Ungebildet bist Du doch. Du lachst? Du bist auch nur ein Bauer;
Denn was Du bist, kann der Geringste aus dem Pöbel sein." — A. d. H.

2) Hans von Metsch. — A. d. H.

3) Gregorius von Brück, Kanzler des Kurfürsten von Sachsen, mit Luther befreundet. Pontanus ist der latinisirte Name. — A. d. H.

Cur vites semper communia balnea dicam,
Quod sis nigra scio, quod scabiosa puto.[1])

Und was ist gleichwohl klärer, als daß dieses ein Frauenzimmer sein muß, welches nirgends als in der Einbildung des Dichters anzutreffen? Hatte denn Wittenberg damals öffentliche Bäder, welche das Mannsvolk und das Frauenzimmer ohne Unterscheid zugleich besuchen durfte? Oder hat dergleichen jemals eine christliche Stadt gehabt? Erlauben Sie mir also, mein Herr, daß ich die übrigen Vorwürfe von dieser Art übergehe, und suchen Sie, wenn Sie können, in den ersten zwei Büchern stärkere und der Wahrheit gemäßere Beispiele auf, um mich zu überzeugen! Finden Sie aber deren keine, so sein Sie gelehrig und erlauben, daß ich Sie überzeugen darf. Wollen Sie mir etwan einwenden: Lemnius könne allerdings auf Den und Jenen gezielet haben, ob es uns gleich jetzo wegen Entfernung der Zeit und aus Mangel gewisser kleinen Nachrichten unmerklich wäre; genug, daß doch damals seine Stiche geblutet hätten, wie man aus dem Zeugnisse der Zeitverwandten sehen könne. — — — Ich will mich, dieses zu widerlegen,[2]) nicht dabei aufhalten, was ich von den Grenzen einer erlaubten Satire hernehmen könnte; sondern ich will mich gleich zu dem Zeugnisse selbst wenden, auf welches Sie Sich berufen. Lassen Sie uns also die Stelle aus des Matthesius Predigten über das Leben unsers Luther's näher betrachten. Hier ist sie: „Im 38. Jar thet sich herfür ein Poetaster, Simon Lemchen genant: der fing an, viel guter Leut mit schendlichen und lesterlichen Versen zu schmehen, und die grossen Verfolger des Evangelii mit seiner Poeterey zu preisen, auch unsern Doctor in seiner Krankheit zu verhöhnen, dazu ihm grosser Leut Verwandten halffen, daß solche Schmehschriften gedruckt, und heimlich ausgestreuet wurden, wie auch dieser Lemnius hernach eine Rifianische[3]) und greuliche Lesterschrift, die er den Hurenkrieg nennet, dem heiligen Ehestand und der Kirchendiener Ehe, und viel erbaren Frauen zu Unehren ließ ausgehen" ꝛc. Als Prediger bin ich hier mit dem guten Mat-

1) „Warum Du nie die gemeinsamen Bäder betrittst, ich will es Dir sagen: Weil Du schwarz bist und aussätzig, wie ich glaube." — A. d. H.

2) Es wird widerlegt durch eine Mittheilung des Camerarius. S. Vorb., S. 150. — A. d. H.

3) Vom mittelhochd. ruffiân, riffiân (italien. ruffiano), der Lotterbube. — A. d. H.

thesius recht wohl zufrieden, aber als Geschichtschreiber gar nicht. Eine einzige Anmerkung wird seine Glaubwürdigkeit verdächtig machen. Er sagt: Lemnius habe Luthern in seiner Krankheit verhöhnt. Wo finden Sie in den ersten zwei Büchern die geringste Spur davon? Suchen Sie, so viel Sie wollen! Matthesius begeht hier ein Hysteronproteron, welches gar nicht fein ist. Lemnius hat Luther's eher mit keinem Worte im Bösen gedacht, als bis er es an ihm erholte.[1]) Das Sinngedichte, auf welches Matthesius hier zielt, stehet in dem dritten Buche, in welchem freilich sehr viel nichtswürdige Sachen stehen, die aber durchaus nicht zur Ursache seiner Verdammung können gemacht werden, weil er sie erst nach derselben den beiden ersten Büchern beifügte.[2]) Es ist zwar so schmutzig und so niederträchtig, daß ich mich mehr als die beiden ersten Zeilen, welches folgende sind:

In M. Lutherum.

Ipse dysenteriam pateris clamasque cacando
Quamque aliis optas, evenit illa tibi etc.,[3])

anzuführen scheue; wann es aber auch noch schmutziger, noch niederträchtiger wäre, so würde es dennoch dem Matthesius sehr übel zu nehmen sein, daß er, den Lemnius verhaßt zu machen, zu Falschheiten seine Zuflucht nimmt und dasjenige zum Hauptverbrechen macht, was nichts als die Wirkung eines verbitterten Gemüths war. Da er sich aber hier auf dem fahlen Pferde finden läßt, wie kann man ihm in den übrigen trauen? Werden die schändlichen und lästerlichen Verse auf viel gute Leute nicht ebenso erdichtet, wenigstens zu früh vorweg genommen sein, als die Verhöhnung des kranken Luther's? Und sie sind es auch allerdings, weil, was ich schon mehr als einmal gesaget habe, in den ganzen beiden ersten Büchern keine Spur davon anzutreffen ist. Es bleibt also auch in diesem Zeugnisse dem Lemnius weiter nichts zur Last, als daß er, wie Matthesius sagt, die großen Verfolger des Evangelii mit seiner Poeterei

---

1) D. i.: als bis Luther es an Lemnius verdiente. — A. d. H.

2) In der zweiten, wohl im September erschienenen Ausgabe: M. Simonis Lemnii Epigrammaton Libri III. Adjecta est quoque ejusdem Querela ad Principem [den Erzbischof von Mainz]. Anno Domini 1538. Am Ende: Datum ex itinere. — A. d. H.

3) „Nun hast Du selbst Leibschmerzen auszustehen und schreist beim —
Anderen wünschst Du sie, nun befallen sie Dich selbst" ꝛc. — A. d. H.

gepriesen hat. Aber auch das ist nicht eigentlich wahr, weil er den Kurfürsten Albrecht zwar lobt, aber stets blos als einen Beförderer der Wissenschaften und als einen Beschützer der Gelehrten, welches auch Erasmus und Hutten gethan haben, niemals aber als einen Feind der damals neu aufkeimenden reinern Lehre. Kaum daß er ganz von Weiten, so viel ich mich erinnere, an einer einzigen Stelle, auf seine Liebe gegen die alte Religion zielt [1]) — — Auf Ihren ersten Einwurf, mein Herr, glaube ich Ihnen also genug gethan zu haben. Ich hätte noch den zweiten zu beantworten, allein ich will ihn lieber versparen und Sie argwohnen lassen, daß ich nicht sogleich etwas dagegen erwidern könnte, als durch einen unbändig langen Brief Ihre Aufmerksamkeit schwächen. Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

An Ebendenselben.

Ich bin Ihnen noch die Antwort auf einen zweiten Einwurf schuldig. Sie behaupten, Lemnius habe seine Sinnschriften verstohlner Weise drucken lassen; ich hingegen habe gesagt, es sei höchst wahrscheinlich, daß er sie dem Melanchthon vorher zur Beurtheilung übergeben. Sie berufen Sich auf ein Schreiben des Letztern an den Kurfürsten, dessen Inhalt Seckendorf [2]) anführt, und ich bin kühn genug, ebendieses Schreiben für mich zu gebrauchen. Melanchthon schreibt also an den Kurfürsten, welchem ohne Zweifel Luther diese Kleinigkeit auf der allerschwärzesten Seite vorgestellet hatte: „Was er dabei versehen habe, sei ohne Vorsatz geschehen; Lemnius habe ihm für seine erwiesene Wohlthaten schlecht gedankt und ihn selbst an zwei Stellen sehr schimpflich durchgezogen. Er habe die Sinnschriften nicht eher zu sehen bekommen, als da sie schon abgedruckt gewesen. Weil er viel Anzüglichkeiten gegen Privatpersonen darinne gefunden, habe er dem Verfasser sogleich Stubenarrest ankündigen lassen und sei Willens gewesen, ihn zu relegiren. Als er den Tag darauf gar Verschiedenes angetroffen, was dem Kurfürsten und Landgrafen zur Verkleinerung gereiche, habe er ihn wollen in Verhaft nehmen lassen. Lemnius aber sei ihm mit der

1) Unrichtig. S. Anm. 2 zu S. 171. — A. d. H.

2) Ludwig von Seckendorf, Historie des Lutherthums, übers. von El. Frick. Leipzig 1714. 4⁰. S. 1704. Das Original, Commentar. histor. et apolog. de Lutheranismo, erschien Gotha 1688. 3 Bände. — A. d. H.

Flucht zuvorgekommen; man habe ihn öffentlich vorgeladen und ihn endlich, weil er nicht erschienen, mit Schimpf von der hohen Schule verbannt. Er bitte also den Kurfürsten, es ihm nicht übel zu deuten, daß er wegen der vielen akademischen Geschäfte die Sinnschriften des Lemnius nicht gleich durchgelesen und das, was der Ehre des Kurfürsten darinne nachtheilig sei, nicht gleich gefunden habe. Man solle es ihm nicht zurechnen, daß sein Schwiegersohn, wie man vorgebe, dem Drucker die Sinnschriften zu drucken angerathen und noch die Lügen hinzugefügt habe, daß sie von ihm, dem Melanchthon, gebilliget wären." ——— Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, klingt dieses nicht vollkommen wie das Gewäsche eines Mannes, der sich gedrungen entschuldiget und eigentlich nicht weiß, was er sagen soll? Ich darf Ihnen den Charakter des Melanchthon's nicht lang schildern; Sie kennen ihn so gut als ich. —— Ein sanftmüthiger, ehrlicher Mann, der mit sich anfangen ließ, was man wollte, und den besonders Luther lenken konnte, wie er es nur immer wünschte. Sein Feuer verhielt sich zu Luther's Feuer wie Luther's Gelehrsamkeit zu seiner Gelehrsamkeit. Nach seiner natürlichen Aufrichtigkeit würde er es gewiß frei bekannt haben, daß er in den Sinnschriften des Lemnius nichts Anstößiges gefunden, wenn Luther nicht gewollt hätte, daß er etwas darinne finden sollte. Er hatte von der Einsicht seines Freundes so hohe Begriffe, daß, so oft sein Verstand mit Luther's Verstande in Collision gerieth, er den seinigen allezeit Unrecht haben ließ. Luther's Augen waren ihm glaubwürdiger als seine eigene. Sie sehen es hier. Er ließ sich nicht allein Schmähungen wider seinen Landesherrn in den unschuldigen Sinnschriften von ihm weisen, sondern ließ sich sogar überreden, daß Lemnius auch ihn selbst nicht verschonet habe. Nun aber biete ich die scharfsichtigsten Augen auf, mir diese zwei Stellen nur mit der allergeringsten Wahrscheinlichkeit zu zeigen.[1]) Das finde ich wohl, und finde es auf den meisten Seiten, daß Lemnius den Melanchthon lobt, und daß er ihn auch noch da lobt, da er wider alle Anhänger des Luther's die giftigsten Spöttereien ausströmet. Er schiebt alle Schuld auf den Sabinus, weil sie doch auf Jemanden muß geschoben sein. Wer aber kann sich wohl einbilden, daß Dieser seinem Schwiegervater einen so übeln Dienst

1) Auch Strobel, S. 69, bekennt, daß er dieselben nicht habe finden können. Vgl. Vorbem., S. 150 und 151. — A. d. H.

habe leisten wollen? Wenigstens wenn er es gethan hat, so muß man ihm so viel Rechtschaffenheit zutrauen, daß er etwas ganz Gleichgültiges zu thun geglaubt hat. Er muß die Sinnschriften seines Freundes für etwas Unschuldiges angesehen haben, das von nichts weniger als gefährlichen Folgen sein könne. Und auch alsdann habe ich schon viel gewonnen. Ebenso unschuldig, als sie dem Sabinus geschienen, ebenso unschuldig haben sie auch dem Melanchthon scheinen können; und er selbst ist es nicht in Abrede, weil er um Verzeihung bei dem Kurfürsten bittet, daß er das Anstößige darinne nicht sogleich wahrgenommen. O wahrhaftig, wo es nicht gleich in die Augen fällt, wo man es lange suchen muß, da ist es selten in der That anzutreffen! Doch ich besinne mich, daß ich einmal recht freigebig mit Ihnen verfahren will. Wenn ich Ihnen zugebe, daß in der That Alles ohne Billigung des Melanchthon's gedruckt worden, warum hat man den Sabinus nicht zur Verantwortung gezogen? Diesem und nicht dem Lemnius ist die Uebergehung der Censur zuzuschreiben. Diesen strafe man, wenn anders, es sei nun durch seine Bosheit oder durch seine Nachlässigkeit, ein strafbares Buch zum Vorschein gekommen ist. Ich sage mit Fleiß: ein strafbares Buch; denn wenn es ein gleichgültiges gewesen ist, wie ich in meinem vorigen Briefe erwiesen habe, so ist weder dem Einen noch dem Andern, dem Lemnius aber am Allerwenigsten ein Verbrechen aus Verabsäumung einer Ceremonie zu machen. Und mehr als eine Ceremonie wäre es nicht gewesen. — — Es ist mir recht lieb, daß ich hier abbrechen kann; denn wahrhaftig, das Vertheidigen wird mir sauer, wenn ich etwas allzu Leichtes zu vertheidigen habe. Ich bin 2c.

Fünfter Brief.

An Ebendenselben.

Ich kann also in meiner Erzählung fortfahren? — — Ich schloß meinen zweiten Brief mit der Flucht des Lemnius. Sagen Sie nicht, daß ihn diese Flucht meineidig gemacht hat, und daß er vermöge des Eides, den er als ein akademischer Bürger geleistet, sein Urtheil hätte abwarten sollen. Wenn ich augenscheinlich sehe, daß mir meine Richter die Gerechtigkeit versagen werden, so entfliehe ich nicht meinen Richtern, sondern Tyrannen, wenn ich ihnen entfliehe. Ein aufgebrachter Luther war Alles zu thun vermögend. Bedenken Sie, seine blinde Hitze ging so weit, daß er sich

nicht scheute, in einer öffentlichen, an die Kirchthüren angeschlagenen Schrift zu behaupten, der flüchtige Bube, wie er den Lemnius nennt, würde, wenn man ihn bekommen hätte, nach allen Rechten billig den Kopf verloren haben.[1]) Den Kopf? und warum? Wegen einiger elenden Spöttereien, die nicht er, sondern seine Ausleger giftig gemacht hatten? Ist das erhört? Und wie hat Luther sagen können, daß ein paar satirische Züge gegen Privatpersonen mit dem Leben zu bestrafen wären; er, der auf gekrönte Häupter nicht stichelte, sondern schimpfte? In eben der Schrift, in welcher er den Epigrammatisten verdammt, wird er zum Pasquillanten. Ich will seine Niederträchtigkeiten ebenso wenig wiederholen als des Lemnius seine. So viel aber muß ich sagen: was Lemnius hernach gegen Luthern ward, das ist Luther hier gegen den Kurfürsten von Mainz. ——— Gott, was für eine schreckliche Lection für unsern Stolz! Wie tief erniedriget Zorn und Rache auch den redlichsten, den heiligsten Mann! Aber war ein minder heftiges Gemüthe geschickt, dasjenige auszuführen, was Luther ausführte? Gewiß, nein! Lassen Sie uns also jene weise Vorsicht bewundern, welche auch die Fehler ihrer Werkzeuge zu brauchen weiß! — — Diese gedachte Schrift des Luther's ward gleich nach der Flucht des Lemnius angeschlagen und zog seine öffentlichen gerichtlichen Vorladungen nach sich. Der Herr Prof. Kappe hat sie uns in dem dritten Theil seiner Nachlese[2]) aus einer Handschrift mitgetheilet. Sie sind werth, gelesen zu werden, und ein paar Anmerkungen, die ich sogleich darüber machen will, werden Ihnen Lust dazu erwecken. Die erste ist diese: man läßt das Verbrechen des Lemnius blos darinne bestehen, daß er in seinen giftigen Versen viel ehrliche Leute von allerlei Stande angegriffen habe. Es ist bekannt, daß damals Melanchthon alle akademische Anschläge besorgte, und auch in diesem ist seine bekannte Behutsamkeit deutlich zu spüren. Er gedenkt der Lobsprüche des Kurfürsten Albrecht's, derentwegen Luther das meiste Lärmen machte, mit keinem Worte. Noch viel weniger sagt er, daß Lemnius den

1) S. die ausführlichere Mittheilung in den Vorbem., S. 151. Das Decret ist vollständig abgedruckt bei Strobel, S. 44, und in der Walch'schen Ausgabe von Luther's Werken, Bd. 14. S. 1334. — A. d. H.

2) Erh. Kapp, Nachlese zur Reformations-Geschichte, III. S. 376 ff. Der Herausgeber irrte, wenn er seinen Druck für den ersten hielt; die Vorladungen nebst der Relegation finden sich schon in Melanchth. argum. et dispos. rhet. in eclogas Virgilii, edit. a Steph. Riccio, Leucopetrae 1565. 8^{0}., und zwar in den Miscell. LX—LXII. S. Strobel, S. 32. — A. d. H.

Landesherrn angetastet habe. Zu Beiden war er zu klug; Jenes hätte einen blinden Haß verrathen, und Dieses stand nicht zu erweisen. Meine zweite Anmerkung wird Ihnen zeigen, daß man bei diesem Processe tumultuarisch verfahren. Lemnius wird nicht, wie gewöhnlich, zu drei verschiedenen Malen, sondern gleich auf das erste Mal peremptorie citirt, und der Termin, den man ihm setzt, sind acht Tage. Dieser Umstand, sollte ich meinen, verräth mehr eine Lust zu verdammen, als zu verhören. Lemnius erschien, wie man leicht denken kann, nicht und ward also öffentlich contumacirt, und seine Relegation ward auf den achten Tag darnach, als den 3ten Julius, festgesetzt. In dem Anschlage, in welchem man ihn contumacirt, wird gesagt, man habe ihm in der Citation freigestellt, entweder selbst oder durch einen Bevollmächtigten zu erscheinen. Allein dieses ist falsch; er wurde ausdrücklich in eigner Person vorgeladen, und es ist besonders, daß man sich auch nicht einmal so viel Zeit genommen hat, diese Kleinigkeit nachzusehen.[1]) Die Relegation ging also erwähnten Tages vor sich, und der Anschlag, wodurch sie bekannt gemacht wurde, ist in so heftigen Ausdrücken abgefaßt, daß Lemnius nothwendig erbittert werden mußte. Er war von Wittenberg nach Halle zu seinem Mäcenas, dem Albertus,[2]) geflohen, und hier fand er vollkommene Freiheit, seine Feinde nach dem Sprichworte: Per quod quis peccat etc.[3]) zu bestrafen. Die beiden ersten Bücher seiner Sinnschriften waren in Wittenberg verbrannt worden; er ließ sie also wieder auflegen und fügte ein drittes Buch hinzu, worinne er die Strafe, die er voraus empfangen hatte, recht reichlich zu verdienen suchte. Vogt[4]) sagt, diese zweite Auflage sei in Basel gedruckt worden. Ich habe sie eben vor mir, kann aber nicht die geringste Spur davon entdecken, weil ich gar keinen Ort benennet finde.[5]) Da ich des Hr. Vogt's einmal gedacht habe, so merken Sie doch dieses von ihm, daß er auch Einer von Denen ist, welche, zum Nachtheile der Wahrheit, in der ersten Ausgabe Schmähungen wider den Kur-

1) Lessing's Ausführungen über das Tumultuarische des Processes beruhen auf Irrthümern. S. Vorbem., S. 151 und 152. — A. d. H.

2) Ein Irrthum. Lemnius berührte auf seiner Flucht Halle nicht (s. Vorbem., S. 152); daß er den Erzbischof (etwa zu Mainz) aufsuchte, läßt sich auch nur vermuthen. — A. d. H.

3) Per quod quis peccat, per idem punitur et idem. „Wodurch Einer sündigt, eben dadurch bestraft man ihn auch." — A. d. H.

4) Joh. Vogt, Catalogus historico-criticus librorum rariorum. Hamburg 1732. 8⁰. S. 405. — A. d. H.

5) Strobel (S. 113) vermuthet Mainz oder Cöln. — A. d. H.

fürsten von Sachsen, wider Luthern und andre Wittenbergische Professores finden. Luther's ist mit keinem Worte darinne gedacht, und was er in dem dritten Buche wider ihn hat, muß man durchaus nicht auf die Rechnung der zwei ersten schreiben und also zur Ursache der Verbannung machen. Der Hr. Prof. Kappe beschreibet in dem vierten Theile des angezognen Werks beide Ausgaben sehr sorgfältig, und ich verweise Sie dahin, um mich bei bekannten Sachen nicht aufzuhalten. Es thut mir aber leid, daß ich eben das von ihm sagen muß, was ich von dem Hrn. Vogt gesagt habe. Von der Apologie des Lemnius, welche nach dem dritten Buche herauskam, werde ich gleichfalls nichts gedenken, weil sie Ihnen schon aus dem Schellhorn[1]) genugsam bekannt ist. Ich eile vielmehr auf den Hurenkrieg, wie ihn Matthesius nennt, und rühme mich im Voraus, daß das, was ich davon sagen werde, durchaus neu sein wird, weil Hr. Freytag[2]) und andre Bücherkenner einmüthig gestehen, daß von dieser Schrift, wovon sie auch nicht einmal den eigentlichen Titel wissen, überall ein tiefes Stillschweigen sei[3]) — — Spitzen Sie Sich aber nur nicht umsonst, mein Herr. Ich werde Sie auf dieses Confect noch acht Tage warten lassen und hier abbrechen — — Doch ich habe ja noch eine Hand breit Platz; warum soll ich diesen ledig lassen? — — Will mir denn geschwind nichts einfallen ob fugam vacui? Doch ja; ich will Ihnen noch sagen, daß man unter den Nichtswürdigkeiten des dritten Buchs auch noch hier und da eine artige Anekdote antrifft. Diese zum Exempel, daß Erasmus den J. Jonas oratorem sine grammatica genennt hat.[4]) O, ich bitte Sie, lassen Sie diesen Einfall nicht ins Vergessen gerathen; er ist allzu artig und auch jetziger Zeit noch brauchbar. Besinnen Sie Sich, wie wir vor einem Jahre über die Herrn ** und ** lachten, wann sie mitten in ihrem oratorischen Feuer bei Wendungen, die eines Cicero

---

1) Amoenit. etc., p. 850 sqq. Seitdem ist die Apologia Simonis Lemnii Poetae Vitebergensis ..... Coloniae ap. Jo. Gymnicum (o. J.) gedruckt in Hausen, Pragmatische Geschichte der Protestanten in Deutschland, I. S. 1—72. — A. d. H.

2) Friedr. Gotthilf Freitag, Analecta litteraria de libris rarioribus. Leipzig 1750. 8⁰. S. 523. — A. d. H.

3) Seitdem ist die Monachopornomachia gedruckt in W. Murr's Neuem Journal zur Literatur und Kunstgeschichte, II. 1799. — A. d. H.

4) Justus Jonas, Freund und Begleiter Luther's auf den Colloquien und Reichstagen, hatte Lemnius' frühere Gedichte sehr günstig beurtheilt; nach dem Erscheinen der Epigramme warf er ihm plötzlich Unkenntniß der lateinischen Grammatik vor. Lemnius höhnt nun seinerseits Jenen wiederholt mit dem citirten Worte des Erasmus. S. die betreff. Epigr. bei Strobel, S. 125. — A. d. H.

werth waren, den Donat vergessen zu haben schienen. Eine Maulschelle, die der gute Priscian[1]) in einem Panegyrico bekam, ärgerte uns mehr, als Kenner die Maulschelle im Cid[2]) geärgert hat. Erlauben Sie mir also, wenn ich dieser Herren etwa einmal gegen Sie erwähnen sollte, daß ich den Einen den — — schen, und den Andern den — — schen oratorem sine grammatica nennen darf — — Nun habe ich Zeit zu schließen, wenn ich meinen gehorsamen Diener noch ohne Abkürzung herbringen will. Ich bin &c.

Sechster Brief.

An Ebendenselben.

Es ist mir lieb, daß Sie Sich auf die Nachricht, die ich Ihnen von dem sogenannten Hurenkriege geben werde, freuen. Es ist unwidersprechlich, daß seine Seltenheit außerordentlich ist, und daß man nichts davon weiß als das Wenige, was Matthesius davon sagt. Lemnius drohte am Ende seiner Apologie im Voraus damit und versprach, die Gräuel des wollüstigen Wittenbergs auf das Schrecklichste darinne aufzudecken. Er versicherte, daß er sehr wohl davon unterrichtet wäre, weil er Zeit seines Aufenthalts in Wittenberg viel Gesellschaften beigewohnet, in welchen er von Dem und Jenem dieses und jenes Hausgeheimniß erfahren hätte. Allein mit diesem Bekenntnisse hat er sich Schaden gethan, weil wahrhaftig das Geschwätze akademischer Wüstlinge, welches ohne Zweifel seine Gesellschafter waren, eine schlechte Quelle der Wahrheit ist. Doch was bekümmerte er sich um die Wahrheit? Er suchte blos seine Widersacher verhaßt zu machen und ihnen Schimpf und Schande in einem weit reichlichern Maße, als er von ihnen bekommen hatte, wieder zuzumessen. Ich räume es Ihnen ein, daß er großmüthig würde gehandelt haben, wann er sich nicht zu rächen gesucht, sondern, in seine eigne Tugend eingehüllt, die Rechtfertigung der Nachwelt erwartet hätte. Doch wie Vielen ist es gegeben, so großmüthig zu handeln? Und gehören die Dichter unter diese Wenigen? Selbst

1) Aelius Donatus und Priscianus Cäsariensis, römische Grammatiker. Donat's Ars grammatica war bis in die Zeit der Reformation Schulbuch. — A. d. H.

2) Im Cid von Corneille, Act I. Scene 3, giebt „der großsprecherische Gormas dem alten würdigen Diego“ eine Maulschelle. Vgl. Hamb. Dramat., St. 55 u. 56. (Lessing's Werke, VII. S. 288 ff., 291.) — A. d. H.

Horaz, der sich gelassene Horaz sagt: Dem sei der Himmel gnädig, der mich angreift!

Flebit, et insignis tota cantabitur Urbe.[1])

Ein Jeder wehrt sich, womit er kann, der Wolf mit den Zähnen, der Ochse mit den Hörnern, und die Natur selbst lehrt es sie. Der erzürnte Cervius droht mit Gesetz und Urtheln und die feindselige Canidia[2]) mit Gift:

Ut, quo quis valeat, suspectos terreat.

Soll der arme Dichter nur allein sein Waffen nicht brauchen? Und sind die mit Geißeln bewaffneten Satyrs, die ihnen Apoll zur Bedeckung gegeben, nicht das Einzige, was sie noch ein Wenig in Ansehen erhält? Noch besser würde es um sie stehen, wann das Lykambische Geheimniß[3]) nicht verloren gegangen wäre, einen Feind durch Stichelreden so weit zu treiben, daß er aus Verzweiflung zum Stricke greifen muß. Ha! Ha! Meine Herrn Thoren, ich wollte alsdann den Wald sehen, in welchem nicht ein jeder Baum wenigstens Einen von Ihnen hätte reif werden lassen!

— — — — In malos asperrimus
Parata tollo cornua,[4])

dachte also auch Lemnius, und wer weiß, ob wir nicht auch Beide ebenso gedacht hätten? Lassen Sie uns auf keine Tugend stolz thun, die wir noch nicht haben zeigen können. Ein beleidigter Mensch ist ein Mensch, und ein beleidigter Poete ist es gedoppelt. Die Rache ist süße, und Sie sollen es gleich an einem kleinen Exempel sehen. Ich will hier meinen Brief schließen und Sie noch acht Tage auf meine Anekdoten warten lassen. Und warum? — — Hat uns doch Ihre Mademoisell Schwester schon dreimal acht Tage vergebens auf ihren Besuch warten lassen. „Aber," werden Sie sagen, „was geht mich meine Schwester an?" — — Aber hören Sie es denn nicht, daß ich mich rächen will? Leben Sie wohl!

---

1) Sat., II. 1. 46: (Er) „wird es beweinen, wenn rings in den Gassen besungen sein Ruhm wird." — A. d. H.

2) Personen aus der eben angeführten Satire; eben daher der folgende (50.) Vers: „Wie mit dem, daß stark er sich fühlt, Jedweder den Feind schreckt." — A. d. H.

3) Lykambes hatte dem Archilochus (griechischer Dichter um 700 v. Chr.) eine seiner Töchter zur Ehe versprochen. Später brach er sein Wort und wurde nun sammt seinen Töchtern von dem erzürnten Dichter in so schonungslosen Jamben angegriffen, daß sie sich sämmtlich aus Verzweiflung erhängt haben sollen. — A. d. H.

4) Hor. Epod., 6. 11: „— — — reizt ein Frevler mich,
Stracks rüst' ich zum Kampf mein scharfes Horn." — A. d. H.

Siebenter Brief.

An Ebendenselben.

Sehen Sie, mein Herr, daß Sie noch rachgieriger sind als ich? Ich wollte nichts, als eine Verzögrung mit der andern vergelten, Sie aber bestrafen meine Neckerei durch die boshafteste Auslegung, die nur kann erdacht werden. Ich lasse Sie auf meinen Hurenkrieg warten, weil uns Ihre Jungfer Schwester auf ihren Besuch warten läßt. „Ein artig Compliment!" setzen Sie hinzu; und Sie haben Recht. So geht es einem Pedanten, wenn er galant thun will. Aber wo Sie diese Anmerkung nicht bei Sich behalten haben, und wo Sie mich noch weiblichen Spöttereien deswegen aussetzen, so sehen Sie Sich vor! Doch vielleicht drohen Sie mir nur, um einem längern Aufschube vorzubauen und ihre schon beleidigte Neubegierde vor fernern Beleidigungen zu sichern. Wenn das ist, so mag es sein. Es wird mir ohnedem zur Last, eine besondre Nachricht länger alleine zu wissen, und Sie würden sie nunmehr lesen müssen, wenn Sie auch keine Lust dazu hätten — — Unser Hurenkrieg also ist eine kleine Schrift in Octav auf drei Bogen und hat folgende Aufschrift: Lutii Pisaei Juvenalis Monachopornomachia. Wo und wann sie gedruckt worden, finde ich anders nicht, als mit den Worten: Datum ex Achaia Olympiade nona, welche gleichfalls auf dem Titel stehen, angemerkt. Schon hieraus sehen Sie, daß sie Matthesius selbst vielleicht nicht gesehen hat, weil er sie schlechtweg den Hurenkrieg nennet, anstatt daß er sie den Mönchshurenkrieg hätte nennen sollen. Diese Aufschrift, sollte ich meinen, und der Zusatz des Matthesius, daß es eine Schandschrift wider den heiligen Ehestand und besonders wider die Ehe der Priester sei, wird Ihnen den Inhalt ungefähr errathen lassen, eben wie Sie aus der Erbitterung des Lemnius ungefähr auf den Ton und den Ausdruck werden schließen können. Schon die Zueignung, welche an Luthern gerichtet ist, könnte schwerlich giftiger sein: Ad celeberrimum, et famosissimum Dominum, Dominum Doctorem Lutherum, sacrarum ceremoniarum renovatorem, causarum forensium administratorem, Archiepiscopum Witebergensem, et totius Saxoniae Primatem, per Germaniam Prophetam. [1]) Den Vorwurf, den er

1) „An den hochberühmten, weitberufenen Herrn, Herrn Doctor Luther, den Erneuerer der heiligen Gebräuche, Verwalter des Gerichtswesens, Erzbischof von Wittenberg und Primas von ganz Sachsen, Propheten von Deutschland." — A. d. H.

ihm hier unter andern wegen der gerichtlichen Angelegenheiten macht, in die er sich anmaßlicher Weise gemischt habe, diesen, sage ich, hat Lemnius in seiner Apologie nach seiner Art bewiesen, durch ein paar schändliche Erzählungen nämlich, die mir das Zeichen der Erdichtung gleich an der Stirne zu tragen scheinen. In einer davon will er uns unter andern bereden, daß Lutherus durch eine gewisse sträfliche Handlung zu dem bekannten Sprichworte: Hier liegt der Hund begraben, Gelegenheit gegeben habe. Doch davon ein ander Mal, damit wir von der Monachopornomachie nicht zu weit abkommen. Ihnen in wenig Worten einen Begriff davon zu machen, muß ich sagen, daß sie eine Art einer Komödie ist; ich sage: eine Art, und noch dazu eine der allerschlechtesten Arten, oder sollte ich sie nicht vielmehr einen Mischmasch unzüchtiger Gespräche nennen, die ungefähr den Schein einer Verbindung haben? Die Personen, welche darinne aufgeführet werden, sind: Venus, die Liebesgötter, der Gott verbotner Ehen, Luther, Jonas, Spalatinus, die Weiber dieser drei Männer, Cotta, Elsa und Jutta, einige Freunde des Luther's, verschiedene Liebhaber der benannten drei Matronen und andre Nebenpersonen; wie es denn der Dichter auch nicht an ein paar Chören hat fehlen lassen. Die Handlung läuft ungefähr dahinaus: Anfangs suchte sich Luther von seiner Käthe, die er schon im Kloster unter Versprechung der Ehe soll gebraucht haben, auf alle mögliche Art loszumachen. Doch da er eben am Eifrigsten daran arbeitet und schon im Begriff ist, eine Andre zu heirathen, kömmt ihm seine alte Liebste aus dem Kloster über den Hals und weiß ihn so feste zu fassen, daß er sie nothwendig zur Frau nehmen muß. Als seine Freunde Jonas und Spalatinus dieses sehen, wollen sie ihn in der Schande nicht alleine stecken lassen, sondern nehmen ein Jeder eine von den geistlichen Nymphen, welche Käthe aus ihrem Kloster mitgebracht hatte. Doch alle Dreie finden ihre Männer hernach ziemlich ohnmächtig, so daß sie sich nothwendig auf auswärtige Kost befleißigen müssen. Hier findet Lemnius Gelegenheit, die Frau des Spalatinus[1]) fein mit dem Worte Spado spielen zu lassen und durchaus solche Dinge anzubringen, welche Aergerniß und Ekel erwecken. Die kleinen Gedichte, welche an der Bildsäule des Priapus sollen gestanden haben, sind bei Weiten nicht so schmutzig und ungleich sinnreicher. Ich glaube nicht, daß Sie mir

1) Georg Spalatinus, Freund Luther's, Hofkaplan und Geheimschreiber des Kurfürsten Friedrich des Weisen. — A. d. H.

es zumuthen, etwas daraus anzuführen; damit Sie aber doch nur einigermaßen urtheilen können, so will ich Ihnen die Anrede an Luthern, welche gleich auf die oben angeführten Worte folgt, abschreiben. Wann sie Ihnen ihrer eignen Schönheiten wegen nicht gefallen will, so bedenken Sie nur, daß sie aus einer, mit dem Herrn Janotzky[1]) zu reden, ganz entsetzlich raren Schrift genommen ist, vielleicht gefällt sie Ihnen alsdann besser. Denn an dem Raren, mein Gott! muß doch wohl etwas sein.

Ad Lutherum.

Pacis pernities, et causa Luthere tumultus,
O et Saxonicae perfide Praeses aquae.
Qui regis indoctum fallax sine jure popellum,
Quique tuo clarum crimine reddis opus,
Saxonicasque tenes urbes, et cogis ad arma,
Et tibi Leucorium subjicis ipse tuum,
Qui vacuos culpa damnas, solvisque nocentes,
Quique reos falsa judicis arte premis
Persequerisque pios insigni fraude poetas,
Et qui castalias pellis ab urbe Deas;
Qui toties captos jugulasti mille colonos,
Et toties reparas horrida bella manu.
Cujus et auspiciis sudarunt sanguine fossae,
Et rubeos fluctus unda cruenta dedit,
Ac toties patriis arserunt ignibus arces,
Pertulit et tantum Teutonis ora malum!
Si tibi paulisper cessant convitia linguae,
Et vacat a cunno mentula forte tua,
Accipe non laeto precor haec mea carmina vultu,
Quosque dedit lusus Pieris ipsa lege.
Tristia cum dederint nostræ solatia Musæ,
Et poterint versus displicuisse mei;
Tum meliora tibi, tum candida crimina nosces,
Incertusque leges pignora chara tua. [2])

---

1) Andr. Janozki gab u. A. heraus: Nachrichten von den in der gräfl. Zaluski'schen Bibliothek sich befindl. raren polnischen Büchern. Breslau 1747—53. 5 Thle. — A. d. H.

2) „Des Friedens Verderb und des Krieges Ursache, Luther,
Treuloser Beherrscher des sächsischen Gewässers,
Der Du durch Betrug und ohne Recht lenkst das ungebildete Volk,
Der Du durch Verbrechen stiftest ein herrliches Werk,

Ich will es einem neuen Cochläo [1]) überlassen, alle diese Vorwürfe durch nöthige Erdichtungen, wann er keine wahrhafte Begebenheiten finden kann, zu unterstützen. Ich begnüge mich, Ihnen meinen Abscheu gegen solch lüderliches Zeug zu bezeigen und zu versichern, daß dieses noch das Allerzüchtigste ist, was ich aus den ganzen drei Bogen habe aussuchen können. Es ist aber auch nur der Anfang, von welchem man, in Ansehung des Endes, noch mit Recht sagen könnte:

Desinit in piscem mulier formosa superne. [2])

Dieses Ende ist ein Chor von Babyloniern und fängt sich folgender Gestalt an:

Lusus, delitias, Cupidinesque
Et cunnos dedimus, vale Luthere,
Appelles aliter licet Luthere.
Refert nempe parum, nihilque refert,
Seu dicas veteris dies Priapi,
Seu festum vocites tibi Lupercal,
Seu floralia, quae semel Catoni
Olim visa fuere — — — [3])

Doch ich komme wieder in das Abschreiben und bedenke nicht, mit was für Niederträchtigkeiten ich mir diese Mühe gebe; ich habe nur

---

Sachsens Städte beherrschest und zu den Waffen rufst,
Der Du Dir unterjochst Dein Wittenberg,
Der Du die Schuldlosen verdammst und freisprichst die Schuldigen,
Der Du durch Rechtskniffe die Angeklagten niederdrückst,
Der Du mit schändlichen Ränken verfolgst die frommen Dichter
Und die Musen verscheuchst von der Stadt;
Der Du erdrosselt hast tausende gefangener Bauern
Und so oft erneuerst entsetzliche Kriege,
Unter dessen Anführung von Blut die Gräben triefsten,
Und blutrothe Fluthen dahinwälzte die Welle,
Von heimischen Flammen die Burgen brannten,
Und entsetzliches Elend ertrug das deutsche Land!"

Das Folgende ist vollständig nicht mehr mittheilbar, übrigens ohne besondere Bedeutung. — A. d. H.

1) Johann Cochläus, eifriger Gegner Luther's, den er in mehreren satirischen Schriften, besonders in dem dramatischen Bockspil Martini Luther's (Mainz 1531) verspottet. Stirbt 1552 als Kanonikus in Breslau. — A. d. H.

2) Hor. Ars poet., 4. (daß in häßlich geschwärzte)
„Fischesgestalt ausliefe das Weib, liebreizend von oben."
(Binder.) — A. d. H.

3) „Scherz und Lust, Liebesgötter und Weiber haben wir Dir geschenkt, leb wohl nun, Luther! Gieb ihm auch einen anderen Namen, wenn Du willst; geringen Unterschied nur macht's oder keinen, ob Du es nennest das Fest des alten Priapus oder Lupercalien-Feier oder Floralien [beide Feste wurden mit großer Ausgelassenheit von den Römern gefeiert], die Cato einst sah — —" — A. d. H.

immer blos ihre Seltenheit vor Augen. Kurz vor dieser Stelle wird noch ein gewisser Valens von Bibra als der Liebhaber der Käthe eingeführt. Ich vermuthe, daß er ein Tischgenosse, wenigstens ein Hausgenosse des Luther's gewesen ist, von welchen, wenn ich nicht irre, Götze eine historische Dissertation geschrieben hat. Ich habe sie zwar vor langer Zeit einmal gelesen, ich kann mich aber nicht besinnen, diesen Namen darinne bemerkt zu haben. Ei! ei! Wie wird die gute Käthe geschimpft haben! Man sagt ihr ohnedem nach, daß sie ein Wenig stolz und unleidlich gewesen sei. Und wenn — — — Eben jetzt überfällt mich unser gemeinschaftlicher Freund, Herr B**. Die Freude über einen so seltnen Besuch macht, daß ich nicht einmal den angefangenen Perioden ausschreiben kann. Ich habe Alles vergessen. Trösten Sie Sich nur; es wird nicht viel Besonders gewesen sein. Wir empfehlen uns Beide Ihrer Freundschaft. O, wie wollen wir schwatzen! Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

Achter Brief.

An Ebendenselben.

Sie hatten Ihrem letzten Briefe des Herrn Walch's Geschichte der Katharina von Bora[1]) beigelegt, und ich merke gar wohl, warum. Der Schluß meines vorigen Schreibens ist Ihnen anstößig gewesen, und Sie haben das Andenken dieser rechtschaffnen Frau bei mir nicht besser zu retten gewußt. Ob Sie es nun gleich nicht nöthig gehabt hätten, so muß ich Ihnen doch für die Mittheilung dieses Werks den verbindlichsten Dank abstatten, weil ich kein gemeines Vergnügen dabei gefunden habe. Und nothwendig muß es allen Denjenigen sehr angenehm sein, welche auch Kleinigkeiten und häusliche Umstände von großen Männern zu wissen begierig sind, weil diese auf ihren Charakter oft ein größeres Licht werfen als Alles das, was sie vor den Augen der Welt verrichtet haben. Luther aber, welches Bekenntniß ich Ihnen schon mehr als einmal gethan habe, gehört in der That unter die großen Männer, man mag ihn auf einer Seite betrachten, auf welcher man will; und das Leben seiner Frau beschreiben, heißt,

---

1) Franz Walch, Wahrhaftige Geschichte der seligen Frau Katharina von Bora. I. Halle 1751 (II. 1754). — A. d. H.

ihn auf derjenigen Seite bekannt machen, auf der ihn Wenige kennen, und welche auch bei den größten Helden gemeiniglich die schwächste ist. Wären alle die Beschuldigungen wahr, welche seine Feinde der Katharina von Bora machen, so müßte die Liebe über Luthern allzu viele und allzu schimpfliche Macht gehabt haben, wann er das lüderlichste Weibsbild so zärtlich geliebt hätte, als er in der That seine Frau geliebt hat. Wegen ihrer Herrschsucht ist ihr Gedächtniß am Meisten angefeindet worden, und ich selbst kann sie noch nicht recht davon freisprechen, ob ich gleich bekenne, daß Herr Walch Alles gesagt hat, was man nur immer zu ihrer Rettung sagen kann. Er hat Vieles beantwortet; ein Zeugniß aber hat er gleichwohl nicht beantwortet, vielleicht weil es ihm nicht bekannt gewesen. Dieses Zeugniß schreibt sich von einem Manne her, welcher unter die Feinde unsers Luther's nicht gehört, von dem Henricus Stephanus[1]) nämlich, unter dessen Gedichten man ein Epigramma findet, von welchem ich allezeit geglaubt habe, daß es eine kleine Verspottung des unter der Herrschaft seiner Frau stehenden Reformators sein solle. Ich wollte wünschen, daß es ihm bekannt gewesen wäre, um zu erfahren, was man darauf antworten könne. Vielleicht fällt Ihnen, mein Herr, eine Antwort ein, Ihnen, dessen Einbildungskraft immer gegenwärtig ist. Hier haben Sie es:

De Cornelio.

Uxorem vocitat *Dominam* Cornelius, illa
 Increpat ut famulum, verberat ut famulum.
Obsignat sic verba sui *Katharina* mariti,
 Nec vanum titulum quem gerit, esse docet,
Sed contra, ejus habent haec quantum *verbera pondus*,
 Tantum verba sui pondus habere viri. [2])

Ich dringe hier auf dreierlei. Erstlich ist es bekannt, daß Luther seine Frau nicht nur seine Dominam, sondern wohl gar im Scherze seinen Dominum genennet hat. Zweitens, hätte Stephanus nicht die Katharina von Bora im Sinne gehabt,

1) Henricus Stephanus (Henri Estienne), geb. 1528 zu Paris, berühmter Philologe und Buchdrucker, stirbt 1598. Seine Gedichte in Deliciae poet. Gall. Frkft. 1609. 16⁰. III. S. 837 ff. — A. d. H.

2) „Herrin nennt Cornelius seine Gemahlin,
 Die aber schilt ihn wie einen Knecht, schlägt ihn wie einen Knecht.
So besiegelt des Gatten Worte Katharina
 Und zeigt, der Titel, den sie führt, sei nicht ohne Bedeutung;
Im Gegentheil, so viel Nachdruck ihre Schläge hätten,
 So viel Nachdruck hätten die Worte des Mannes." — A. d. H.

so wüßte ich nicht, warum er gleichwohl diesen Namen gebraucht, da er sonst durchgängig in seinen Sinnschriften lateinische Namen, und sonderlich die Namen des Martial's braucht. Drittens, auf wen kann der Schluß: „so viel Nachdruck die Schläge der Frau hatten, so viel Nachdruck hatten die Worte des Mannes," besser gedeutet werden als auf Luthern, den durchdringenden Redner? Wann Sie, mein Herr, auf diese drei Punkte etwas zu antworten wissen, so thun Sie es bei Zeiten; [1]) denn wahrhaftig, ich bin es nunmehr bald satt, Ihnen von nichts als von Luthern und von Dingen, die Luthern angehen, zu schreiben. Meine Nachricht von Lemnio können Sie in Ihrem Werke nach Belieben brauchen, aber es versteht sich, ohne mich zu nennen. Die Lücken derselben zu füllen, dürfen Sie nur nachschlagen, was außer den angeführten Schriftstellern Simmler,[2]) Crusius[3]) in dem Leben des Sabinus, Camerarius[4]) in dem Leben des Melanchthon's, Wimmerus[5]) in dem Leben des Pontanus, und was Borrichius[6]) von ihm haben. Ich bin 2c. W** 1752.

Neunter Brief.[7])

An den Herrn G.

Ich habe die gekrönte Rede des Herrn Rousseau gelesen. Ich finde sehr viel erhabne Gesinnungen darinne und eine männ=

1) Mit außerordentlicher Höflichkeit (s. Vorbem., S. 163) geht Walch im zweiten Theile seiner Lebensgeschichte der Katharina, S. 297 ff., auf Lessing's Auffassung des Epigrammes ein. Mit Recht macht er u. A. zwar das Eine geltend, daß Stephanus schwerlich den Luther'schen Ausdruck dominus oder domina, der sich nur in sehr wenigen, erst spät herausgegebenen Briefen befände, gekannt habe, irrt aber daneben arg in der Auffassung der zweiten Zeile, aus der er nur Schläge gegen das Gesinde herauslieſt. — A. d. H.

2) Josias Simler, Epitome Bibliothecae Conr. Gesneri, Zürich 1555. Fol., führt S. 166 mehrere Schriften des Lemnius an. — A. d. H.

3) Vita G. Sabini von Albinus, 1588, herausg. von Theodor Crusius. Leipzig 1624. — A. d. H.

4) Joachim Camerarius, De vita Ph. Melanchthonis narratio, Lips. 1566, oft herausgeg., zuletzt von Augusti, Berlin 1817. — A. d. H.

5) Joh. Abrah. Wimmer, Vita Gregorii Pontani. Altenburg 1730. 8°. — A. d. H.

6) Olaus Borrichius, Dissertationes VII de poetis Latinis et Graecis. Kopenh. 1676—81 und Frankf. 1683. 4°. — A. d. H.

7) Außer den ersten und letzten Zeilen mit geringen Veränderungen dem Schluß einer eingehenden Kritik von Rousseau's Preisschrift im Neuesten entnommen. S. oben S. 40 f. — A. d. H.

liche Beredsamkeit. Die Waffen, mit welchen er die Künste und Wissenschaften bestürmet, sind zwar nicht allezeit die stärksten, gleichwohl weiß ich nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligte Vorurtheile das Wort redet, auch sogar alsdann, wenn er zu weit gehet. Man könnte Verschiednes gegen ihn einwenden. Man könnte sagen, daß die Aufnahme der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwei Sachen sind, welche einander begleiten, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu sein. Alles hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächset, bis er diesen erreicht hat, und so lange er wächset, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben, sondern weil nichts eines immerwährenden Wachsthums fähig ist, und weil er nunmehr eben den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größern Geschwindigkeit wieder abnehmen sollte, als er gestiegen war. Alle große Gebäude verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Zierrathen oder ohne Kunst und Zierrathen gebaut sein. Es ist wahr, das witzige Athen ist hin; aber das tugendhafte Sparta, ist es nicht auch hin? — — Ferner könnte man sagen, wenn die kriegrischen Eigenschaften durch die Gemeinmachung der Wissenschaften verschwinden, so ist es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben. Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns unter einander umbringen sollen? Und wenn ja den strengen Sitten die Künste und Wissenschaften nachtheilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch Diejenigen, welche sie mißbrauchen. Ist die Malerei deswegen zu verwerfen, weil sie der und jener Meister zu verführerischen Gegenständen anwendet? Ist die Dichtkunst deswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuschheiten entheiligen? Die Künste sind das, wozu wir sie machen wollen. Es liegt nur an uns, wann sie uns schädlich sind —— Kurz, Herr Rousseau hat Unrecht; aber ich weiß Keinen, der es mit mehrerer Vernunft gehabt hätte. Ich bin rc.

B**. 1751.

Zehnter Brief.[1])

An den Herrn D.

Sie haben Sich an das Meisterstück des Virgil's gemacht. Eher getraue ich mir eine zweite Aeneïs zu machen, als seine Georgica gut zu übersetzen. Ich getraue mir das Erste nicht, sondern ich vergleiche nur Unmöglichkeiten mit Unmöglichkeiten. Wann Sie aber hieraus schließen, daß ich von Ihrer Arbeit nichts halte, so schließen Sie falsch. Schließen Sie vielmehr das Gegentheil aus den unzähligen Anmerkungen, die ich an den Rand Ihrer Uebersetzung geschrieben habe. Ich will nicht sagen, daß ich nicht vielleicht ein Gleiches würde gethan haben, wenn sie auch ganz und gar nichts taugte. Allein ich würde es sparsamer, ich würde es in einem ganz andern Tone gethan haben. Vielleicht wäre mir eben die Bosheit beigefallen, deren sich Hr. S. gegen den guten O** bediente. Dieser hatte ihm eine Ode zu beurtheilen überschickt. Wissen Sie, was Hr. S. that? Die wenigen guten Stellen, die er darinne fand, strich er aus und ersetzte sie mit andern, welche in das schlechte Ganze besser paßten — — Eine von meinen Anmerkungen muß ich noch in den Brief werfen, weil sie auf dem Rande nicht Platz hat. Wenn Virgil den Neptun anruft:

Tuque o, cui prima frementem
Fudit equum magno tellus percussa tridenti,
Neptune etc.,[2])

so übersetzen Sie diese Zeilen, wie sie die meisten Kunstrichter übersetzt wissen wollen; prima tellus ist Ihnen Griechenland. Andre verstehen darunter die neuerschaffene Erde, Andre das Ufer. Daß sich diese Herren insgesammt geirrt haben, wundert mich nicht; denn was fehlt ihnen öftrer als Geschmack und Bekanntschaft mit den poetischen Schönheiten? Allein daß Sie Sich mit ihnen irren, das wundert mich. Ich finde hier nichts als die Versetzung der Beiwörter, eine den Dichtern sehr gewöhnliche Figur. Neptuno equum fudit prima tellus ist eben das, als wenn Virgil gesetzt

1) Ueber den Zweck dieses Briefes vgl. die Vorbem., S. 143 f. Daß Lessing nur die Stelle aus den Georgiken habe erklären wollen, scheint mir nicht recht annehmbar, andererseits habe ich eine Uebersetzung nicht auffinden können, von welcher dieser Brief etwa eine Kritik sein könnte. — A. d. H.

2) Georgica, I. 12:

„O Du, dem die Erde das erste
Brausende Roß hinströmte, durchbebt vom gewaltigen Dreizack,
Komm, Neptunus!" (Voß.) — A. d. H.

hätte: tellus Neptuno primum fudit equum. Die Richtigkeit meiner Erklärung wird Ihnen vermuthlich sogleich in die Augen fallen. Wollen Sie eine gleichlautende Stelle, die ich anstatt eines Beweises anführen kann, so besinne ich mich, daß Horaz irgendwo sagt:

Cum prorepserunt *primis* animalia *terris*,
Mutum et turpe pecus etc. [1])

Verzeihen Sie es meiner Faulheit, daß sie Ihre Faulheit keiner Mühe überheben und diesen Ort nicht genauer nachschlagen will. Ich bin 2c. W** 1752.

Elfter Brief.

An den Herrn D.

Ja, es ist wahr, was Ihnen unser Freund von einem weitläuftigen Gedichte über die Mehrheit der Welten, welches er, wie ich mich erinnere, vor länger als sechs Jahren bei mir gesehen, erzählt hat. [2]) Es war einer von meinen allerersten Versuchen in der Dichtkunst, den ich noch bis jetzt blos aus der Absicht aufhebe, aus welcher Andre einen Schuh oder Strumpf, den sie in der Kindheit getragen, aufzuheben pflegen. So schwach ich auch noch jetzt bin, so kann mir doch die Betrachtung, daß ich einmal noch schwächer gewesen, nicht anders als angenehm sein. Die neue Theorie des Whiston's [3]) und des Hugens Kosmotheoros [4]) hatten damals meine Einbildungskraft mit Begriffen und Bildern erfüllt, die mir

---

1) Sat., I. 3, 99 f.:
„Als aus der Erde zuerst vorkrochen lebendige Wesen,
Stummes und häßliches Vieh . . ." (Binder.) — A. d. H.

2) Mit Lessing's Angabe, daß die mitgetheilten Fragmente aus dem Jahre 1746, also aus der Leipziger Zeit herrühren, stimmt überein, daß er jedenfalls durch Kästner's und Mylius' Umgang zu astronomischen Studien angeregt wurde. Hatte überdies doch Kästner 1744 ein Philosophisches Gedicht von den Kometen (Werke, 1841, II. 69) verfaßt und durch dasselbe Mylius zu seinem Lehrgedicht von den Bewohnern der Kometen (Schriften, 1754, S. 349) angeregt. — A. d. H.

3) William Whiston, Theologe und vielseitiger Gelehrter, 1667—1752. Eines seiner Hauptwerke: Theory of the earth, 1696. — A. d. H.

4) Christian Huygens (Hugenius), ein durch zahlreiche Forschungen berühmter holländischer Astronom und Mathematiker, 1629—1695. Der *Κοσμοθεωρος*, erst nach seinem Tode, 1698, erschienen, sein unbedeutendstes Werk, enthält u. A. vage Vermuthungen über Planetenbewohner u. dgl. — A. d. H.

desto reizender schienen, je neuer sie waren. So viel sahe ich, daß sie einer poetischen Einkleidung fähiger als irgend eine andre philosophische Materie sein müßten. Allein die Kunst, sie zu bearbeiten, fehlte mir. Ich wußte nicht, wie sich abstracte Wahrheiten durch Erdichtungen sinnlich machen ließen, noch viel weniger, wie man trocknen Betrachtungen das lachende Ansehen scherzhafter Einfälle geben könne. Ich reimte also meine Gedanken nach einer ziemlich mathematischen Methode; hier und da ein Gleichniß, hier und da eine kleine Ausschweifung, das war alles Poetische, was ich dabei anbrachte. Urtheilen Sie also, wie beschämt ich einige Zeit darauf ward, als ich die Gespräche des Herrn von Fontenelle [1]) in die Hände bekam, die ich vorher nur dem Namen nach gekannt hatte. Die Augen gingen mir auf einmal auf, und aus dem Leben, welches er als ein prosaischer Schriftsteller seinem Vortrage gegeben hatte, schloß ich auf dasjenige, welches ich als ein angemaßter Dichter dem meinigen hätte geben sollen. Mein stolzer Anfang war nunmehr dasjenige, was ich nicht mehr ohne eine bittre Spötterei über mich selbst ansehen konnte.

Ihr niedern Töne schweigt! Von Pracht und Glanz entzücket,
Sei ich zun Sternen jetzt mir und der Welt entrücket.
Ein dichtungswürd'grer Stoff als Liebe, Scherz und Wein
Soll, voll von kühner Gluth, des Liedes Inhalt sein.

Ei, dachte ich, Du hast Deiner Entzückung, Deiner kühnen Gluth vortrefflich viel Ehre gemacht! Unterdessen schien es doch, als wenn ich mein Unglück vorhergesehen hätte; denn ich schloß meinen Eingang:

Beherzter als Columb, tret' ich den Luftweg an,
Wo leichter als zur See die Kühnheit scheitern kann.
Mag doch die Sinnlichkeit des frommen Frevels fluchen!
Genug, Die scheitern schön, die scheiternd Welten suchen.

Der erste Gesang handelte von dem Betruge der Sinnen, und ich muß mir die Schmeichelei machen, daß ich noch jetzt Verschiedenes davon ziemlich erträglich ausgedruckt und mit eignen Gleichnissen unterstützt finde. Ich rechne dahin folgende Stelle, so viel matte Zeilen sie auch hat:

Das Auge, wann sein Netz der Sachen Abdruck rührt,
Thut, was es thuen soll, auch wann es Dich verführt;

---

1) Bernard de Fontenelle, 1657—1757, vielseitiger Schriftsteller. Die angeführten berühmten Entretiens sur la pluralité des mondes, wissenschaftlich ohne Bedeutung, erschienen Paris 1686. — A. d. H.

Was es nicht leisten kann, das mußt Du nicht begehren.
Es soll uns nur den Schein entfernter Flächen lehren.
Was davon wahr, was falsch, das untersuche Du;
Wo nicht, so rennst Du selbst dem leichten Irrthum zu.
Deswegen gab Dir Gott des Geistes schärfres Auge,
Daß es das leibliche Dir zu verbessern tauge.
Wann Du mit diesem siehst, zieh jenes auch zu Rath,
Durch beides siehst Du recht, wann eines Mängel hat.
Wie in dem Zauberrohr, wodurch man in der Ferne
Gleich als im Nahen sieht, wodurch man Mond und Sterne
Aus ihrer Höhen Kluft, ohn' Segen, [1]) ohne Geist
Und ohne Talisma zu uns hernieder reißt,
Des Künstlers weise Hand ein doppelt Glas vereinet,
Und nur der Gegenstand durch beide klärer scheinet;
Da eines nie vor sich der Neugier Auge stärkt,
Das statt der Deutlichkeit in ihm nur Nebel merkt.

Sie sehen wohl, daß ich es damals noch nicht wissen mußte, wenn ich es anders jetzo weiß, was die Gedanken zusammenziehen heißt. Ich will Ihnen noch eine Stelle hersetzen, und in diesem Geschmacke müssen Sie Sich das Uebrige alles vorstellen. In dem zweiten Gesange komm' ich beiläufig auf die Geschichte der Sternkunde:

Was in der jungen Welt, bei heller Nächte Stunden,
Ein Wandrer erst bemerkt, ein Hirt zuerst erfunden,
Trug sich geheimnißvoll, gleich einem Götterwort,
Vom Vater auf den Sohn, vom Sohn zum Enkel fort,
Bis, wie den Gottesdienst, dies nützlich kleine Wissen
Mit eigennütz'ger Macht die Priester an sich rissen.
In dunkeln Tempeln ward mit tück'schem Neid versteckt,
Was seinen Nutzen nicht auf Saat und Ernte streckt.
Das flache Babylon wagt es, auf steilen Thürmen
Zuerst mit Neubegier den Himmel zu bestürmen.
Aegypten folget nach, und recht verdeckt zu sein,
Gräbt es, was es erfand, in Hieroglyphen ein.
Das schlaue Griechenland dringt muthig durch die Dünste
Und raubt, stolz auf den Raub, dem Nile seine Künste.
Sein Leichtsinn prahlt damit, als seinem Eigenthum;
Dem Ersten war die Müh, und ihm verblieb der Ruhm.
So macht es oft der Franz; er prahlt mit fremden Wissen,
Das er bei der Geburt dem Nachbar schlau entrissen.

1) Segen: Zauberformel (mit dem Kreuzeszeichen). — A. d. H.

In dem dritten Gesange, wo ich das Lächerliche des Ptolemäischen Weltbaues beschreiben wollte, fing ich meine Beschreibung also an:

Dich, Pöbel, ruf' ich hier zu meinem Beistand an,
Daß ich recht pöbelhaft ihn sehn und schildern kann.
Mein Aug', entwöhne Dich jetzt der gerein'gten Blicke
Und nimm den Kinderwahn auf kurze Zeit zurücke.
Stell mir den Himmel vor, wie ihn die Einfalt lehrt,
Die das untrüglich glaubt, was sie von Vätern hört.
Und wird er, wie er scheint, in meiner Zeichnung strahlen,
So werd' ich ihn nicht falsch und gleichwohl unrecht malen.
So wie den fernen Wald der Künstler blaulicht malt,
Der in der Nähe doch mit frischem Grüne prahlt,
Und also die Natur nicht trifft und nicht verfehlet,
Weil nur sein feiner Strich den Schein zu schildern wählet ꝛc.

Wird Ihnen nun bald die Lust vergehen, ein Ganzes sehen zu wollen, das aus so schlechten Theilen besteht? Doch Sie sollen es nunmehr, zu Ihrer Bestrafung sollen Sie es nunmehr sehen. Ja, um Sie recht zu martern, will ich es Ihnen selbst vorlesen. Wagen Sie es nur, und kommen Sie nach der Stadt! Doch wahrhaftig, Sie könnten meine Drohung für Ernst aufnehmen. Sie könnten wohl gar nunmehr noch einen Monat länger auf dem Lande bleiben. Um des Himmels willen, nein! Ich will Ihnen gern nichts vorlesen; ich will gern den Ruhm nicht verlieren, daß ich wenigstens diese Thorheit eines Poeten weniger besitze. Kommen Sie nur! Ich bin ꝛc. W** 1752.

Zwölfter Brief.[1)]

An den Herrn A**.

Endlich habe ich Ihnen gefolgt und bin gestern in dem Nicolinischen Schauplatze gewesen. Es hat mir so wohl darinne gefallen, daß ich niemals wieder hineinkommen werde. Was für

1) Im Jahre 1748, wahrscheinlich auch schon früher, gab ein gewisser Nicolini im Reithause zu Leipzig sehr beliebte Kinderballets, „die das verliebte Wesen nebst ihren mancherlei Thorheiten mit nichts als stummen Geberden und doch auf das Lebhafteste" unter Musikbegleitung vorstellten. Lessing verdroß es, daß Jener „seine stummen Possenspiele" dem Publicum unter dem Namen der Pantomimen, einer bei den Römern zu hoher Ausbildung gelangten Kunstgattung, aufdrängte. Er unterrichtete sich über das Wesen der letzteren zuerst aus der oben erwähnten

ein sinnreicher Mann ist Nicolini! Uns seine kleine Affen unter dem Namen Pantomimen aufzudringen! Ich bewundre ihn; und er ist es werth, daß er seine Absicht erreicht hat, da er sich auf eine so anlockende Art die Neugierigkeit und den läppischen Geschmack unsrer Zeiten zinsbar zu machen weiß. Ich glaubte vom Himmel zu fallen, als ich Männer vor seiner Bühne antraf, die ich sonst nicht anders als mit Ehrerbietung genennt habe. Und als ich Gesichter durch ein unanständiges Lachen sich verzerren sahe, von welchen ich geschworen hätte, daß sie Areopagiten zugehören müßten, wahrhaftig, so schämte ich mich, weil sie sich nicht schämen wollten. Ich verkroch mich hinter einen großen Officier, welcher vor mir stand, und sagte mehr als einmal:

Der kleine Narre spielt, die großen sehen zu.

Allein ich sagte es ganz sachte, müssen Sie wissen; denn außer dem Officier hatte ich noch einen bärtigen Husaren zum Nachbar. Und so gar eifrig bin ich für den guten Geschmack nicht, daß ich mir seinetwegen den Hals wollte brechen lassen. Sie aber, mein Herr, der Sie kein Husar sind, wissen Sie, daß Sie mit mir Händel bekommen werden, wann Sie nicht beikommendes Buch von einem Ende zum andern durchlesen? Calliachius wird Ihnen zeigen, daß die Pantomimen der Alten ganz andre Pantomimen waren. Bemerken Sie sonderlich die Stellen, welche ich angestrichen habe. Ueber diese wollen wir heute den ganzen Abend plaudern, wenn Sie nicht lieber wieder bei ihren stummen Gesellschaftern sein wollen. „Stumm?“ werden Sie sagen. „Wenigstens ist es die kleine Nicolini nicht.“ Sie haben Recht; denn Diese hat ihren Mund in den Augen. Ich bin ꝛc. L** 1747.

Dreizehnter Brief.[1])

An den Herrn D**.

Die Natur weiß nichts von dem verhaßten Unterscheide, den die Menschen unter sich festgesetzt haben. Sie theilet die Eigen-

Abhandlung des Nicolo Calliachi, gedruckt bei Sallengre, Thesaur. antiquit. Roman., Tom. II. Eingehendere Studien führten ihn jedoch zu abweichenden Ansichten, die er in einer „Abhandlung von den Pantomimen der Alten“ darzulegen gedachte. Sie blieb unvollendet. S. den Entwurf im Theatral. Nachlaß. Berlin 1784—86. Band II. — A. d. H.

1) Unter dem Titel: Die väterliche Liebe, mit Ausnahme des zweiten Absatzes, schon in der Vossischen Zeitung vom 15. Juli 1751. — A. d. H.

schaften des Herzens aus, ohne den Edeln und den Reichen vorzuziehen, und es scheinet sogar, als ob die natürlichen Empfindungen bei gemeinen Leuten stärker als bei andern wären. Gütige Natur, wie beneidenswürdig schadlos hältst Du sie wegen der nichtigen Scheingüter, womit Du die Kinder des Glücks abspeisest! Ein fühlbar Herz — — wie unschätzbar ist es! Es macht unser Glück, auch alsdann, wann es unser Unglück zu machen scheinet — —

Was sind das für Betrachtungen, werden Sie sagen, und mit was für einem Briefe drohen Sie mir? Es sind Betrachtungen, welche ich heute bei Lesung einer englischen Monatsschrift gehabt habe, wo ich eine Erzählung fand, die mich auf eine zwar traurige, aber doch so angenehme Art rührte, daß ich mich wider unsre Freundschaft versündigen würde, wann ich Sie an diesen Rührungen nicht wollte Antheil nehmen lassen. Hören Sie also; meine Geschichte ist der Triumph der väterlichen Liebe, und mein Held heißt Jacob Tomms —

Nichts kann eingeschränkter sein als der Verstand dieses Mannes, und nichts erhabener als seine Empfindungen. Nicht lange bedacht! — — Und wenn mich alle Orakel für den Weisesten erkläret hätten, wäre es möglich, ich würde den Ruhm des Empfindlichsten mit Verlust aller meiner Weisheit dafür eintauschen. — — Jacob Tomms war arm; er empfand seine Armuth vierfach härter; denn er hatte ein Weib und drei Kinder, die er mit Verkaufung weniger Gartenfrüchte kümmerlich erhielt. Er hatte mit einem reichen Manne einen kleinen Vergleich gemacht, welcher ihm wöchentlich eine gewisse Menge derselben aus seinem Garten zukommen ließ und erst mit Ausgang der Woche das Geld von ihm verlangte — — Wie großmüthig, ohne Zweifel, schien sich der reiche Mann zu sein! Einem ehrlichen Manne sieben ganzer Tage zu borgen! Wo es ihm nur nicht bald reuet, so viel gewagt zu haben — — Jacob Tomms hatte lange Zeit die vorgeschossnen Früchte genau abgezahlt, als sein Weib und seine älteste Tochter plötzlich krank wurden. Dieser Zufall setzte ihn in die Unmöglichkeit, seinem Vertrage nachzukommen, und am Ende der andern Woche sahe er sich in der Schuld einer unermeßlichen Summe von dreißig und einem halben Groschen stecken. Der Reiche glaubte seinem Ruine nahe zu sein, und voller Zorn begab er sich zu seinem Schuldner. Das Erste war, daß er ihm ferner die nöthigen Früchte zu Fortsetzung seines kleinen Handels vorzuschießen versagte. Das Andre, daß er ihm

einen Befehl zeigte, ihn in Verhaft nehmen zu lassen, wann er ihn nicht auf der Stelle wegen der dreißig und einem halben Groschen befriedigte. Ungefähr mochte Tomms noch so viel haben, allein das war es auch Alles, was er hatte. Er warf sich zu den Füßen des Reichen. Er stellte ihm vor, an diesen dreißig und einem halben Groschen hange seines Weibes und seiner Kinder Leben; er müsse seinen kleinen Kram damit unterhalten rc. Er erbot sich, alle Wochen sechs Groschen abzutragen. Er zeigte ihm sein Weib und seine älteste Tochter, welche eben in der Hitze des Fiebers auf ein Wenig Stroh lagen. Er zeigte ihm die zwei andern kleinen Kinder, denen er nicht einen Bissen Brod würde geben können. Umsonst, der Reiche blieb unbewegt — — „Ihr seid Alle Schelme," sagte er, „wenn Ihr Geld habt, so besauft Ihr Euch — — Ich will durchaus nicht länger warten" — — In diesem Tone fuhr er eine Zeit lang fort, bis ein großmüthiger Unwille in unserm Tomms endlich die Empfindung seines Unglücks unterdrückte. „Nu, da!" sagte er, indem er aus allen Nähten seiner Taschen die kleine Schuld zusammensuchte. Der Reiche strich sie ein und ging fort. Tomms verfolgte ihn mit einem Blicke, — — mit dem ein tugendhafter Arme meinen ärgsten Feind verfolge! Wüßte ich mich grausamer zu rächen? — — Kaum warf er seine Augen wieder auf sein unglückseliges Geschlecht, als er in Thränen zerfloß. Bald aber hemmte sie die stille und finstre Verzweiflung. Seine Frau verlangte einige Erquickung; seine Kinder verlangten Brod — — „Ihr sollt Brod haben, meine Kinder," sagte er; „Ihr sollt haben. Zwar wird es Euerm Vater theuer zu stehen kommen." — — Hier besann er sich, daß sich das Kirchspiel der Waisen annehme. Auf einmal war sein Entschluß gefaßt. „Meine Kinder zu versorgen," dachte er, „muß ich ihnen den Vater nehmen, der ihnen kein Brod mehr geben kann." Er begab sich in einen kleinen Verschlag neben der Stube, wo er seine Gartenfrüchte zu stehen hatte, fest entschlossen zu sterben. Einige Augenblicke hielt ihn die Betrachtung seiner Seligkeit zurück — — „Hätte ich doch nie von jenem Leben etwas gewußt! — — Wie leicht würde es mir werden, meinen Kindern Brod zu schaffen! Ich thue vielleicht nicht recht, aber kann ich besser thun?" — Er fing an zu beten und schloß in der Einfalt seines Herzens: „Lieber Gott, setze Dich an meine Stelle; ich weiß, Du würdest eben das thun." — Mit diesen Gedanken bewaffnet, legte er sich den Strick um den Hals; in den heftigen Bewegungen aber, die er dabei machte, hörte die Nachbarin die

starken Stöße, die er gegen die Wand that. Sie frühstückte gleich und kam also mit dem Messer in der Hand herzugelaufen, in Meinung, es sei ihrer kranken Nachbarin etwas zugestoßen. Sie fand diese Frau in der äußersten Unruhe wegen dieses Tumults, den sie gleichfalls gehört hatte; und als sie auf ihr Ersuchen in den Verschlag ging, sahe sie den unglücklichen Tomms, welcher vielleicht kaum noch einige Minuten zu leben hatte. Sie stürzte sich auf ihn zu, schnitt den Strick ab und brachte ihn mit Hülfe der Kranken, welche auf ihr Geschrei herbeigekommen war, sterbend auf das Lager. Man ließ ihm zur Ader, und Tomms kam wieder zu sich. Doch die Scham über sein mißlungenes Unternehmen und die Furcht des Vorwurfs hätten ihn gewiß in eine neue Verzweiflung gestürzt, wenn sich der Graf von S**, welchem sein Bedienter diesen traurigen Zufall erzählt hatte, nicht in das Mittel geschlagen hätte. Er ließ unsern Tomms zu sich kommen; er verwies ihm auf eine leutselige Art sein Verbrechen und setzte ihn in Umstände, in welchen seine natürliche Liebe eine so harte Probe niemals wieder wird aushalten dürfen — —

Ich will Ihr Gefühl durch keinen fremden Zusatz zerstreuen. Leben Sie wohl! Ich bin rc.

Vierzehnter Brief.[1])

An den Herrn F.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben Lust, mich zu versuchen und mir einen übeln Streich zu spielen. Würden Sie wohl sonst von einem armen Schriftsteller, der sich von Leipzigern und Schweizern umringt sieht, ein offenherziges Bekenntniß von dem Reime fordern? Welche soll ich vor den Kopf stoßen? Welcher Spöttereien soll ich mich aussetzen? Mit mindrer Gefahr kann ein heimlicher Anhänger des Prätendenten mitten in London seine wahren Gesinnungen gegen das jetzt regierende Haus verrathen. — — Doch beinahe fühlte ich mich geneigt, gegen diese Gefahr meine Augen zu verschließen, wenn ich nur wüßte, daß Sie reinen

1) Der erste Theil dieses Briefes ist in der Hauptsache herübergenommen aus dem Aprilbogen des Neuesten (s. S. 47 f.). Der zweite, beginnend mit den Worten: „Den Reim für ein nothwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten," bildete den Inhalt einer am 17. August 1751 in der Vossischen Zeitung erschienenen Recension. — A. d. H.

Mund halten könnten. Zwar bin ich wohl wunderlich. Zeuge ich nicht schon selbst wider mich? Ich, der ich mir noch nie einen reimlosen Vers habe abgewinnen können? ich, dem es schwerer fallen würde, den Reim überall zu vermeiden, als ihn zu suchen? Hören Sie also, was ungefähr meine Gedanken wären. Es scheint mir, daß Diejenigen, welche gegen den Reim unerbittlich sind, sich vielleicht an ihm rächen wollen, weil er ihnen niemals hat zu Willen sein wollen. Ein kindisches Geklimper nennen sie ihn mit einer verächtlichen Miene. Gleich als ob der kützelnde, wiederkommende Schall das Einzige wäre, warum man ihn beibehalten solle. Rechnen sie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überstiegnen Schwierigkeit entstehet, für nichts? Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreißen zu lassen, sondern ihm, als ein geschickter Spieler den unglücklichen Würfen, durch geschickte Wendungen eine so nothwendige Stelle anzuweisen, daß man glauben muß, unmöglich könne ein ander Wort anstatt seiner stehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieser Anwendung, so verräth man nichts als seine Schwäche in der Sprache und die Armuth an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, Uz zeigen genugsam, daß man über den Reim herrschen und ihm das vollkommene Ansehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit ist mehr ein Lob für ihn als ein Grund, ihn abzuschaffen. — — Und also, mein Herr, schließen Sie wohl, daß ich ganz und gar wider die reimlosen Dichter bin? Nein; sondern ich dringe nur auch hier auf eine republikanische Freiheit, die ich überall einführen würde, wenn ich könnte. Den Reim für ein nothwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten, heißt einen sehr gothischen Geschmack verrathen. Leugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leser vortheilhafte Schönheit sein können, und es aus keinem andern Grunde leugnen, als weil die Griechen und Römer sich ihrer nicht bedient haben, heißt das Beispiel der Alten mißbrauchen. Man lasse einem Dichter die Wahl. Ist sein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reims nicht erstickt, so reime er. Verliert sich die Hitze seines Geistes während der Ausarbeitung, so reime er nicht. Es giebt Dichter, welche ihre Stärke viel zu lebhaft fühlen, als daß sie sich der mühsamen Kunst unterwerfen sollten, und diese offendit limae labor et mora. Ihre Werke sind Ausbrüche des sie treibenden Gottes, quos nec multa dies nec multa litura coërcuit. Es giebt andre, welche H o r a z sanos nennt, und welche nur allzu viel Demokrite

unsrer Zeit Helicone excludunt. [1]) Sie wissen sich nicht in den Grad der Begeistrung zu setzen, welcher jenen eigen ist; sie wissen sich aber in demjenigen länger zu erhalten, in welchem sie einmal sind. Durch Genauigkeit und immer gleiche, mäßige Lebhaftigkeit ersetzen sie die blendenden Schönheiten eines auffahrenden Feuers, welche oft nichts als eine unfruchtbare Bewundrung erwecken. Es ist schwer zu sagen, welche den Vorzug verdienen. Sie sind beide groß, und beide unterscheiden sich unendlich von den mittelmäßigen Köpfen, welchen weder die Reime eine Gelegenheit zur fleißigern Ausarbeitung, noch die abgeschafften Reime eine Gelegenheit, desto feuriger zu bleiben, sind. — — Was meinen Sie, sollte ich wohl Recht haben? Es wird mir lieb sein, wenn Sie Ja sagen; und ich werde es nicht ungerne sehen, wenn Sie Nein sprechen. Denn nichts kann mir an einem Freunde angenehmer sein als verschiedne Meinungen in gleichgültigen Sachen. Leben Sie wohl! Ich bin 2c.

Funfzehnter Brief. [2])

An Ebendenselben.

So, mein Herr? Fragten Sie mich nur deswegen, was ich von dem Reimen halte, um mich hernach mit desto größerer Dreistigkeit fragen zu können, was ich von dem Messias des Herrn Klopstock's halte? Ueberhaupt scheinen Sie mir es schon zu wissen, daß ich mit unter seine Bewunderer gehöre; weil Sie sonst schwerlich Ihre Frage in den Worten des Horaz:

Age, quaeso,
Tu nihil in magno doctus reprehendis Homero? [3])

würden ausgedrückt haben. Aber aus eben den Worten sehe ich auch, daß Sie gern etwas mehr als meinen Beifall hören möchten.

---

1) Freie Benutzung von Versfragmenten aus Horat. Ars poet., 290 bis 297. Horaz wirft hier den römischen Dichtern vor, daß sie verdrießt die Mühe und der Aufenthalt der Feile. Darum soll das Volk alle Gedichte tadeln, welche Länge der Zeit nicht bessert' und häufiges Streichen. Andere Dichter giebt es, die nüchternen, welche die Demokrite vom Helikon ausschließen. — A. d. H.

2) Brief 15, 16, 17 enthalten einen Abdruck aus dem Septemberstück des Neuesten; hinzugekommen sind, abgesehen von geringen Aenderungen (s. Anm. zu S. 205 u. 208 und die Bemerk. zur Textrevision), nur die Anfangs- und Schlußzeilen der drei Briefe. Vgl. über die Kritik selbst Vorbem., S. 153). — A. d. H.

3) S. S. 104. — A. d. H.

Sie wollen so etwas, das einer Kritik nicht ungleich ist. Nicht wahr? Vor acht Tagen würde ich schlechthin geantwortet haben: „Damit vermenge ich mich nicht.“ Ich bin Zeit meines Lebens keinem Dinge gramer gewesen als den Kritiken über Gedichte. Vielleicht weil ich sie mehr zu besorgen hatte als Andre? Das kann sein. Aber, wie gesagt, vor acht Tagen ungefähr hat mich ein Geist getrieben, welcher ohnfehlbar nicht der beste sein mochte. Er trieb mich, Gedanken auf das Papier zu werfen, die mir schon mehr als einmal in den Kopf gekommen waren. Und diese Gedanken betrafen eben das, weswegen Sie mich jetzo fragen; gleich als wenn ich es voraus gewußt hätte, daß sie mir einmal den Verdruß, einem Freunde etwas abzuschlagen, ersparen würden. Noch liegen sie in dem Concepte unter hundert Strichen und ebenso viel Klecksen begraben. Sie Ihnen also mitzutheilen, muß ich sie nothwendig abschreiben, und damit ich sie gewiß abschreibe, so will ich es gleich jetzo thun. Aber Geduld, mein Herr, Geduld werden Sie und ich nöthig haben. — — Ich will nur meine Feder erst abküpsen und alsdenn gleich anfangen.

Ueber das Heldengedicht Der Messias.

„Hat der Messias die witzigen Köpfe und ihre Richter wirklich getrennt, oder ward er nur der Probirstein, welcher Diejenigen, die diese Benennung verdienen, von Denen unterscheiden mußte, die widerrechtlich in dem schmeichelhaften Besitze derselben sind? Können unter seinen Tadlern Leute von dem feinsten Geschmacke sein, so wohl, als deren unter seinen Bewundrern sind? Oder verrathen Jene unumgänglich einen Geist, in der Bildung verdorben, das erhabne Schöne zu empfinden, so unumgänglich, als Diese von ihren eignen Fähigkeiten ein sicheres Zeugniß ablegen? — — Wenn man mir diese Frage zuverlässig entscheiden wollte, so könnte ich mich in dem Folgenden darnach richten.

„Die Klopstockianer wenigstens haben Alles gethan, was man von ihnen fordern kann. Die Klopstockianer? — — Warum nicht? Man gönne einem Dichter vom ersten Range die Ehre, die nur zu oft ein sehr mittelmäßiger Weltweise erhält. — — Sie haben die Schönheiten des Messias aus einander gesetzt; sie haben die Gründe ihrer Bewundrung angezeigt. Der Herr Prof. Meier hat das Wort geführet, der Verfasser der Aesthetik, der Geschickteste, von Schönheiten, die man nicht empfindet, zu beweisen, daß man sie empfinden solle.

„Das Gegentheil hat auch das Seinige gethan. Es hat geschimpft. Man sollte schwören, die schweizer'schen Kunstrichter wären von dieser Partei.[1]) Man irrt sich; denn diesesmal sind sie bei sich überzeugt, daß sie Recht haben. Nach und nach hatten es die berühmten Professores G** und T**[2]) von ihnen gelernt, und wie man gesehen, recht glücklich. Der gemeine Soldat, der die meisten Prügel bekommen hat, wird der Korporal, der die meisten Prügel giebt. Ich glaube aber doch, daß diese wackre Männer nicht deswegen auf den Messias gelästert, weil sie gesehen, daß er vortrefflich sei, sondern weil sie sich der Mühe überheben wollten, zu beweisen, daß er es nicht sei. Ihr Schimpfen war ohne Zweifel die Folge aus Vordersätzen, die sie so überzeugend dachten, daß sie meineten, ein Jeder müsse sie bei sich empfinden, die sie also verschwiegen.

„Ich habe einen Einfall bekommen, der — — vielleicht nicht viel taugt. Ich will einige Gedanken auf das Papier werfen, die ich die Feinde der Klopstockischen Muse nicht mißzudeuten bitte. Sie würden mir eine allzu kützlige Ehre erzeigen, wenn sie mich unter ihre Zahl aufschreiben wollten. Ich bin von der Schönheit des Messias so überzeugt, als sie es kaum von der Schönheit ihrer eignen Poesie sein können. Das selbst, was ich daran aussetzen will, soll es ihnen beweisen.

„Das ist wunderlich, wird man denken. So gar wunderlich nicht. Es giebt eine Art des Tadels, welche dem Getadelten Ehre macht. Man tadelt den Hannibal, daß er nicht Rom belagert. Welchem geringern Feldherrn von allen, die jemals an der Spitze römischer Feinde gewesen sind, macht man diesen Vorwurf? Keinem. Der einzige Hannibal war so weit gekommen, daß er es thun konnte und nicht that. Wie viel Siege mußte er vorher erstritten, durch welche Klugheit, durch welche Schnelligkeit im Entschließen mußte er sich in das Recht gesetzt haben, zu desto größern Thaten Hoffnung zu machen, je größere er verrichtete, ehe man ihm den über alle Lobsprüche steigenden Tadel machen konnte: und er hat nicht Rom belagert? Man schätzet Jeden nach seinen Kräften. Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen großen ist man unerbittlich. Bleibt sich dieser nicht allezeit gleich,

---

1) Vgl. über die „plumpen Schmähschriften" der Schweizer Literaturbriefe, Nr. 127. — A. d. H.

2) Im Neuesten: Gottsched und Triller. — A. d. H.

entwischt ihm hier und da eine matte Zeile: diese matte Zeile, welche die Zierde eines mittelmäßigen Dichters sein könnte, wird unerträglich, so wie man jeden guten Einfall, den man bei einem gemeinen Kopfe findet, bedauert, daß er nicht in einem der Ewigkeit gewidmeten Werke stehet, ob er gleich noch um ein Großes ausgeputzt werden müßte, ehe er darinne glänzen könnte.

Sic mihi, qui multum cessat, fit Choerilus ille,
Quem bis terque bonum cum risu miror: et idem
Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus.

Horaz.[1])

Es ist eben dieselbe Zärtlichkeit des Geistes, welche die Schönheit einer Sache fühlet, und welche die Mängel derselben empfindet. Tadeln und loben, was zu tadeln und zu loben ist, muß also gleich rühmlich sein. Man thue nur Beides mit Geschmack. Ich habe oft Kenner Meisterstücke der Bildhauerkunst und Malerei betrachten sehen. Ihr Urtheil fing sich mit einer stillen Bewundrung an, und endlich glaubten sie es nicht besser beweisen zu können, daß sie alle Vollkommenheiten des Gegenstandes empfänden, als wenn sie dasjenige anzeigten, was dabei weniger zu bewundern sei. Ihr Aber war schmeichelhafter als alle Ausrufungen des Pöbels, der sich von dem Erstaunen hinreißen ließ.

„Jetzo sehe ich es erst, daß mein Eingang ziemlich weitläuftig ist. Kaum könnte er größer sein, wenn ich auch eine Kritik über den ganzen Messias, über die Gesänge, welche schon gedruckt sind, und über die, welche noch folgen könnten, vorhätte. Wird er also nicht für die ersten zwanzig Zeilen zu lang sein?

„Ich muß mich erklären, warum ich eben diese gewählt habe. Ich sahe es ein, und wer sieht es nicht ein? daß das Gedichte fertig sein müßte, wenn man von der Oekonomie desselben urtheilen wollte. Noch ist der Dichter mitten in dem Labyrinthe. Man muß es erwarten, wie er sich herausfindet, ehe man von der Handlung, von ihrer Einheit, von ihrer Vollständigkeit, von ihrer Dauer, von der Verwicklung und Entwicklung, von den Episoden, von den Sitten, von den Maschinen und von zwanzig andern Sachen etwas sagen kann. Alles, was sich bis jetzt beurtheilen läßt, sind die Schönheiten der Theile, von welchen man nur hofft,

1) Ars poet., 357—359:
„So wird, wer viel fehlet, zuletzt mir ein Chörilus werden,
Den ich mit Lachen bewundre bei zwei-dreimal'gem Gelingen,
Während ich ärgerlich bin, wann schlummert der Meister Homerus."
(Binder.) — A. d. H.

daß sie ein schönes Ganze ausmachen werden; von den Ausdrücken, von den Beschreibungen, von den Vergleichungen, von den eingestreuten Gesinnungen &c.

„Gleichwohl fiel es mir ein, daß ich aus den Beispielen des Homer's und Virgil's bemerkt zu haben glaubte, ein Heldendichter pflege in dem Eingange seines Gedichts die ganze Einrichtung desselben nicht undeutlich zu verrathen. Wenn zum Exempel Maro anhebt:

Arma virumque cano, Trojae qui primus ab oris
Italiam, fato profugus, Lavinaque venit
Littora: multum ille et terris jactatus et alto,
Vi superum, saevae memorem Junonis ob iram,
Multa quoque et bello passus, dum conderet urbem,
Inferretque Deos Latio: genus unde Latinum,
Albanique patres atque altae moenia Romae, [1])

so glaubte ich nicht allein den Held, virum, Trojae qui primus ab oris Italiam venit, seinen Charakter, inferretque Deos Latio, als den frommen Aeneas, die vornehmsten Maschinen, Fatum, vis superum, Junonis ira, sondern auch die beiden Theile der ganzen Aeneïde darinne gefunden zu haben, den ersten: multum ille et terris jactatus et alto, den zweiten: multa quoque et bello passus. Es gefiel mir also, den Eingang des Messias vorzunehmen. Ich wußte, daß die Geschichte zu heilig sei, als daß der Dichter den geringsten wesentlichen Umstand ändern dürfte; ich schmeichelte mir also desto eher etwas daraus zu errathen. Ich fing an zu zergliedern, jede Gedanke insbesondre, und eine gegen die andre zu betrachten. Nach und nach verlor ich meinen Zweck aus den Augen, weil sich mir andre Anmerkungen anboten, die ich vorher nicht gemacht hatte. Hier sind die vornehmsten davon.

Singe, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adam's Geschlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von Neuen geschenkt hat.

---

1) Aeneïs, I. 1—7:
„Waffen ertönt mein Gesang, und den Mann, der vom Troergefild' einst
Kam, durch Schicksal verbannt, gen Italia und an Lavinum's
Wogenden Strand. Viel hieß ihn in Land' umirren und Meerfluth
Göttergewalt, weil dau'rte der Groll der erbitterten Juno;
Viel auch trug er im Kampf, bis die Stadt er gründet' und Troja's
Götter in Latium führte: woher der Latiner Geschlecht ward
Und Albanische Väter, und Du, hochthürmende Roma." (Voß.) — A. d. H.

Also geschahe des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Wider ihn auf: er that's und vollbrachte die große Versöhnung.
Aber, o Werk, das nur Gott allgegenwärtig erkennet,
Darf sich die Dichtkunst auch wohl aus dunkler Ferne Dir nähern?
Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich im Stillen hier bete!
Führe sie mir, als Deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen!
Rüste sie mit jener tiefsinnigen einsamen Weisheit,
Mit der Du, forschender Geist, die Tiefen Gottes durchschauest:
Also werde ich durch sie Licht und Offenbarungen sehen
Und die Erlösung des großen Messias würdig besingen.

„Man weiß, daß der Eingang eines Heldengedichts aus dem Inhalte und aus der Anrufung besteht. Die oben angeführte Stelle des Virgil's ist der Inhalt, die vier darauf folgenden Verse sind die Anrufung. Also auch hier. Der Inhalt geht bis auf: und vollbrachte die große Versöhnung; das Uebrige ist die Anrufung an den Geist Gottes. Virgil sagt: Ich singe die Waffen und den Held; Klopstock sagt: Singe, unsterbliche Seele. Nichts thut man lieber und gewisser als das, was man sich selbst befohlen hat. Ich weiß also nicht, wie der Herr Professor Meier hat sagen können: Er ruft nicht etwa eine heidnische Muse an, sondern er befiehlt auf eine ganz neue Art seiner unsterblichen Seele zu singen. Nicht zu gedenken, daß der Herr Professor den Inhalt und die Anrufung offenbar hier verwechselt, und daß es eine gräuliche Thorheit würde gewesen sein, wenn Klopstock eine heidnische Muse hätte anrufen wollen, will ich nur sagen, daß alles Neue, was in dieser Stelle zu finden ist, in einer grammatikalischen Figur bestehet, nach welcher der Dichter das, was Andre im Indicativo sagen, in dem an sich selbst gerichteten Imperativo sagt. Der Sänger des Messias hat überflüssige Schönheiten, als daß man ihm welche andichten müsse, die keine sind. Die erste Zeile würde also, wenn man sie in den gewöhnlichen Ausdruck übersetzt, heißen: Ich unsterbliche Seele[1]) singe der sündigen Menschen Erlösung.

1) Durch diese Aenderung entfernte Lessing die neckende Sophisterei aus den Worten des Neuesten: „Ich unsterblicher Klopstock", die sich auch in den beiden ersten Drucken der Briefe (s. die Bemerk. zur Textrevision) noch findet. Dusch (s. oben S. 154), S. 184 f., rügte dieselbe noch, hatte also offenbar einen jener Drucke vor sich. — A. d. H.

„Diese Anmerkung ist eine Kleinigkeit, welche eigentlich den Herrn Prof. Meier betrifft. Ich komme auf eine andre" — —

Nun wahrhaftig, das heiß' ich abschreiben! Erlauben Sie mir, daß ich hier ausruhen darf. Ich verspare den Rest zu meinen folgenden Briefen, in welchen ich vielleicht — — Doch ich will nichts versprechen. Es wird sich zeigen. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

Sechzehnter Brief.

An Ebendenselben.

Meine erste Anmerkung betraf ein falsch angebrachtes Lob des Herrn Meier's, und bei dieser blieb ich stehen. Ehe ich weiter gehe, will ich noch dieses hinzusetzen. Gesetzt, dieser Kritikus hätte den Inhalt und die Anrufung nicht verwechselt; gesetzt, Herr Klopstock rufe wirklich seine unsterbliche Seele an, wie ein Andrer die Musen anruft: so würde auch alsdann in dieser Wendung nichts Neues sein. Hat nicht schon Dantes sein Genie angerufen?

O Muse, o alto 'ngegno, hor m'aiutate:
O Mente, che scrivesti, cio ch'i'vidi;
Qui si parra la tua nobilitate. [1])

Und was noch mehr ist, hat nicht einer der größten französischen Kunstrichter, Rapin,[2]) ihn deswegen getadelt? Wollen Sie aber sagen: „Ja, hier ist mehr denn Rapin! hier ist Meier!" so zucke ich die Achseln und gehe weiter.

Erste Fortsetzung.

„Ich komme auf eine andre Anmerkung, welche die Bescheidenheit angehet, die nach der Vorschrift des Horaz in dem Eingange des Heldengedichts herrschen soll. Ich muß die Stelle des römischen Kunstrichters nothwendig hersetzen:

---

1) Göttliche Komödie, Hölle, II. 7.

„O Mus', o hoher Geist, jetzt helft mir mild!
O Seele, die beschrieb, was ich gesehen,
Hier wird sich's zeigen, ob Dein Adel gilt."
(Streckfuß.) — A. d. H.

2) René Rapin, 1621—1687, Jesuit. Ich habe in den beiden Bänden seiner Oeuvres, Amsterdam 1709, die betreffende Stelle vergebens gesucht. — A. d. H.

Nec sic incipies ut scriptor Cyclicus olim
Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.
Quid feret hic tanto dignum promissor hiatu?
Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.
Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte!
Dic mihi, Musa, virum, captae post tempora Trojae
Qui mores hominum multorum vidit et urbes.
Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem
Cogitat, ut speciosa dehinc miracula promat. [1])

„Ich habe die Uebersetzung des Herrn Prof. Gottsched's [2]) nicht bei der Hand, sonst wollte ich zeigen, wie sich Horaz im Deutschen hiervon ausgedrückt haben würde, wenn er Gottsched gewesen wäre. — — Doch, man wird es hoffentlich ohne Uebersetzung sehen, daß Horaz hier dem epischen Dichter den Rath giebt, nicht als ein Großsprecher anzufangen; nicht als jener kyklische Poet: Ich will das Glück des Priamus und den edlen Krieg besingen; sondern bescheiden wie der Dichter, der nichts verwegen unternimmt: Sage mir, Muse, den Mann, der, nachdem Troja eingenommen worden, viele Städte und vieler Menschen Sitten gesehen hat. Ich bin so kühn, zu glauben, daß diese Stelle noch nie recht erkläret worden ist. So viel als ich Ausleger des Horaz nachgeschlagen habe, so viele wollen mich bereden, daß das Tadelhafte des kyklischen Poeten in den Worten liege. Voßius sagt, die Worte darinne wären sonantia, vasta, tumida und bringt zur Erläuterung den Anfang der Achilleïs des Statius [3]) bei:

---

1) Ars poet., 136—144.
„Auch nicht also beginn, wie dereinst der cyklische Dichter:
„Priamus' Schicksal will ich besingen, den rühmlichen Krieg auch."
Was mag Würdiges leisten, wer so mit dem Mund sich hervorthut?
Kreisend dehnt sich der Berg und — hervor kriecht winzig ein Mäuslein.
Wie viel richtiger Jener, der nicht Unpassendes anhebt:
„Sage mir, Muse, den Mann, der nach Troja's endlichem Hinsturz
Städte von vielerlei Menschen gesehn und Sitten gelernt hat."
Nicht uns Rauch aus dem Glanz, nein, Glanz aus dem Rauche zu spenden,
Sinnet er, daß alsdann uns herrliche Wunder enthüllen
Scylla, Charybdis zugleich und Antiphates sammt den Cyklopen."
(Binder.) — A. d. H.

2) Erschien als Einleitung zu seinem Versuch einer kritischen Dichtkunst. Erste Ausgabe. Leipzig 1730. — A. d. H.

3) P. Papinius Statius, römischer Dichter aus der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr.; von ihm die beiden epischen Gedichte Thebaïs und Achilleïs. — A. d. H.

Magnanimum Aeacidam, formidatamque Tonanti
Progeniem canimus. 1)

In dem ersten Verse, sagt er, ist ein sechsfaches A; er fängt sich mit drei viersilbigten Wörtern an, wovon das letzte durch das angehangene que noch länger wird; die Aussprache ist also beschwerlich. Wann Voßius Recht hat, so sage man mir, ob nicht Homer, er, den Horaz gleichwohl zum Muster anführt, in seiner Iliade in eben den Fehler gefallen ist?

Μῆνιν ἄειδε θεὰ Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος
Οὐλομένην. 2)

Das sechssilbigte *Πηληϊάδεω*, das viersilbigte *Ἀχιλῆος*, das ebenso lange *Οὐλομένην*, der Imperativus *ἄειδε*, den schon der Sophiste Protagoras als zu befehlerisch getadelt hatte, klingen in der That weit großsprecherischer als:

Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.

Hier ist kein sechssilbigtes Wort, nicht einmal ein viersilbigtes, hier ist kein singe mir Muse! Horaz müßte also, was er an der Odyssee gelobt hätte, an der Iliade getadelt haben, wenn er nicht an dem Verse des kyklischen Dichters ganz etwas anders aussetzte. Und was ist das?

„Der Eingang eines Heldengedichts, wie gesagt, bestehet aus dem Inhalte und aus der Anrufung. Man lasse uns nunmehr die Exempel der Griechen gegen die Exempel der Römer halten. Man wird einen Unterscheid antreffen, welcher so deutlich ist, daß ich mich wundre, wie ihn noch Niemand*) angemerkt hat. Die

---

1) Das Citat ist ungenau; auf das progeniem des zweiten Verses folgt nicht canimus, sondern . . . Diva refer.
„Den großherzigen Aeaciden und den dem Donnerer furchtbaren
Sprößling . . . Singe, o Göttin!" — A. d. H.

2) „Singe den Zorn, o Göttin, des Peleiaden Achilleus,
Ihn, der entbrannt." (Voß.) — A. d. H.

*) Außer vielleicht der einzige Cowley, welcher in den Anmerkungen zu dem ersten Buche seiner Davideis Folgendes schreibt: The Custom of beginning all Poems, with a Proposition of the whole work, and an Invocation of some God for his assistance to go through with it, is so solemnly and religiously observed by all the ancient Poets, that though I could have found out a better way, I should not (I think) have ventured upon it. But there can be, I believe, none better, and that part of the Invocation, if it became a Heathen, is no less necessary for a christian Poet. *A Jove principium Musae;* and it follows then very naturally, *Jovis omnia plena.* The whole work may reasonably hope to be filled with a divine Spirit,

griechischen Heldendichter verbinden den Inhalt und die Anrufung, die römischen trennen sie. Den Anfang der Iliade und der Odyssee habe ich schon angeführt. Dort heißt es: Besinge mir, Göttin, den Zorn des Achilles ꝛc. Hier: Sage mir, Muse, den Mann ꝛc. Beidemal ist die Gottheit bei dem Dichter das Erste. Er erkennet seine Schwäche. Er sagt nicht: ich will den und jenen Helden besingen; er untersteht sich nichts, als der Muse nachzusingen. Durch diesen einzigen Zug schildert er sich als einen bescheidenen Mann, als ein Mann, der sich der Gnade der Götter überlässet; zwei Stücke, welche ihm das Vertrauen der Leser erwecken und den zu erzählenden Wundern einen Grad der Wahrscheinlichkeit geben, den sie nicht haben würden, wenn sie sich blos auf ein menschliches Ansehen gründeten. Die weitläuftigen griechischen Dichter alle sind dem Homer hierinne gefolgt. Aratus [1])

---

when it begins with a prayer to be so. The Grecians built this Portal with less state, and made but one part of these *Two;* in which, and almost all things else, I prefer the judgment of the Latins; though generally the abused the Prayer, by converting it from the Deity, to the worst of Men, their Princes: as Lucan adresses it to *Nero*, and Statius to *Domitian;* both imitating therein (but not equalling) Virgil, who in his Georgicks chuses Augustus for the Object of his Invocation, a God little superior to the other two. — [Anmerkung der Ausgabe von 1785. — Abraham Cowley, englischer Dichter und Prosaschriftsteller, von 1605 bis 1668. Die oben citirte Stelle aus dem unvollendet gebliebenen Epos Davideïs lautet in deutscher Uebersetzung: „Die Gewohnheit, alle Gedichte mit einer Inhaltsangabe des ganzen Werkes zu beginnen und mit einer Anrufung irgend einer Gottheit um ihren Beistand bei der Ausführung desselben, wird von den alten Dichtern so feierlich und gewissenhaft beobachtet, daß, wenn ich auch einen bessern Weg hätte finden können, ich ihn doch, wie ich glaube, nicht gewagt haben würde. Aber hier kann es meiner Ueberzeugung nach keinen besseren geben; und wenn dieser Theil der Anrufung einem Heiden gut anstand, so ist er für einen christlichen Dichter nicht weniger nothwendig. Mit Jupiter beginnt die Muse, und es folgt dann ganz natürlich: Alles ist von Jupiter erfüllt. Das ganze Werk kann vernünftiger Weise hoffen, mit göttlichem Geist erfüllt zu werden, wenn es mit einem Gebet beginnt, daß es so sein möge. Die Griechen bauten diesen Eingang mit geringerem Aufwand und machten nur das Eine von jenen Zweien, worin ich, wie beinahe in allem Uebrigen, die Ansicht der Römer vorziehe; obgleich sie gewöhnlich das Gebet dadurch mißbrauchten, daß sie dasselbe von der Gottheit auf den schlechtesten Menschen, ihren Fürsten nämlich, übertrugen, wie Lucan es an den Nero und Statius an den Domitian richtet. Beide ahmten hierin, ohne ihm gleich zu kommen, dem Virgil nach, der in seinen Georgica den Augustus zum Gegenstand seiner Anrufung wählte, einen Gott, der etwas höher steht als jene Beiden." — A. d. H.]

1) Aratus aus Macedonien, um 270 v. Chr., beginnt sein noch erhaltenes astronomisches Lehrgedicht Die Himmelserscheinungen (*Φαινόμενα*): „Laßt vom Zeus uns beginnen!" — A. d. H.

fängt an: Ἐκ Διὸς ἀρχώμεσθα; Apollonius Rhodius:[1]) Ἀρχόμενος σέο, Φοῖβε — — — und mit diesem Gebete verbinden sie sogleich den Inhalt.

> *Νύμφαι Τρωϊάδες, ποταμοῦ Ξάνθοιο γενέθλη,*
> *Ἔσπετέ μοι* u. s. w.

singt Coluthus[2]) zu Anfange seines Raubes der Helena. Der zärtliche Musäus selbst, wenn er anhebt:

> *Εἰπὲ, θεὰ, κρυφίων ἐπιμάρτυρα λύχνον ἐρώτων*
> *Καὶ νύχιον πλωτῆρα θαλασσοπόρων ὑμεναίων* u. s. w.,

> Besinge mir, Göttin, die Fackel, die Zeugin verborgener Liebe,
> Den nächtlichen Schwimmer zum Feste des Ehegotts, jenseit dem Meere,
> Die dunkeln Umarmungen, unüberrascht von der Botin des Tages,
> Besinge mir Sest und Abyd, wo sich Hero im Dunkeln vermählte 2c.,

vergißt diese heilige Gewohnheit nicht. Und, daß ich es kurz mache, die Unterlassung dieser Gewohnheit ist es offenbar, welche Horaz an dem kyklischen Poeten tadelt. Der Stoff seines Liedes war allzu wichtig, als daß man glauben könnte, er würde ihn ohne eine göttliche Begeisterung ausführen können. Anstatt: Das Glück des Priamus und den edlen Krieg will ich singen, hätte er also nach dem Beispiele des weisen Homer's sagen sollen: Singe, Muse, das Glück des Priamus und den edlen Krieg! und alsdenn würde er dem Tadel des Römers entgangen sein. Es ist auch in der That besonders, mit einem stolzen Ich anzufangen und alsdann die Musen anzurufen, nachdem man schon Alles auf die eignen Hörner genommen hat. Das heißt anklopfen, wenn man die Thüre schon aufgemacht hat.[3])

---

1) Apollonius aus Alexandria, mit dem Beinamen Rhodius, gelehrter epischer Dichter aus der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts vor Chr. Sein Epos Argonautika fängt an mit den Worten:
„Phöbus, mit Dir beginnend". — A. d. H.

2) „Troische Nymphen, dem Xanthos-Flusse entsprossen.... Sagt mir". Koluthus lebte um 500 nach Chr. Von Musäus, aus derselben Zeit, werden oben die Anfangszeilen von Hero und Leander citirt. — A. d. H.

3) Schon Dusch, a. a. O. S. 178 ff., wies nach, daß Lessing's Auffassung der Horazischen Stelle unrichtig sei. Horaz rügt an den Anfangsworten des kyklischen Dichters, daß er das gesammte Geschick des Priamus zu singen verspreche, während sein Werk doch nur den Trojanischen Krieg behandle. — A. d. H.

„Nach dieser Erklärung nun wird man ohnschwer errathen, was ich auch in Ansehung des Messias wünschte; daß Herr Klopstock nämlich dem Exempel des Homer's gefolget wäre. Es würde ihm, als einem christlichen Dichter, um so viel anständiger gewesen sein, wenn der Anfang ein Gebet gewesen wäre, als daß er seiner Seele befiehlt, ein Werk zu besingen, dem sie, so unsterblich sie ist, zu schwach ist, wenigstens ihm gewachsen zu sein sich nicht rühmen muß. Es ist wahr, das demüthigste und zugleich erhabenste Gebet folgt darauf; allein der kyklische Dichter wird die Anrufung der Musen gewiß auch nicht vergessen haben; und gleichwohl tadelt ihn Horaz.

„Ich will mich nicht länger hierbei aufhalten. Mein ganzer Tadel ist vielleicht eine Grille, die sich, wie man sagen wird, auf nichts als das Ansehen des Homer's gründet. Wann nun aber Homer eben durch diese religiöse Bescheidenheit das Lob eines Dichters, qui nil molitur inepte, verdienet hätte? — — Doch ich gehe wieder zurück, anstatt weiter zu gehen. Was ich bisher gesagt, hat den Eingang des Messias überhaupt betroffen. Man erlaube, daß ich ihn nunmehr Zeile vor Zeile betrachte.“ — —

Sie aber, mein Herr, werden mir hier wieder einen kleinen Ruhepunkt erlauben. Ich bin das Denken wenig gewohnt, aber das Abschreiben, ohne zu denken, noch weniger. Und was kann ich Neues bei etwas denken, was ich schon durchgedacht zu haben glaube? Ich bin 2c.

Siebzehnter Brief.

An Ebendenselben.

Ich fühle mich heute zum Briefschreiben so wenig aufgelegt, daß Sie ganz gewiß, mein Herr, diesesmal keinen bekommen würden, wenn ich mich nicht zu allem Glücke besänne, daß ich ja nur abschreiben dürfte, um einen Brief fertig zu haben. Wenn es weiter nichts ist, so wollen wir wohl sehen. — —

Zweite Fortsetzung.

„Singe, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung.

„Ueber die Anrede habe ich mich schon erklärt. Man betrachte sie als eine bloße Anzeige dessen, was der Dichter thun will, oder als eine Aufmunterung an sich selbst, so muß ich beide-

mal fragen, warum er hier seine Seele auf der Seite eines unsterblichen Wesens betrachtet? Ich weiß es, die Erlösung ist nichtig, wann unsere Seelen nicht unsterblich sind; der Stoff, den er sich gewählt, ist ein Stoff, der ihr in die Ewigkeit nachfolgt; und aus diesen Gründen würde man das unsterblich vielleicht rechtfertigen können. Allein man sage mir, hat der Dichter hier nicht die Gelegenheit zu einer weit gemäßern, zu einer weit zärtlichern Vorstellung aus den Händen gelassen? Würde es nicht noch schöner gewesen sein, wenn er seine Seele als diejenige angeredet hätte, welche selbst an der Erlösung der sündigen Menschen Theil hat? Hieraus würde eine Verbindlichkeit zu singen entstanden sein, die seinem Eingange eine durchaus neue und von keinem Dichter gebrauchte Wendung gegeben hätte. Ich weiß es, dieser Zug müßte mit einer Feinheit angebracht werden, deren nur eine Meisterhand fähig ist.[1]) Allein wäre er der Einzige gewesen, der von dieser Art in dem ewigen Gedichte glänzet? Wie viel der feinsten Anspielungen, welche durch ein einziges Wort ein Meer von Gedanken in der Seele zurücklassen, findet man nicht darinne? Man betrachte die Zeile, wie sie ist, und überlege, wie sie sein könnte. Sich selbst, oder seine Seele schildert der Dichter auf ihrer prächtigsten Seite, auf der Seite der Unsterblichkeit, alle andere Menschen auf der allerelendesten, auf der Seite sündiger und verlorner Geschöpfe. Scheint sich der Dichter also nicht von ihnen auszuschließen? Hätte er einen gleichgültigern Eingang finden können, wenn er die Befreiung eines Volks, das bisher in dem Joche der Knechtschaft geseufzet, besungen hätte, eines Volks, wovon er kein Glied wäre? Ich bin ein Feind von Parodien, weil ich weiß, daß man das Vortrefflichste dadurch lächerlich machen kann. Sonst wollte ich versuchen, ob man nicht einen untadelhaften Eingang zu einem Heldengedicht auf die Befreiung zum Exempel der Holländer daraus machen könne. Beinahe hätte ich lieber Lust zu zeigen, wie diese erste Zeile sein könne, wenn sie meine Kritik nicht treffen sollte. Doch auch dieses will ich unterlassen. Ein unglückliches Beispiel machet oft eine gegründete Anmerkung verdächtig.

„Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,

„Diese Zeile ist leer. Ein einziger Begriff ist unter verschiednen Ausdrücken dreimal darinne wiederholt. Liegen auf

1) Lessing hat ihn in seiner lateinischen Uebersetzung angebracht. S. S. 222. — A. d. H.

Erden und in seiner Menschheit nicht schon hinlänglich in dem Worte Messias? Wann anstatt Messias der Dichter ewiger Sohn oder etwas Gleichgeltendes gesagt hätte, so würde das Folgende nothwendig sein. Es würde Umstände ausdrücken, die hier stehen müßten, und welche in dem Worte ewiger Sohn nicht liegen. Dieses, sollte ich meinen, ist klar. An dem folgenden Einwurfe wird vielleicht mein Katechismus Schuld haben. Er betrifft das Wort vollendet. Man hat mich gelehrt, zu der Erlösung der Menschen gehörten auch das Hinabsteigen zur Hölle und die Himmelfahrt Christi. Ist es aber auf Erden geschehen, daß er sich den Teufeln triumphirend gezeigt hat? Ist er in seiner Menschheit gen Himmel gefahren oder in seiner verklärten Menschheit? Ich weiß also nicht, wie man sagen kann, Christus habe die Erlösung auf Erden in seiner Menschheit vollendet. Dieses ist die Stelle, aus welcher man am Zuverlässigsten schließen könnte, wo die Handlung des Gedichts aufhören werde.

„Und durch die er Adam's Geschlecht die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von Neuen geschenkt hat.

„Im Vorbeigehen will ich erinnern, daß der Ausdruck das Blut des heiligen Bundes zweideutig ist. Das Blut der Beschneidung war auch Blut eines heiligen Bundes. Was mir aber hier am Besondersten vorkommt, ist die Liebe der Gottheit, welche der Messias durch das Blut des heiligen Bundes dem Geschlechte Adam's von Neuen geschenkt hat. Die Menschen hatten also die Liebe der Gottheit verloren? [1]) Gott haßte also die Menschen; und gleichwohl hatte er von Ewigkeit beschlossen, sie erlösen zu lassen? Ich will nicht hoffen, daß mein Einwurf die Sache selbst trifft; ich glaube vielmehr, der Dichter hätte einen behutsamern Ausdruck wählen sollen. Der gewählte, er mag symbolisch sein oder nicht, bringt auch den kurzsichtigsten Leser auf den unverdaulichsten Widerspruch. Das hieße das unveränderliche Wesen Gottes zu dem veränderlichsten machen, wenn man sagen dürfte, Gott könne einem Geschöpfe, das seine Liebe verloren

---

1) Dusch, a. a. O. S. 192: „Herr Lessing fragt: „Die Menschen hatten also die Liebe der Gottheit verloren?“ Diese Frage kommt mir noch sonderbarer vor, als ihm die Stelle aus dem Messias! Er wird es ja wohl nicht leugnen, was alle theologische Systeme lehren, daß der Mensch durch Sünden die Liebe Gottes verloren hatte? Oder will er Schriftsteller zum Beweise haben? Fällt es ihm nicht ein, daß wir Kinder des Zorns waren?“ u. A. — A. d. H.

(man überlege den ganzen Umfang dieses Worts), das sie, sage ich, verloren habe, diese verlorne Liebe von Neuen schenken. Was für niedrige Begriffe von Abwechselung Hasses und Liebe dichtete man dem sich selber ewig Gleichen an? Doch wie können die Menschen seine Liebe verloren haben, wann gleichwohl, wie der Dichter in der folgenden Zeile sagt, durch die Erlösung des Ewigen Wille geschehen ist? Kann Der in des Königs Ungnade sein, den der König glücklich zu machen beschließt? Ich sehe ein Labyrinth hier vor mir, in das ich den Fuß lieber nicht setzen, als mich mit Mühe und Noth herausbringen lassen will.

„Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Wider ihn auf: er that's und vollbrachte die große Versöhnung.

Der Dichter sagt an einem andern Orte von Jerusalem, daß sie die Krone der hohen Erwählung unwissend hinweggeworfen. Hat das jüdische Volk also Jesum nicht für Den, der er war, erkannt, wie es ihn denn wirklich nicht erkannt hat, wie kann es wider ihn aufgestanden sein? Wie kann es ihn das große Werk auszuführen gehindert haben, von dem es nichts wußte? Alle Verfolgungen der Juden sind der Absicht Christi eher behülflich als entgegen gewesen. Satan ist im gleichen Falle. Er kannte den Messias nicht; er hielt ihn für nichts als einen sterblichen Seher. Er wandte Alles an, ihn zu tödten, und Christus sollte uns zu erlösen getödtet werden. Was für einen mächtigen Feind hat also der Messias an ihm zu überwinden gehabt? Wenn sich Satan der Kreuzigung Christi widersetzt hätte, so hätte der Dichter sagen können: Umsonst; er that's und vollbrachte die große Versöhnung.

„Man übersehe nunmehr diesen ersten Theil des Einganges im Ganzen und sage, ob Hr. Klopstock seinen großen Plan glücklich ins Kurze zu ziehen gewußt hat.“ — —

O wie froh bin ich, daß ich einen Absatz sehe! Wenn ich nunmehr den Bogen zusammenlege, ihn versiegle und die Aufschrift darauf setze, so ist ja der Brief fertig. Nicht? Doch noch Eines würde fehlen, und da ist es: Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc. B**, den 20. December 1751.

Achtzehnter Brief.

An Ebendenselben.

Sie wundern Sich über die Veränderung meines Aufenthalts [1]) und beklagen Sich über mein Stillschweigen. Der Grund von diesem liegt in jener, der Grund von jener aber in hundert kleinen Zufällen, die zu klein sind, als daß ich Sie mit Erzählung derselben martern wollte. So viel können Sie gewiß glauben, daß unsre Freundschaft nichts darunter leiden soll; und wie könnte sie auch? Freunden, welche einmal getrennt sein müssen, kann es gleichviel sein, welche Raume sie trennen, wann diese nur in Ansehung der Größe ungefähr eben dieselben bleiben. Machen Sie Ihre Wohnung zum Mittelpunkte, so werden Sie finden, daß ich blos den Ort in der Peripherie geändert habe, welches in Ansehung ihrer so etwas Kleines ist, daß ich mich nicht länger dabei aufhalten werde. Mein Stillschweigen wird sich auch vergessen lassen, wenn unser Briefwechsel nur erst wieder in den Gang kommt. Ich habe aber hierzu um so viel mehr Hoffnung, weil ich hier ebenso viel zu thun habe als Sie, das ist, auf der Gottes Welt nichts, ganz und gar nichts. — — Allein wie steht es mit der Kritik über den Messias? werden Sie fragen. Wo bleibt die Fortsetzung? — — Diese, glaube ich, wird wohl wegfallen. Meine Papiere sind in eine solche Unordnung gerathen, daß ich die Zettel, worauf ich meine Gedanken geschrieben, schon ganze Tage vergebens gesucht habe. Lassen Sie aber sehen, ob ich mir nicht die vornehmsten wieder in das Gedächtniß bringen kann. — —

Ich war bis auf die Anrufung gekommen. Ich fand sehr außerordentliche Schönheiten darinne, und so viel ich mich erinnere, war mir nicht mehr als eine einzige Stelle anstößig. Der Dichter bittet den forschenden Geist, die Dichtkunst mit jener tiefsinnigen einsamen Weisheit auszurüsten, mit der er die Tiefen Gottes durchschauet. Erstlich schien mir das Beiwort f o r s c h e n d sehr unwürdig und mit dem Prädicate d i e T i e f e n G o t t e s d u r c h s c h a u e n in vollkommnem Widerspruche. Ich glaubte, wo ein D u r c h s c h a u e n stattfinde, höre das Forschen auf, und das Forschen selbst könne wohl von einem endlichen Wesen, nicht aber von dem Geiste Gottes gesagt werden. Zweitens war ich mit der tiefsinnigen einsamen Weisheit, die eben diesem Geiste beigelegt wird,

1) Ende 1751 war Lessing nach Wittenberg übergesiedelt. Vgl. S. 9. — A. d. H.

durchaus nicht zufrieden. Ich konnte mich nicht enthalten, zu fragen, ob der Geist Gottes erst zu Winkel gehen müsse, wenn er nachdenken wolle. Ich gab mir selbst die Antwort, daß tiefsinnig und einsam gleichwohl das Höchste wären, was man von der menschlichen Weisheit sagen könne, und daß wir von der göttlichen nicht anders als nach Beziehung auf jene reden könnten. Allein aus dieser Antwort, welches doch die einzige ist, die man wahrscheinlicher Weise vorbringen kann, schloß ich eine gänzliche Unbrauchbarkeit der wahren Dichtkunst bei gewissen geistigen Gegenständen, von welchen man sich nicht anders als die allerlautersten Begriffe machen sollte. Einem philosophischen Kopfe ist schon das anstößig, daß die Sprache für die Eigenschaften des selbstständigen Wesens keine besondre und ihnen eigenthümliche Benennungen hat; wie viel anstößiger muß es ihm sein, wann der Dichter diese Armuth zu einer Schönheit macht und überall seine sinnliche Vorstellungen anzubringen sucht? Den Ausdruck die Weisheit Gottes ist man schon gewohnt, und man kann ihn, so uneigentlich, so schwächend er auch ist, nicht entbehren; durch die Beiwörter tiefsinnig und einsam aber wird er noch weit uneigentlicher, noch weit schwächender. [1])

Dieser Anmerkung ungeachtet unterstand ich mich zu behaupten, daß wenn der Verfasser des Messias auch kein Dichter wäre, er doch ein Vertheidiger unsrer Religion sein würde, und dieses weit mehr als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweise. Oft beweisen diese Herren durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christenthum nur durch Spöttereien bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den bündigsten Schluß kann man zwar durch einen Einfall nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witze, Scharfsinnigkeit der Scharfsinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite, sie in alle dem Glanze vorzustellen, in welchem sie unsre Ehrfurcht verdienet. Dieses hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimniß weiß er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit

---

1) An Stelle der hier getadelten beiden Zeilen schrieb Klopstock, der sonst keine der von Lessing beanstandeten Stellen änderte, in der 2. Ausgabe des Messias (1755):
„Richte mit Deinem Feuer sie, Du, der die Tiefen der Gottheit
Schaut, und den Menschen aus Staube gemacht zum Tempel sich heiligt!“ — A. d. H.

vergißt und sich in der Bewundrung verlieret. Er weiß in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christenthum wahr sein möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei. Unser Urtheil schlägt sich allzeit auf die Seite unsers Wunsches. Wann dieser die Einbildungskraft beschäftiget, so läßt er ihr keine Zeit, auf spitzige Zweifel zu fallen; und alsdann wird den Meisten ein unbestrittner Beweis eben das sein, was einem Weltweisen ein unzubestreitender ist. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wann die Arznei heilsam ist, so ist es gleichviel, wie man sie dem Kinde beibringt. — — Diese einzige Betrachtung sollte den Messias schätzbar machen, und Diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrloset sind oder sich selbst verwahrloset haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfinden. Besonders wenn es zum Unglücke Männer sind, die bei einer Art Leute, welche noch immer den größten Theil ausmachen, ein gewisses Ansehen haben. [1])

Ich habe oben gesagt, daß ich hier völlig müßig bin. Es ist also kein Wunder, daß ich auf die allerwunderlichsten Einfälle gerathe. Ueber einen werden Sie gewiß lachen, wo nicht gar mit den Achseln zucken. Ich weiß nicht, ob ich oder mein Bruder [2]) zuerst darauf kamen; wir müssen aber wohl Beide zugleich darauf gekommen sein, weil wir unsere Kräfte zu Ausführung desselben vereinigten. Wir mußten es oft genug hören, der Messias sei nicht zu verstehen, und ich mußte mich oft genug auslachen lassen, wenn ich sagte, ich wollte, daß er noch ein Wenig dunkler wäre. Man zeigte mir Stellen, gegen welche Orakelsprüche verständlicher sein sollten. Ich gab mir Mühe, sie zu erklären und hier und da die lateinische Sprache mit zu Hülfe zu nehmen, da es sich denn dann und wann fand, daß man keine Mühe hatte, das in einem römischen Ausdrucke zu verstehen, was man in einem deutschen nicht verstehen wollte. Was konnte also natürlicher sein, als daß wir darauf fielen, ob es nicht möglich sei, diesen unsern gelehrten Landesleuten zum Besten das ganze Gedichte in lateinische Verse zu übersetzen. Gedacht, versucht; und ich wollte, daß ich hinzusetzen könnte: versucht, gelungen. Wir sind schon ziemlich weit damit gekommen, und wenn Sie wollen, so können Sie ehstens eine Probe davon sehen. Ich bin ꝛc.

---

1) Dieser Absatz ist fast unverändert aus dem Maibogen des Neuesten herübergenommen (s. S. 54). — A. d. H.

2) Theophilus, der damals in Wittenberg studirte, später als lateinischer Dichter bekannt, stirbt 1808 als Rector zu Chemnitz. — A. d. H.

Neunzehnter Brief.

An Ebendenselben.

Es ist mir lieb, daß Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, und daß Sie mich nicht, als einen Verehrer des Messias, auch zu einem Verehrer derjenigen steifen Witzlinge machen, welche durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabnen Dichtungsart ich weiß nicht was für einen lächerlichen Anstrich geben. Es giebt nur allzu Viele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Silbenmaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten weg zu den großen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich, anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen, anstatt rührend romanenhaft zu schreiben. Kann etwas lächerlicher sein, als wenn hier Einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen spricht, und dort ein Andrer in einem Heldengedicht von artigen Mägdchens, deren Beschreibung kaum dem niedrigen Schäfergedichte gerecht wäre? Gleichwohl finden diese Herren ihre Anbeter, und sie haben, große Dichter zu heißen, nichts nöthig, als mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in Allem, was schön ist, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehen. Aber so geht es: wenn ein kühner Geist voller Vertrauen auf eigne Stärke in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringt, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einstehlen wollen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt hat, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumen ließ, in ein spöttisches Gelächter — — —[1])

Jetzo gleich will ich vielleicht ein ebenso spöttisches Gelächter über die in meinem letzten Schreiben erwähnten Uebersetzer des Messias erwecken. Hier haben Sie eine Probe; wir müssen Ihnen aber gleich voraus sagen, daß es die erste und letzte sein wird, weil wir dieser unsrer Beschäftigung schon wieder überdrüssig geworden

---

1) Dieser Absatz ist zusammengesetzt aus dem Schluß des April und dem Anfang des Mai vom Neuesten (s. S. 45 u. 49). — A d. H.

sind. Nicht sowohl weil sie ein Wenig schwer war, sondern vielmehr weil uns ein Freund Nachricht gab, daß uns schon eine geschickte Feder zuvorgekommen sei.[1]) Da wir von fremder Arbeit immer die vortheilhaftesten Begriffe haben, so fürchten wir bei der Vergleichung zu verlieren. Doch urtheilen Sie selbst, ob wir Ursache haben, uns zu fürchten.

Messias.

Carmen Epicum, liber primus.

Quam sub carne Deus lustrans terrena novavit
Crimine depressis, cane mens aeterna salutem;
Infelicis Adae generi dum foederis icti
Sanguine reclusit fontem coelestis amoris.
Hoc fatum aeterni. Frustra se opponere tentat
Divinae proli Satanas: Judaeaque frustra
Nititur. Est agressus opus, totumque peregit.
Ast, quacunque pates, soli res cognita Jovae,
Quae jam mersa latet tenebris, arcesne poësin?
Hanc in secessu, amoto rumore loquaci,
Oranti, omnicreans Flamen, mihi redde sacratam!
Hanc, plenam igne pio, mansuris viribus auge,
Et mihi siste deam, tua quae vestigia carpat!
Hanc latebris gaudens, qua tu petis ima Jehovae,
Armet, scrutator Flamen, sapientia vivax!
Ut mihi pandantur nebulis arcana remotis,
Messiam ut dicar digno celebrare volatu.
Qui vos nobilitat, miseri, si nostis honorem,
Dum terras adiit salvatum conditor orbis,
Tendite vati animos. Huc tendite, parva caterva
Nobilium! Dulci queis non est carior alter
Fratre Deo, placido vultu quos laeta sonantes
Opprimet usque animis revolutus terminus aevi,
Hymnum audite meum! Vobis sacra vita sit Hymnus.
Haud procul urbe sacra, quae se caligine foedans
Quassabat stupido delectus calce coronam,
Quondam sede Dei, sanctorum matre parentum,

---

1) Der Cabinetsprediger des dänischen Gesandten zu Madrid; von seiner Uebersetzung ist nichts bekannt geworden. Später erschienen verschiedene Uebersetzungen einzelner Gesänge, zuerst der neunte Gesang von Pater Ludwig Neumann, Wien 1770; dann andere von Alzinger, Conz u. A. — A. d. H.

Sacrilegis fusi manibus nunc sanguinis ara,
Haud procul hac, sese Messias plebe removit,
Tunc cultrice quidem, sed non pietatis honore,
Quem sine labe videt cordis penetralia scrutans.
Intrat secessus. Hic gressibus obvia turba
Substernit palmas! illic Hosianna resultat!
Frustra. Rex titulo, nec rex cognoscitur ulli,
Nec, quod vibratum verbum patris ore benigno
Certa salus aderat, tenebris sentitur operto.
Labitur ipse Deus coelo. Pollentia verba:
Denuo claratus clarabitur! aethere missa,
Integra praesentis Jovae documenta ministrant.
Ast qui te capiat, Numen, mens sordida spectans?
Haec inter propius Jesus accedere patri,
Qui populo iratus, demissa voce per auras
Nequicquam attonito, superas remearat ad oras,
Divinam mentem nullo cogente novatum,
Terrigenas, caram gentem, sibi morte piandi.
Auroram versus, sanctam supereminet urbem
Mons, qui culminibus divinum saepe patronum
Condiderat, veluti templi penetralibus imis,
Sub patris aspectu nocturna silentia longis
Ducentem precibus. Montem contendit in illum;
Nec comes ire negat vatum monumenta Joannes
Visurus, placidam, divini imitator amici,
Ut noctem sacris orans duraret in antris.
Illinc Messias superat fastigia. Flamma
Protinus en cinctum! veniens de monte Moria
Quae placabat adhuc, usti sub imagine, patrem.
Spargit oliva gelu circum, dum mollior aura
Ora, velut Jovam prodenti murmure, lambit.
Messiae famulans aulae coelestis alumnus,
Aethereis dictus Gabriel, sub tegmine cedri
Halantis cessans volvit secum ipse salutem
Instauratam orbi coelique tropaea, redemptor
Obvius ut patri tacito pede praeterit illum.
Speratum Gabriel non nescit surgere tempus;
Obstupet, exultat; suavis vox excidit ore:
Num, divine, patri supplex, elidere somnum
Gaudes, an fessis mulcentem admittere membris?
Ibo immortali capiti, sis, strata paratum.

En viridans proles cedri sua brachia tendit,
Ambrosiusque frutex tendit. Propullulat imo
Monte silens muscus vatum monumenta pererrans.
Hic divine tibi, concedas, strata parabo.
Instantes operi quis languor colligat artus!
Quo mortale genus tolerans dignaris amore!
Dixit. Ad hunc Jesus clementia lumina torquet,
Stans gravis in summo montis pulsantis Olympum.
Hic Deus. Hic orat. Terris jam magnus ab imis
Auditur clangor, volventes infima plausus
Antra strepunt, pulsu vocis commota potentis,
Haud vocis, quae dira polis trepidantibus, igne
Nubibus abrepto tonitrusque fragore, precatur;
Sed blandae illius, quae nil nisi spirat amorem,
Qua telluri olim paradisi forma redibit.
Circuitu nigrant per amoena crepuscula colles,
Non secus ac hilares hortus jam cingat Eous.
Quae Jesus, alta tantum vi numinis ipse
Atque sator penetrant. Homini datur ista referre.
Tandem, summe parens, lux foederis atque salutis
Advenit: aeternum sacra lux majoribus orsis,
Orso ipso primo, socia quod prole patrasti.
Surgens illa mihi radiis resplendet iisdem,
Queis olim vastam seriem penetrantibus aevi
Resplendens avidis oculis praerepta placebat.
Prima labe vias obstructi pandere coeli,
Tunc tribus unus erat, quod nosti, fervor amoris.
Regnantes per inane silens nudumque creatis,
Pulsi ardore sacro, quod nondum traxerat auras,
Sede genus celsa contemplabamur egenum.
Heu miseras gentes! Heu quondam morte carentem
Effigiem nostri, nunc cuncto crimine foedam!
Vidi infelices! Vidisti me lacrimantem!
Tunc tu: rursum homines formemus imagine diva!
Sanguinis hinc natum est foedus penetrabile nulli,
Et typum ad aeternum repetenda creatio mundi.
Scis divine sator, testantur sidera coeli,
Huic operi immenso quoties ego sponte dicatus
Flagrarim, miseris numen involvere membris:
Heu, quoties tellus te multo sidere mixtam
Spectavi exultans! Et tu sacra terra Canaea,

In clivo quoties, fusuro sanguine sacri
Foederis humenti, rorantia lumina fixi!
Nunc quae pertentant animum mihi dulce trementem
Gaudia! — —

Doch genug, mein Herr. Ich sollte meinen, daß hundert und mehr Verse zu einem Anbisse mehr als zu viel wären. Vielleicht werden Sie ihrer nicht zehne lesen. Ich bin ꝛc. W * *. 1752 im Februar.

Zwanzigster Brief.[1])

An den Herrn H.

Sie bekommen hier das Schreiben des Herrn Diderot über die Tauben und Stummen wieder zurück. Ein kurzsichtiger Dogmaticus, welcher sich für nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche sein System ausmachen, zu zweifeln, wird eine Menge Irrthümer aus demselben zu klauben wissen. Diderot ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als zu zerstreuen. Ueberall wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verlieret sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns

„In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit,“

wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düstern Throne der Lügen leiten. Gesetzt auch, ein solcher Weltweise wage es, Meinungen zu bestreiten, die wir gebilliget haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft ebenso wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr Diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen — — Es geht ja ohnedem nicht an. Wie viel Höflichkeiten, wie viel Wein ließ es sich der Hr. * * nicht gestern kosten, daß wir seine Verse ebenso vortrefflich finden sollten als er? — — Thaten wir es? Ich bin ꝛc. B * * den 1751.

---

1) Bildet im Junibogen des Neuesten den Schluß einer eingehenderen Besprechung von Diderot's Lettre sur les Sourds et Muets. S. S. 75. — A. d. H.

Einundzwanzigster Brief.[1])

An den Herrn S.

Ich habe gestern von B** eine sehr traurige Nachricht erhalten. Der Freund, dessen ich so oft gegen Sie erwähnt habe, ist auf der Reise in sein Vaterland gestorben. Es geht mir nahe, wenn ich bedenke, in was für Gesinnungen von mir er vielleicht gestorben ist. Nach einer langen ununterbrochnen Freundschaft mußte uns eine Kleinigkeit entzweien, welcher meine Abwesenheit am Meisten zu Statten kam. Doch diese Kleinigkeit war es nicht allein, die ihn wider mich aufbrachte. Wehe Euch, die Ihr mit Verleumdungen sein Bette umlagert hieltet! Euch müsse es nie gelingen, einen Freund zu finden; oder wann Ihr ihn ja gefunden hättet, so müsse ihn auf einmal ohne Euer Verschulden Haß und Rache wider Euch erfüllen! Und in diesem Augenblicke müsse er sterben, um Euch in jener Welt mit einem schrecklichen Gesichte zu erwarten! Ich würde die strengste Gerechtigkeit zwischen mir und ihm zum Richter haben nehmen können, und ich weiß gewiß, sie würde für mich gewesen sein. Doch er ist todt, und sein Tod macht ihn in meinen Augen von allen Vorwürfen frei und mich allein schuldig. Ich mag ihn wirklich oder nur seiner Einbildung nach beleidiget haben, genug, er ist beleidigt. Er ist es, und ich muß ihn versöhnen. Aber wie? Möchten mir doch die Worte des Horaz: placantur carmine manes, [2]) nicht umsonst eingefallen sein! Möchte es doch wahr sein, daß dieses das Mittel wäre! Doch es sei es oder sei es nicht; ich werde wenigstens eine Art des Trostes und der Beruhigung darinne finden. Schon sammle ich die traurigsten meiner Gedanken, und bald entwerfe ich sein Bild, das ich so reizend nicht würde entworfen haben, wenn wir uns nicht entzweit hätten. Schon ist mein ganzer Geist dazu vorbereitet, und schon gestern hab' ich ihm oder, wann Sie lieber wollen, meiner Muse lange und schwere Harmonien befohlen:

Die ich Dich nie dem Chor unschuld'ger Scherze raubte
Und schwer beklemmt zu bangen Klagen rief,
Die Rosen heut, o Muse, von dem Haupte,
Das gestern noch im Schooß der frohen Jugend schlief,

---

1) Bezieht sich dies Schreiben auf einen wirklichen Todesfall? Vgl. Vorbem., S. 143. — A. d. H.

2) Hor. Epist., II. 1. 138: „Das Lied versöhnt die Manen." — A. d. H.

Und aus der freien Rechte
Den fürchterlichen Stab,
Den, als der Pindus jüngst in Liber's Laube zechte,
Dir der vergnügte Wirth zum Freundschaftspfande gab! [1])
Reiß schnell, der Weste Spiel, das flatternde Gewand
In schmutzig unachtsame Falten!
Und trenn mit ungestümer Hand
Die Perlenschnur, bestimmt, das güldne Haar zu halten!

* * *

Nun nimm sie hin, die mir getreuen Saiten,
Und stimme sie zum Trauerton herab,
Zum Ton, geschickt, die Seufzer zu begleiten,
Und fromm, zu schallen um ein Grab.

Sollten Sie nicht glauben, daß ich Sie für meine Muse hielte? Verzeihen Sie meiner Zerstreuung und erlauben, daß ich von Ihnen auf einige melancholische Wochen, welche mir die süßesten von der Welt sein sollen, Abschied nehmen darf. Ich bin 2c. W * * 1752.

Zweiundzwanzigster Brief. [2])

An den Herrn D * *.

Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß meine Reden einen solchen Eindruck haben könnten. Ich erinnere mich ganz wohl, daß man in der Gesellschaft, in welcher ich Sie das erste Mal zu sprechen die Ehre hatte, und von welcher wir, wann es anders Ihr Ernst ist, die Epoche unserer Freundschaft zu rechnen anfangen wollen, daß man, sage ich, damals das Gespräch auf die neuste Geschichte wandte, und daß ich in dem ganzen Umfange derselben keine Begebenheit anzutreffen erklärte, welche mich mehr gerührt habe als die Enthauptung des Herrn Henzi in Bern. Ich konnte mich nicht enthalten, den vortheilhaften Begriff zu verrathen, den ich mir von ihm, theils aus den öffentlichen Nachrichten, theils aus

1) Der Sinn der Stelle ist: Als der Parnaß jüngst bei Bacchus zechte, gab Dieser der Muse des Gesanges als Freundschaftspfand den Thyrsus, das Symbol der Bacchusfeier. — Der Pindus findet sich häufig bei den französischen und deutschen Dichtern des vorigen Jahrhunderts statt des Parnaß als Sitz der Musen. — A. d. H.

2) Vgl. zu Brief 22 und 23 (die Fragmente des Trauerspiels Samuel Henzi) die Vorbem., S. 155. — A. d. H.

mündlichen Erzählungen[1]) gemacht hatte. Ich behauptete sogar, daß er einen würdigen Helden zu einem recht erhabnen Trauerspiele abgeben könne; und ich hatte das Vergnügen, daß Sie mir nach einigem Wortwechsel beifielen. Wie viel größer aber ist das Vergnügen, welches Sie mir durch Ihre Zuschrift gemacht haben! Ich finde den deutlichsten Beweis darinne, daß Sie mir nicht aus Höflichkeit, sondern aus Ueberzeugung beigefallen sind, und daß Sie meine Gesinnungen nicht sowohl gebilliget, als vielmehr angenommen haben. Als ein Geist, der sich gleich anfangs mit etwas Wichtigen zeigen will, übersenden Sie mir einen Plan, wie unser Held wohl am Füglichsten auf die Bühne zu bringen sei. Er macht Ihrer Kritik und Ihrem Genie Ehre; und wenn ich mich in die Beurtheilung desselben einlassen wollte, so würde ich überall nichts zu sagen finden, als: das ist schön, das ist regelmäßig, ob ich gleich dieses so und jenes anders eingerichtet zu haben bekenne. Denn ich muß es Ihnen nur gestehen, daß ich mir einen gleichen Plan gemacht habe, und zwar noch ehe ich die Ehre hatte, mit Ihnen davon zu sprechen. Ich habe sogar angefangen, ihn auszuführen, und ich bin nicht übel Willens, den ersten Aufzug meinem Briefe beizulegen. Und warum nicht? Er wird mir die Mühe ersparen, meine Einrichtung weitläuftig zu erklären, und ich werde am Ende nichts nöthig haben, als einige allgemeine zu meiner Entschuldigung dienende Anmerkungen beizufügen. Hier ist er; ich muß Sie aber ersuchen, daß Sie das Uebrige meines Briefes erst nach ihm lesen, weil ich mich durchgängig darauf beziehen werde — — —

---

1) Danzel, I. 165, vermuthet, daß Lessing diese mündlichen Nachrichten über Henzi von Sulzer gehört habe. Direct jedenfalls nicht, da Sulzer noch am 30. November 1754 an Bodmer schreibt: „Lessing kenne ich noch nicht.“ — A. d. H.

Samuel Henzi.

Ein Trauerspiel.*)

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Henzi. Wernier.

Henzi (kömmt in tiefen Gedanken und wendet sich plötzlich um).
Wer folgt mir? Liebster Freund, bist Du's? — Wen suchst Du?
— — Mich?
Du folgst mir nach? — — Warum?

Wernier.

Und warum wundert's Dich?
Hat mich nicht Henzi stets mit offnem Arm empfangen?
Nur jetzo fragt er mich, was ich ihm nachgegangen?
Ich sah erstaunt, daß er so früh aufs Rathhaus ging,
Sich mit sich selbst besprach, das Haupt zur Erde hing;
Ich sah, daß Zorn und Gram so Blick als Schritt verriethen,
Ob sie der Neugier gleich sich zu entfliehn bemühten.
Der Anblick drang ans Herz — — Was quält den edlen Geist?
Ich floh ihm nach und seh' — —

Henzi.

Was?

Wernier.

Daß es ihm verdreußt.
Ach! bin ich nicht mehr werth, sein Unglück mit zu tragen?
Ist er nicht Freunds genug, mir's ungefragt zu sagen?
Hab' ich's an ihm verdient, daß er so grausam ist
Und mir den süßen Weg zu gleichem Gram verschließt?
Bedenke, wie wir da uns brüderlich umfaßten,
Als wir, zu patriot'sch, die Hassenswerthen haßten,

---

*) *Ελευθεριας ἑν μεν το εν μερει αρχεσθαι και αρχειν· ἑν δε το ζην, ὡς βουλεται τις.* 1) Arist. Resp., Lib. VI. c. 2. Berlin 1749. — [Zusatz von Karl Lessing im Theatralischen Nachlaß, Band 2, jedenfalls den Papieren des Bruders entnommen. — A. d. H.]

1) „Ein Zeichen der Freiheit ist das abwechselnde Gehorchen und Gebieten .... ein zweites, zu leben, wie Jeder eben will." — A. d. H.

Als unterdrücktes Recht, als unser Vaterland
Den zu bescheidnen Mund kühn, doch umsonst entband.
Bern seufzet noch wie vor. Die Helden sind vertrieben;
Doch ist ihr bester Theil in Dir zurückgeblieben.
Bern sieht allein auf Dich. Bern hofft allein von Dir
Freiheit und Rach' und Wohl. Drum, Henzi, gönne mir
Das unermessne Glück, wenn Dich die Nachwelt nennet,
Daß sie mich als den Freund von ihrem Schutzgott kennet.
Wie aber? — — Schweigst Du noch? — — Du siehst mich traurig an?
O, daß mein schwacher Geist Dich nicht errathen kann!
O könnt' ich göttlich jetzt in Deine Seele blicken
Und, was Du mir verhehlst, Dir unbewußt entrücken!
O stünde mir Dein Geist so frei wie Dein Gesicht,
Und schlöss' ich dann daraus, was jede Miene spricht!
Ich gäbe, könnt' es sein, Dein Mißtraun zu bestrafen,
Mein Leben zehnmal hin, Dir Ruhe zu verschaffen.
Zu meiner Rache dann erführst Du nimmermehr,
Wer Dir den Dienst gethan, daß ich, Dein Freund, es wär'.
Ja, Henzi, könntest Du Dich nicht erkenntlich zeigen,
Ich weiß, es schmerzte Dich, wie mich Dein Stilleschweigen.
Erwäge, gestern schon wichst Du mir listig aus
Und flohst, mich nicht zu sehn — — o Gott! — — in Dücret's Haus.
So mußte Dücret's Haus Dich von dem Freund befreien?
So hattest Du mich mehr als dieses Haus zu scheuen?
Des Scheusals unsres Staats? Warum nahm Bern ihn ein?
Wird ihm Bern heiliger als Genf und Frankreich sein?
Doch — — Du kehrst Dich von mir? Du willst mich — — auch nicht sehen.
Freund! — — Henzi! — — noch umsonst? — — Henzi! Vergebnes Flehen?
Sprich! Sage, was Dich quält! Warum beschwer' ich Dich?
Was suchst Du hier so früh? Wie? Du verlässest mich?
Wie? Soll ich Dich etwan — — soll ich Dich knieend bitten? — —

Henzi.

O Gott! o welcher Kampf! Was hat mein Herz gelitten!
O Freund, Dein edler Geist ist größres Glücke werth,
Als daß zu seiner Pein er meine Pein erfährt.
Was nutzt mir's, daß mein Freund mit mir gefällig weine?

Nichts, als daß ich in ihm mir zweifach elend scheine.
Frei, fröhlich, ungequält hab' ich Dir sonst gedäucht;
Denn sich verstellen, ist bei kleinen Uebeln leicht.
Warum hast Du in mich jetzt tiefer blicken müssen
Und mir der Freudigkeit erborgte Larv' entrissen?
O wär' es selbst vor mir, wornach Du fragst, versteckt!
Liebt' ich Dich weniger, hätt' ich Dir mehr entdeckt.
Du weißt es Zeit genug, wenn Du es dann wirst wissen,
Wann wir, steht Gott uns bei, die Frucht davon genießen.
O Bern! o Vaterland! — — — doch schon zu viel gesagt!
Freund, habe nichts gehört! — — Freund, habe nichts gefragt!
Noch warte, bis der Tag — — nur dieser Tag vergangen,
Und morgen, liebster Freund — —

Wernier.

Wär' ich für Gram vergangen.
O Bern? O Vaterland? Ja, ja, Dein großer Geist,
Für Bern erzeugt, weiß nicht, was mindre Sorge heißt.
Wie selig, Henzi, ist's, fürs Vaterland sich grämen
Und sein verlassnes Wohl freiwillig auf sich nehmen.
Doch sei nicht ungerecht und glaube, daß in mir
Auch Schweizerblut noch fließt und wirket wie in Dir.
Theil Deine Last mit mir! Kann ich gleich minder fassen,
So kann ich doch wie Du für Bern mein Leben lassen.
Nicht morgen, heute noch eröffne mir die Bahn,
Worauf ich unter Dir Bern und Dich rächen kann!

Henzi.

O sage nichts von mir! Enterbt von Amt und Ehre,
Ertrüg' ich mein Geschick, wann's einzig meines wäre.
Wär' jedes Amt im Staat mit einem Mann bestellt,
Der dienen kann und will, ich spräch' als jener Held:
Glückselig Vaterland, Du kannst mich nicht versorgen,
Der Helden sind zu viel! und bliebe gern verborgen.
Allein, wann Eigennutz den kühnen Rath belebt,
Und wann den Grund des Staats die Herrschsucht untergräbt;
Wann, die das Volk gewählt zu seiner Freiheit Stützen,
Den anvertrauten Rang gleich strengen Sceptern nützen;
Wann Freundschaft statt Verdienst, wann Blut für Würde gilt;
Wann der gemeine Schatz des Geizes Beutel füllt;
Wann man des Staates Flehn, der sie aus Gunst erkoren,
Der nur aus Nachsicht fleht, empfängt mit tauben Ohren;

Wann, wer der Freiheit sich das Wort zu reden traut,
Zum Lohn für seine Müh ein schimpflich Elend baut;
Freiheit! wann uns von Dir, Du aller Tugend Same,
Du aller Laster Gift, nichts bleibet als der Name,
Und dann mein weichlich Herz gerechten Zorn nicht hört:
So bin ich meines Bluts — — ich bin des Tags nicht werth.

Wernier.

Jetzt red'te Henzi! Freund, ich fühl' es, was er sagte.
O, wer gleich Bruto denkt, sich auch gleich Bruto wagte!
Freund, Du verstehst mich schon. Doch, sieh hier meine Faust!
Gönn ihr den süßen Stoß, wann Du vor Blut Dich graust.
Glaub mir, noch heute kann ich hundert Brüder finden,
Wann Du — — wann Henzi nur sich will mit uns verbinden.
Du weißt, was jetzt den Rath mit bangen Warten quält.
Vielleicht, daß dieser Streich geschwind und glücklich fällt.
Vielleicht, daß das Geschick, das noch den Wüthrich stützet,
Zum Wohl des Vaterlands verschworne Helden schützet.
Denn noch ist nichts entdeckt, als was ein dunkles Blatt
Von Mannschaft und Gewehr kaum halb verrathen hat.
Sobald man Freiheit! Bern! als ihre Lösung höret,
Muß ich der Erste sein, der das Geschrei vermehret.
O hört' ich's heute noch! Und Henzi rief' mit mir!
Und Bern wär' heut noch frei, und frei gehorcht' es Dir!
Warum kenn' ich sie nicht und trage gleiche Bürde,
Daß mir des Staates Wohl wie ihnen sauer würde,
Daß ich auch einst mit Ruhm zun Kindern sagen kann:
„So sauer ward es mir! mein Leben wagt' ich dran,
Daß ich Euch, mein Geschlecht, als Freie könnte küssen.
Seid stark und laßt dies Glück auch Euer Kind genießen!"

Henzi.

Du willst sie kennen?

Wernier.

Ja.

Henzi.

So kenn sie dann in mir!

Wernier.

O, red'te Henzi wahr!

Henzi.

Kenn sie in mir!

Wernier.

In Dir?
Und hast mir nichts gesagt? Mußt' ich in Deinen Augen
Der Freiheit sonst zu nichts, als sie zu wünschen taugen?
Freund, ungerechter Freund! — — Doch ich vergess' es schon,
Du hast mir's noch entdeckt. Freund, hier nimm Deinen Lohn!
(Er umarmt ihn.)
Doch eile, lehre mich, wer, wo sind Deine Glieder?
Sind sie des Hauptes werth? Sind's meiner würd'ge Brüder?
Wie weit ist's? Ist ihr Zweck mehr, als Bern zu befrein?
Doch, Du regierst das Werk, wie kann's zu tadeln sein?
Vergieb dem ekeln Stolz, der gern nichts wagen möchte,
Als was ihm Ruhm und Bern die alte Hoheit brächte!

Henzi.

Besorge nichts, auch uns ist nicht die Ehre feil.
Auch unser Endzweck ist nichts Schlechters als Bern's Heil.
Der Gott des Vaterlands, der unsern Schwur vernommen,
Von dem, von dem allein uns Glück und Sieg muß kommen,
Der dreimal mächt'ge Gott straf' uns und unser Kind,
Wenn sein allsehend Aug' uns eigennützig findt;
Wann wir die Tyrannei nur darum rächen wollen,
Daß unsre Brüder sie in uns vertauschen sollen;
Wann nach vollbrachter That — — doch so weit komm' es nie,
Sind wir so rasend frech, dann mehr zu sein als sie.
Fuetter, Richard, Wyß, die ehrenvollen Namen,
Der unverfälschte Rest vom freien Schweizersamen,
Die weder Stand noch Glück zum Pöbel niederdrückt,
Den Freiheit kaum so lang, als sie neu ist, entzückt,
Die sind's und Andre mehr, die heut im Rath es wagen,
Den ungerechten Dienst ihm drohend aufzusagen.
Sieh, darum bin ich hier. Ich führ' für sie das Wort — —

Wernier.

Und morgen zieht Ihr dann aus Bern vertrieben fort.
Wie? mehr vermögt Ihr nicht? Ohnmächtiges Beschwören!
Euch, nur im Drohen stark, wird keine Otter hören!
Ja, führe nur das Wort! donnre wie Cicero!
Du weißt es, wie er starb, vielleicht stirbst Du auch so.
Den Wüthrichen das Recht keck unter Augen setzen,
Giebt unglücksel'gen Stoff, daß sie's nur mehr verletzen.

Besinn Dich, wie es ging, nun ist's das fünfte Jahr — —
Nein, wenn der Nachdruck fehlt, so unterlaßt's nur gar!

Henzi.

Auch diesen haben wir. Bewehrt zum nahen Streite,
Steht uns bei Tausenden das Landvolk treu zur Seite.
Fuetter wacht am Thor und läßt es heut noch ein;
Denn länger als den Tag soll Bern nicht dienstbar sein.
Ich selbst kann tausend Mann mit Flint' und Schwert bewehren,
Die bei dem ersten Sturm sich muthig zu uns kehren.
Und zweifelst Du, wann uns der Ausbruch nur gelingt,
Daß nicht Bern's bester Theil zu unsrer Fahne dringt?
Doch Alles wird man eh als dieses Aeußre wagen.
Den Fleck des Bürgerbluts kann kein Schwert rühmlich tragen.
Drum wollte Gott, der Rath vernähm' uns heute noch!
Denn heute noch ist's Zeit, und linderte sein Joch
Und gönnte sich den Ruhm, der keinen König zieret,
Daß er ein freies Volk durch freie Wahl regieret.
Dies macht Regenten groß, kein angemaßtes Recht,
Kein menschenähnlich Heer, von Gott verdammt zum Knecht.
Freund, kann es möglich sein, daß Die sich glücklich schätzen,
Die unverschämt sich selbst an Gottes Stelle setzen?
Daß Der vor Scham nicht stirbt, der überzeugt kann sein,
Kein Herz räumt ihm die Ehr', die er sich raubet, ein?

Wernier.

So weit denkt kein Tyrann. Er schätzt sich gnug verehret,
Wann sich ein scheuer Blick vor ihm zur Erde kehret.
Doch welche Lust, o Freund, erfüllt mein bebend Herz,
Empfindbar Dem allein, der mit gerechtem Schmerz
Für Bern in Thränen floß und flehte Gottes Rechte,
Daß sie uns einen Held zum Rächer rüsten möchte!
Hier steht er dann in Dir. Aus Ehrfurcht nenn' ich Dich
Nun nicht mehr meinen Freund.

Henzi.

Freund, so beschämst Du mich?

Wernier.

Nun wohl, komm, eile dann, den Helden mich zu zeigen!
Wo sind sie? — Komm! — Du bleibst? — Du schweigst? —
Was sagt das Schweigen?

Henzi.

Freund, dies verlange nicht!

Wernier.

Wie? Komm doch! Soll ich nun
Den Schwur, den sie gethan, nicht Dir und ihnen thun?

Henzi.

Ich trau' Dir ohne Schwur.

Wernier.

Allein ich will sie sehen.

Henzi.

Du wirst, wenn Du sie siehst, erzürnt von ihnen gehen.

Wernier.

Fuetter, Richard, Wyß — — die sollten's, sprachst Du, sein.
Sind sie es nicht?

Henzi.

Sie sind's, doch sind sie's nicht allein.
Es hat ein Ungeheu'r sich unter uns gedrungen,
Der flücht'ge Rottengeist, verflucht von tausend Zungen.
Und nach Verdienst verflucht; den nicht die Sorg' um Staat,
Den Rach' und Grausamkeit uns zugeführet hat;
Der die Tyrannen haßt, nur um Blut zu vergießen,
Und den, o hart Geschick! wir doch erhalten müssen.
Sieh! das macht meinen Gram. Ich scheu' den tollen Geist,
Der uns vielleicht mit sich in sein Verderben reißt.

Wernier.

Wer ist's?

Henzi.

Er, der, wohin er kam, die Ruhe störte,
Der jüngst mit frecher Stirn Dein Kind zur Eh' begehrte.

Wernier.

Wer? Dücret?

Henzi.

Eben Der.

Wernier.

Der ehrenlose Mann?
Was geht Fremdlingen Bern und unsre Freiheit an?
O speit ihn aus von Euch, daß er die beste Sache,
Die besten Bürger nicht durch sich verdächtig mache!
O speit ihn aus von Euch! Nehmt mich an seine Statt,

Der mindre Bosheit zwar, doch gleiche Kühnheit hat!
Wer wird sich lieber nicht zur Sclaverei bequemen,
Wenn er die Freiheit soll von Dücret's Händen nehmen?
O heute stoßt ihn noch — —

Henzi.

Und so verlangst Du wohl,
Daß er uns heute noch mit Bern verrathen soll?
Sonst wär' es längst geschehn — —

Wernier.

O dem ist vorzubeugen.
Mein Arm lehrt ihn geschwind ein ewig Stilleschweigen.

Henzi.

Nur gleich getödtet! Freund, wenn wir selbst uneins sind — —
Doch, hör' ich recht? Er kömmt. Verlaß mich! Geh! Geschwind!
Ich hab' ihn her bestellt. Ich will Dich wiederfinden.
Geh! und laß Deinen Zorn die Klugheit überwinden!

Andrer Auftritt.

Henzi. Dücret.

Henzi.

Er hat ihn doch gesehn.

Dücret.

Ha! Alles steht uns bei.
Hat Henzi Muth genug, so sind wir morgen frei.

Henzi.

Ein Geist wie Du hat stets die Vorsicht ausgeschlagen.
Was wüßtest Du auch mehr, als tollkühn Dich zu wagen?
An Muthe fehlt mir's nicht. Doch an Bedacht fehlt's Dir.

Dücret.

O, an Bedacht! Doch sprich, war Wernier nicht hier?
Vertraust Du Dich Dem auch?

Henzi.

Kann ich mich Dir vertrauen,
So kann ich doch wohl auch auf einen Berner bauen.

Dücret.

Trau, Henzi, traue nur, bis Du verrathen bist!
Was hilft's, ein Berner sein, wenn man ein Sclave ist?
Ich kenn' ihn mehr als Du. Er ist dem Rath gewogen,

Sonst hätt' er längst mit mir ein festes Band vollzogen.
Warum nimmt er mich nicht zu seinem Tochtermann?
Weil er den Feind des Raths in mir nicht lieben kann.
Denn so klein bin ich nicht, daß eine tolle Liebe
Den Haß der Tyrannei aus meiner Brust vertriebe.
Er hebt vielleicht sein Kind für einen Rathsherrn auf — —

Henzi.

O laß der frechen Zung' nicht allzu sehr den Lauf!
Scheu mich in ihm! Er ist mein Freund.

Dücret.

Das kann man hören,
Die Wahrheit würdst Du mir sonst nicht zu sagen wehren.

Henzi.

Er haßt den Rath und Dich. Nur haßt er Dich noch mehr.
Doch schweig davon — — Kommt bald Wyß und Fuetter her?
Ich habe Vieles noch mit ihnen zu beschließen — —

Dücret.

So wird auch dieser Tag wohl ungebraucht verfließen.
Es ist gnug überlegt. Wag, was man wagen muß,
Und kröne durch die That des langen Zauderns Schluß!
Komm mit mir aus der Stadt, das Landvolk zu verstärken,
Und zeige Dich die Nacht mit blut'gen Wunderwerken:
Erschrecke, morde, brenn, vertilge Kind und Haus,
Und lösch mit Feu'r und Schwert Bern's Schimpf und Knechtschaft aus!
Du schütterst? — — Feiger Mann — —

Henzi.

Nur feig zu Grausamkeiten.
Geh, Unthier, Deine Wuth soll mich vom Recht nicht leiten!
Weißt Du, ob Gott nicht selbst an unsre Freiheit denkt,
Er, der der Großen Herz wie Wasserbäche lenkt,
Daß sich der harte Rath auf unser Flehn erweichet
Und dann am Größten wird, wann er dem Bürger gleichet?
Verdienen sie den Tod, so hat Gott seinen Blitz.

Dücret.

Auf so was Kleines sieht er nicht vom hohen Sitz.
Er hat, von Sorgen frei, Tyrannen zu bestrafen,
Empfindlichkeit und Wuth und Stahl und Faust erschaffen.

Henzi.
Schweig, Lästrer! Ich erweis' an Dir sonst mit der That,
Warum er, was Du nennst, allein erschaffen hat.
Bist Du nicht hassenswerth?

Dücret.
Nun wohl, man mag mich hassen,
Darf sich mein freier Geist nur nicht gebieten lassen.
Ich bin schadlos genug. Sei Du die Lust der Welt
Und dien, gerechter Mann, so lang es Dir gefällt!

Henzi.
Fein höhnisch! Dienst Du nicht, wenn Du den Lastern dienest?

Dücret.
Wie lehrreich! Dienst Du nicht, wenn Du Dich nichts erkühnest?
Was soll Dir dann die Macht?

Henzi.
Durch sie Bern zu befrein,
Den Rath zu nöthigen, groß und gerecht zu sein.
Er bleibe, was er ist, wann er uns nicht mehr drücket,
Wann Dienst und Regiment zum gleichen Theil beglücket,
Wann er als seinen Herrn erkennt das Vaterland
Und ist nur, was er ist, des Volkes Mund und Hand.
Wie gern wird Bern alsdann in ihm sich selber lieben — —

Dücret.
Und er die Tyrannei nur etwas feiner üben.
Du hast Verstand genug zu einem Rädelsmann,
Doch Tugend allzu viel.

Henzi.
Die man nie haben kann.

Dücret.
Wer ist je ohne Blut der Freiheit Rächer worden?
Wer sich zu dienen scheut, der scheu' sich nicht zu morden.
Die Noth heißt Alles gut. Sie hebt das Laster auf,
Und bald wird's Tugend sein, folgt Glück und Sieg nur drauf.
Wer Unkraut tilgen will, darf Der die Wurzeln schonen?
Sie wird die güt'ge Hand mit neuer Mühe lohnen.
Drum soll die Nachwelt auch durch uns geborgen sein,
Und wollen wir in uns auch unser Kind befrein,
So muß die Tyrannei und der Tyrann erliegen;
Denn nur durch dessen Tod ist jene zu besiegen.
So denkt Fuetter, Wyß, so denkt Richard und ich,

Und Deine Gütigkeit scheint Allen hinderlich.
Sieh, Henzi, dieses Blatt läßt Dir die Namen wissen,
Die alle diese Nacht durch uns erkalten müssen.
Nimm! Lies es! Folget mir, geht heute nicht in Rath,
Weil er ohndem Verdacht, obgleich auf uns nicht, hat.
Lies nur, doch laß Dich nicht der Namen Menge schrecken!
Ihr schneller Tod wird uns die Freiheit auferwecken.
Was wagt man — —

Henzi (lieset).

Steiger? Wie? Der soll der Erste sein?
Der Redlichste des Raths? Das geh' ich nimmer ein.
Soll das gerechte Haupt der Glieder Frevel büßen?
Ihn hat Freundschaft und Blut dem Vaterland entrissen.
Er kann Bern's Vater sein. Bern seufzet noch um ihn.
Drum laß uns ihn dem Schimpf, sein Herr zu sein, entziehn!

Dücret.

Wohl! durch den Tod.

Henzi (zerreißt das Blatt).

Da nimm die unglücksel'ge Rolle
Und sage Deiner Brut — — —

Dücret.

Daß Henzi dienen wolle?
Daß ihm des Feindes Blut wie seines kostbar ist?
Daß er des Staates Wohl um Steiger's Wohl vergißt?

Henzi.

Ja, Rasender! (Geht zornig ab.)

Dritter Auftritt.

Dücret.

Er geht? Henzi! Henzi! Verräther!
Ha! Deiner Weichlichkeit schein' ich ein Missethäter?
Wer? Steiger? Steiger findt an Henzi seinen Freund?
Er soll dem Tod entfliehn? Er? Mein geschworner Feind?
Aus Rache gegen ihn hat Dücret sich verschworen — —
Und sollt' er Henzi's Brust mit ihm zugleich durchbohren — —
Die Rache sei vollführt! Und weh dem Hinderniß!
Ha, Steiger! nur Geduld! die Rach' ist allzu süß! (Geht ab.)

Zweierlei, mein Herr, werden Sie gleich anfangs bemerkt haben: daß ich nämlich die Bühne in einen Saal des Rathhauses

verlege, und daß ich die Handlung mit dem Tage anfangen lasse. Jenes thue ich, die Einheit des Orts zu erhalten, wenn ich etwa kühn genug sein sollte, in den folgenden Aufzügen die Rathsversammlung selbst und meinen Helden vor ihr redend zu zeigen; man würde alsdenn nichts als den innern Vorhang aufziehen dürfen. Das Andre habe ich deswegen für gut befunden, damit die Vorfälle einander nicht allzu sehr drängen und dadurch unnatürlich scheinen möchten. Gewisse große Geister würden diese kleine Regeln ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig geschätzt haben; wir aber, wir andern Anfänger in der Dichtkunst, müssen uns denselben nun schon unterwerfen. Aber wird man nicht das schon für eine Uebertretung der Regeln halten, daß der Stoff unsers Trauerspiels so gar zu neu ist? Hätte man nicht wenigstens die ganze Begebenheit unter fremde Namen einkleiden sollen, gesetzt, diese Namen wären auch völlig erdichtet gewesen? Ich zweifle nicht, daß nicht Einige dieses behaupten sollten; allein daß sie es mit Grunde behaupten werden, daran zweifle ich. Die Verbergung der wahren Namen wird meines Erachtens nur alsdann nothwendig, wenn man in einer neuen Geschichte wesentliche Umstände geändert hat und man durch diese Veränderungen die besser unterrichteten Zuschauer zu beleidigen fürchten muß. Sind wir aber in diesem Falle? Ich sollte nicht denken; wenigstens wie ich Knoten, Auflösung und Charaktere eingerichtet habe, glaube ich die Wahrheit nirgends beleidiget und hin und wieder nur verschönert zu haben.

Lassen Sie uns das Letzte zuerst betrachten! Ich will Ihnen sagen, was meine Absicht damit war. Sie war diese: den Aufrührer im Gegensatze mit dem Patrioten und den Unterdrücker im Gegensatze mit dem wahren Oberhaupte zu schildern. Henzi ist der Patriot, Dücret der Aufrührer, Steiger das wahre Oberhaupt und dieser oder jener Rathsherr der Unterdrücker. Henzi, als ein Mann, bei dem das Herz ebenso vortrefflich als der Geist war, wird von nichts als dem Wohle des Staats getrieben; kein Eigennutz, keine Lust zu Veränderungen, keine Rache beseelt ihn; er sucht nichts, als die Freiheit bis zu ihren alten Grenzen wieder zu erweitern, und sucht es durch die allergelindesten Mittel, und wann diese nicht anschlagen sollten, durch die allervorsichtigste Gewalt. Dücret ist das vollkommne Gegentheil. Haß und Blutdurst sind seine Tugenden und Tollkühnheit sein ganzes Verdienst.

Sie werden leicht sehen können, daß in diesen Charakteren der Knoten des Stücks gegründet ist. Henzi und seine Freunde

kennen den Dücret, verabscheuen ihn und suchen sich auf alle mögliche Art von ihm zu trennen. Dieser aber will selbst Oberhaupt sein und sucht den Henzi verdächtig zu machen, wozu er sich des Umstandes mit dem Wernier bedient. Setzen Sie nunmehr, daß ihm dieses nicht gelingt, und daß man ihn völlig vor den Kopf stößt, so ist nach seiner Gemüthsart nichts natürlicher, als daß er selbst seine Mitverschwornen verräth und sich aus der Schlinge zu ziehen sucht. Es liegt wenig oder nichts daran, ob die Entdeckung wirklich so zugegangen, und ob Wernier erst an dem Tage der Entdeckung an dem Geheimnisse Theil genommen; genug, daß Beides sein konnte und die Hauptsache darunter nichts leidet. Diese Entdeckung würde ich zu Ende des dritten Aufzuges vor sich gehen lassen, so daß sich die Charaktere der Gegenpartei erst in den beiden letztern entwickelten. Ich würde Steigern sich Henzi's ebenso eifrig annehmen lassen, als sich Henzi Steiger's annimmt. Ich würde nur gewisse Glieder auf eine blutige Bestrafung dringen und diese ohne Jenes Vorwissen in der Geschwindigkeit geschehen lassen — —

Es thut mir leid, daß mir die Zeit nicht erlauben will, umständlicher zu sein. Doch ich glaube nicht einmal, daß es nöthig ist. Halb so viel würde schon zureichend gewesen sein, Ihnen meine Einrichtung zu entdecken, und weiter habe ich nichts gewollt. Leben Sie wohl! Ich bin zc.

Dreiundzwanzigster Brief.

An Ebendenselben.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben meine Gedanken so vortrefflich gefaßt, oder vielmehr Sie haben sie so vortrefflich verbessert, daß ich nichts mehr wünschte, als daß es Ihnen gefallen möchte, sie völlig als die Ihrigen zu betrachten und nach denselben ein Werk zu vollführen, welches meinen Schultern beinahe zu schwer ist. Ein Lied, ein kleines Lied von Lieb' und Wein, o wie viel leichter ist das! Es geht mir, wie es dem Ovid ging, ohne sonst mit ihm viel Aehnliches zu haben.

Vincor, et ingenium sumtis revocatur ab armis;
  Resque domi gestas et mea bella cano.
Sceptra tamen sumsi, — — — — —
— — — — — — — — — — —

Risit Amor pallamque meam, pictosque cothurnos
Sceptraque privata tam cito sumta manu.
Hinc quoque me Dominae nomen deduxit iniquae:
Deque cothurnato vate triumphat Amor. [1])

Hier haben Sie Alles, was ich noch außer dem ersten Aufzuge gemacht habe, und was Sie etwa brauchen können. Streichen Sie aus und verbessern Sie, was Ihnen nicht gefällt; setzen Sie hinzu, was Ihnen beliebt! Wann Sie das Stück zu Stande bringen, so werde ich keinen größern Antheil daran haben, als an einer schönen Bildsäule Derjenige hat, welcher den Marmor dazu gebrochen. Leben Sie wohl!

Andrer Aufzug.

Erster Auftritt.

Dücret. Fuetter. Richard. Wyß.

Dücret.

Kommt, Freunde! Uns vereint gemeinschaftliche Rache.
Kämpft, wenn Ihr kämpft, für Bern, doch auch für Eure Sache!
Der Tag ist endlich da. Und — — wär' er schon vorbei!
Und stürzte Nacht und Tod die lange Tyrannei!
Ich seh' gerechte Scham durch Eure Wangen dringen.
Doch, kann die Scham allein die Freiheit wiederbringen?

(Fuetter sieht ihn zornig an.)

So! zeiget allgemach des Zornes edle Spur!

Fuetter.

Schweig! diesen edlen Zorn reizt Deine Frechheit nur.
Wahr ist's, wir schämen uns der ungeerbten Ketten,
Doch schämen wir uns mehr, mit Schimpf uns zu erretten.
Des unterdrückten Staats großmüth'ge Rächer sein,
Sich für das Vaterland und nicht für sich befrein,
Verwegne Richter nur, nicht das Gericht abschaffen,

1) Ovid. Amor., II. 18, Vers 11—18:
„Ueberwunden entsagt der Geist den ergriffenen Waffen;
Thaten, zu Hause gethan, sing' ich und eigenen Krieg.
Scepter ergriff ich jedoch — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Amor lacht ob meines Talars und des bunten Geschühes
Und des Scepters, geführt trefflich von niedriger Hand.
Davon auch zog das Bedeuten mich ab der erzürnten Gebiet'rin:
Siehe des Trauerspiels Dichter von Amor besiegt!" (Lindemann.) — A. d. H.

Den Mißbrauch ihres Amts und nicht ihr Amt zu strafen,
Ist ein zu heilig Werk, als daß ein Geist wie Du,
Voll Rach' und Eigennutz, ein Feind gemeiner Ruh,
Ein Fremdling, der sich uns nur schrecklich sucht zu machen,
Es würdig unternähm' —

Dücret.

Dein Stolz ist zu verlachen.
Denn gleichwohl braucht Ihr mich.

Fuetter.

So braucht ein Arzt das Gift,
Das außer seiner Hand nur häm'sche Morde stift.

Dücret.

Das Gleichniß ist gewählt! Auch Henzi würd' es loben,
Der nur von Tugend träumt und läßt Tyrannen toben.
Doch lieber sprich mit Ernst als oratorisch schön,
Den Helden minder gleich, die auf der Bühne stehn
Und auf des Sittenspruchs geborgte Stelzen steigen,
Dem Volk die Tugenden im falschen Licht zu zeigen.
Sprich ungekünstelt! Sprich! Was habt Ihr bis anjetzt
Der Freiheit Eures Bern's, auf das Ihr trotzt, genützt?
Hab' ich das Schwerste nicht stets auf mich nehmen müssen?
Denn Ihr könnt weiter nichts, als rathen, zweifeln, schließen,
So tugendhaft Ihr seid, so durstig nach der Ehr';
Und eine Heldenthat erfordert etwas mehr.
Hab' ich das Landvolk nicht zu unserm Zweck verlenket?
Hat Euch nicht meine List manch mächtig Glied geschenket?
Vielleicht wär' Euer Muth zwar ohne mich gleich groß,
Doch wär' er ohne mich zum Mindsten waffenlos.
Zur Kühnheit in der Brust gehört auch Stahl in Händen,
Was dem entflieht, muß dann ein donnernd Rohr vollenden.
Geht! schickt den kühnsten Held ohn' dieses in den Streit:
Die Feigheit zielt; er fällt. O weibisch tapfre Zeit!
Jedoch, was brauch' ich viel zu meinem Ruhm zu sagen?
Wer seine Thaten rühmt, will keine größern wagen.
Nur darum seht Ihr mich mit neid'schem Hochmuth an,
Daß ich kein Bürger bin, doch mehr als er gethan.
Ein großes Herz muß sich an keinen Undank kehren.
Beschimpfet Ihr mich gleich und wünscht mich zu entbehren,
Und nennt mich Eures Ruhms gewisses Hinderniß,
Die Strafe wär' zu hart, wann Dücret Euch verließ'.

Er kennet seinen Werth. O, möchtet Ihr ihn kennen
Und ihm der Treue Lohn, Euch zu erretten, gönnen!
Für alle seine Müh, für alle die Gefahr
Verlangt er statt des Danks, man stell' ihn größrer dar.
Für Bern und seinen Schwur wünscht er Glück, Blut und Leben,
Ja, dem dies Alles weicht, die Tugend aufzugeben.
Sie, die nur allzu oft den ihr geweihten Geist
Von großen Thaten ab zu kleinen Scrupeln reißt;
Die selten Helden schafft, doch öfters sie erstickt,
Noch eh der kühnen Faust ein nützlich Laster glücket;
Die sich für Blut entsetzt, auch wann es büßend fließt,
Und der ein Heldenmord die größte Schandthat ist:
Die opfr' ich für Euch auf. Was Ihr abscheulich schätzet,
Das überlaßt nur mir, der sich für nichts entsetzet!
Folgt mir! Geht nicht in Rath, und spart Euch auf die Nacht,
Eh das verlangte Recht Euch ihm verdächtig macht!
Was sollen Recht und Flehn bei einem Wüthrich nützen,
Der seine Laster muß mit neuen Lastern stützen?
Gnug, daß er unbereut, zum Sterben unbeschickt,
Sein Unrecht und den Tod in einem Nu erblickt.

Wyß.

Wahr ist's, wir sind der Welt ein strafend Beispiel schuldig.
Man dient schon halb mit Recht, murrt man blos ungeduldig,
Wagt sich die feige Faust selbst an den Fessel nicht,
Der, wann er brechen soll, mit Blut gebeizt nur bricht.
Laßt, Freunde, länger nicht Euch einen Fremdling treiben
Und in des Miethlings Hand des Staates Wohlfahrt bleiben!
Sein Beispiel schimpfet uns — —

Dücret.

Zwar ist der Schimpf sehr klein,
Doch möcht' er Euch ein Sporn, mich so zu schimpfen, sein!

Richard.

Schweig, Dücret! Gnug, wir sind aus unserm Schlaf erwachet.
Zorn, Rach' und Wuth entbrennt. Du hast sie angefachet.
Dein Ruhm ist Neides werth, und dieser gnüge Dir.
Des Werkes schwerern Theil, den übernehmen wir.
Von uns, von uns nur will sich Bern befreien lassen.
Steh ab! Es möchte Dich statt alles Dankes hassen.
Wir sind uns selbst genug. Es zeige diese Nacht,
Ob uns die Tugend nur zu feigen Bürgern macht,

Ob sie das Rachschwert nie in fromme Hände fasset,
Ob sie des Wüthrichs fluch und seinen Tod doch hasset.
Ihr wißt es, Blut und Glück verbindet mich dem Rath.
Doch Blut und Glück gehört zu allererst dem Staat.
Sein Wink, sein Wohl sei uns die heiligste der Pflichten,
Und soll man Faust und Stahl auf einen Vater richten.
Umsonst hegt ein Tyrann mit mir verwandtes Blut,
Ich thue das an ihm, was er am Staate thut;
Er unterdrückt sein Recht, ich will sein Blut verspritzen.
Flieht von entheiligten, sonst frommen Richtersitzen!
Kommt, Wyß, Fuetter, kommt!

Fuetter.

Wohin, erhitztes Paar?

Richard.

Wohin die Freiheit ruft, in rühmliche Gefahr.
Kommt, lasset nur den Rath noch heute sicher wüthen,
Des künft'gen Morgens Glück soll Alles froh vergüten.

Fuetter.

Hat Dücret doch gesiegt? Und werdet Ihr ihm gleich?
Pflanzt er durch grobe List auch seine Wuth in Euch?
Ihr seid des Haupts nicht werth, das uns der Himmel schenket,
Das nur auf Freiheit sinnt, da Ihr nur Rache denket.
Euch kennet Henzi nicht, und Euch verkenn' auch ich.
Nennt mich nicht Euer Glied; dies Bündniß schimpfte mich.
Geht! raset, mordet nur und stürzet Eure Brüder,
Sind es Tyrannen gleich, mitsammt dem Staate nieder!
Doch wißt, ich werd' es sein, der Euch dem Rath entdeckt
Und Eurer blinden Wuth gewißre Grenzen steckt.
Der Staat versprach in Euch sich edle freie Bürger
Und findet im Voraus leichtsinn'ge Brüder-Würger?
Welch Bubenstück, hebt Ihr die Freiheit also an,
Ist schrecklich gnug, das er von Euch nicht fürchten kann?
Nein, ewig drücke Den der Knechtschaft Schand' und Bürde,
Der seine Freiheit nur zu Lastern brauchen würde!
O Freiheit, welcher Schimpf! o Henzi, welche Qual
Steht Deiner Tugend vor — —

Dücret.

Spar auf ein andermal
Sein unschmackhaftes Lob! Vielleicht wird's bald geschehn,
Daß Ihr ihn unverlarvt, wie ich ihn sah, könnt sehn.

Geschicht es nicht zu spät, so dankt es einzig mir!
Du drohst uns mit Verrath, doch — — zittre selbst dafür!
Vielleicht — — ich zweifle nicht — — Wir sind wohl schon verrathen.

Fuetter.

Ha! Einem Dücret träumt von lauter Missethaten.
Geh nur! steck Andere mit Deinem Mißtraun an.
Wer thäte so was? — — Doch, vielleicht hast Du's gethan?
Du nur — —

Dücret.

Ist das mein Dank, wann ich Euch hinterbringe,
Daß Steiger selbst vielleicht in Eu'r Geheimniß dringe?
Daß ein treuloses Glied den schweren Schwur verlacht
Und Mitgenossen sich, die Ihr nicht kennet, macht;
Daß es mit Jedermann den großen Vorsatz theilet,
Der schon von Haus zu Haus, von Ohr zu Ohren eilet;
Daß es der Strafe trotzt, die es auf den Verrath
Mit Euch selbst festgesetzt, mit Euch beschworen hat.

Richard.

Er trotzt der Strafe! Wie? Wer ist's? Du mußt ihn nennen.
Es soll nur Eines sein, ihn tödten und ihn kennen.
Er soll dem Himmel eh als unsrer Straf' entfliehn.
Wer ist es?

Fuetter.

Wer?

Wyß.

Wer ist's?

Dücret.

Hier kömmt er! strafet ihn!

(Geht ab.)

Andrer Auftritt.

Henzi. Fuetter. Richard. Wyß.

Henzi.

Bin ich noch Euer Freund? — — Bestürzt Euch diese Frage,
So gönnt mir, daß ich Euch als Freund die Wahrheit sage.
Der große Tag ist da, der Bern und Euer Wohl,
Mit Bitten oder Macht, stets billig richten soll.
Doch wünsch' ich, blieb' er nur so lange noch entfernet,
Bis Ihr, was Tugend sei, was Eure Pflicht, gelernet.
Noch kennt Ihr Beides nicht. Und wünschet, frei zu sein?
Wißt, Pflicht und Tugend nur muß dieses Glück verleihn.

Ein Lasterhafter kann zwar ohne Herrscher leben,
Stolz ohne Ketten gehn, vor keinem Richtstuhl beben;
Doch Alles dieses ist der Freiheit kleinster Theil.
Nur gleichgetheilte Sorg' um das gemeine Heil,
Nur fromme Sicherheit, rechtschaffen ungezwungen,
Nicht unbelohnt zu sein und nie zur Lehr' gedrungen,
Der Wahrheit, die man fühlt, nicht die der Priester sehn,
Und für uns sehen will, freimüthig nachzugehn,
Nur unverfälschtes Recht, wenn ärmre Bürger bitten,
Nur ungestörte Wahl gleichgült'ger Mod' und Sitten,
Nur unbeschimpfte Müh, die nicht statt Lohns Genuß
Der Großen faulen Bauch mit sich ernähren muß,
Nur schmeichelhafte Pflicht, fürs Vaterland zu streiten,
Statt eines Königes herrschsücht'gen Eitelkeiten,
Um die ein rasend Schwert eh tausend Bürger frißt,
Als er ein einzig Wort in seinem Titel mißt:
Nur dieses, Freunde, macht der Freiheit schätzbar Wesen,
Für die schon mancher Held den süßen Tod erlesen.
Sagt denn, ob man bei ihr die Tugend missen kann,
Die Ihr so kühn verletzt, als kühner kein Tyrann?
Ist denn der Blutdurst auch zu einer Tugend worden?
Und ist es Bürgerpflicht, die Bürger zu ermorden?
Ein Vorsatz gleicher Art steht nur Rebellen an.
Seid Ihr Rebellen? Wohl! Geht, sucht Euch Euren Mann!
Für Helden hielt ich Euch, die für den Riß sich stellen,
Von diesen ward ich Haupt und kein Haupt von Rebellen.

Richard (spöttisch).

Gewiß ein feiner Griff! hört und bewundert ihn!
Daß man Vorwürfe macht, Vorwürfen zu entfliehn.
Ist denn die Untreu' auch zu einer Tugend worden?
Welch Laster ziert uns mehr, verrathen oder morden?

Henzi.

Was sagst Du? — — Solchen Spott verstehet Henzi nicht.
Ich hör' es allzu wohl, daß Dücret aus Euch spricht.
War's ihm noch nicht genug, ins Laster Euch zu stürzen?
Müßt Ihr auf seinen Trieb auch Henzi's Ehre kürzen?
Scheint Der, der für sich nichts und Alles für den Staat
Und Eure Rechte thut, Euch fähig zum Verrath?
Wie? oder ist bei Euch, wer sich ein Missethäter
Zu werden scheut — — ist der sogleich auch ein Verräther?

Noch reuet mich es nicht, was ich im Zorn gethan.
Der Zorn war tugendhaft. Er stünd' Euch Allen an.
Die unglücksel'ge Roll' riß ich in hundert Stücken.
O, möcht' ein Gleiches mir mit Euren Herzen glücken!
Riss' ich die Wuth heraus, noch eh sie Wurzel schlägt,
Noch weil der seichte Geist der Menschheit Spuren hegt!
Jedoch auch die sind hin. Sonst würdet Ihr erblassen
Und nicht Den, der Euch straft, das, was er strafet, hassen.
Wann Eure Wuth nur Blut, nur Blut der Bürger sucht,
So sucht nur meines erst, der sie und Euch verflucht!
Eh Steiger sterben soll — —

Fuetter.

Was Rolle? Steiger? Sterben? —
Versteht Ihr was hiervon?

Wyß.

Genug, uns zu verderben.
Welch schrecklicher Verdacht dringt mit Gewalt in mich.
Je mehr ich ihn bestreit', je mehr bestärkt er sich.
Hört Ihr, wie Steiger ihm so sehr am Herze lieget — —

Fuetter.

Wie? Zweifl' ich länger noch, ob er, ob Dücret trieget?
Nein, Deine Tugend, Freund, zerstreuet den Verdacht;
Dein Herz ward uns zum Glück, nicht zum Verrath gemacht.
Man malt die Unschuld oft in fürchterlichen Zügen.
Wo nichts zu tadeln ist, ist dennoch Stoff zum Lügen.
Allein erkläre Dich! Wer dürst nach Bürgerblut?
Wir, Deine —?

Henzi.

Güt'ger Gott! So schöpf' ich wieder Muth?
So find' ich noch in Euch die tugendhaften Freunde?
Des Lasters Feinde zwar, doch stets menschliche Feinde.
So war es Dücret nur, der mit verfluchter Hand
Die blut'gen Urthel schrieb, die mich auf Euch entbrannt?
So hab' ich Steiger's mich vergebens angenommen? — — —
Mein Zorn verlöscht so schnell, so schnell er erst entglommen.
Erkennet nun, wie werth mir Eure Tugend ist,
Erkennt es und verzeiht — —

Fuetter.

Ha! welche Teufelslist!
O Freunde! ließen wir so schimpflich uns betriegen? — —
Doch wie? — — Zorn und Verdacht scheint noch in Euch zu siegen?

Seid Ihr noch nicht gewiß, daß Dücret Zwietracht spinnt,
Daß Henzi redlich ist, daß wir verrathen sind?

Richard.

Nicht Der, deß böser Sinn am Unglück sich ergötzet,
Der Redlichkeit und Wort für nichts als Worte schätzet,
Nicht der allein verräth, auch Der, dem Pflicht und Freund
Auf seine Heimlichkeit ein Recht zu haben scheint,
Der aus blöder Begier, sich Alle zu verbinden,
Auch Alle läßt den Weg, uns zu verderben, finden.

Henzi.

Genug! ich höre schon, worauf Dein Eifer geht.
Wahr ist's, ich war zu schwach. Ein Freund hat mich erfleht.
Ich hab' ihm unsern Zweck — —

Fuetter.

Du hast — —

Wyß.

O Lasterthaten!

Henzi.

Hört mich!

Richard.

Wir hören's schon. Wir sind — —

Wyß.

Wir sind verrathen!

Fuetter.

So hast Du Wort und Schwur — —

Henzi.

Die hab' ich nicht verletzt,
Weil Ihr dies neue Glied selbst Eurer würdig schätzt.
Ein Mann von alter Treu', in Glück und Sturm geübet,
Der nur die Tugend mehr als seine Freiheit liebet,
Sonst Alles für sie wagt und für Euch wagen wird — —

Fuetter.

Ja, wenn im Urtheil sich die Freundschaft nie geirrt,
So wär' Dein Fehl vielleicht — —

Wyß.

Kannst Du ihn noch vertreten?

Henzi.

Wer so wie ich gefehlt, Freund, hat es nicht vonnöthen.

Wyß.

Wie? Nicht vonnöthen? Ei, Du tugendhafter Mann,
Der schlechter als ein Weib den Mund regieren kann!

Verführer, was wirst Du uns noch bereden wollen,
Wann Du verrathen willst und wir nicht murren sollen?
„Ein Freund hat mich erfleht!“ O, träfe der Verrath
Nur unser Glücke mehr und weniger den Staat,
So könnte noch Dein Blut für Deinen Frevel büßen,
So wär' er größer nicht, als wir die Strafe wissen.
Doch einem Feind des Staats wär' dies mehr Gnad' als Pein;
Ein Leben voller Schimpf muß seine Strafe sein.
Die Enkel werden Dich noch mit Entsetzen nennen,
Für deren Freiheit wir nun nichts als sterben können.
Denn wer steht uns dafür, daß Dein unwürd'ger Freund
Kein gleicher Schwätzer ist, daß er es treuer meint?

Henzi.

Er selber steht dafür! Jedoch ich seh' ihn kommen,
Und Eurem Vorwurf ist zugleich die Kraft benommen.

Dritter Auftritt.

Wernier und die Vorigen.

Fuetter, Richard, Wyß (zugleich voller Erstaunen).

Wie? Wernier? (Sie umarmen ihn.)

Henzi.

Wie nun? Umarmt Ihr Euren Feind?
Was ändert Euch so schnell? Flieht ihn! Er ist mein Freund!
Flieht ihn, er ist wie ich ein Schwätzer und Verräther,
Ein Feind des freien Staats, ein Schaum der Uebelthäter!
Flieht ihn! Er ist mein Freund; wie wär' er tugendhaft?

Wyß.

O Henzi, quäl uns nicht, wir sind genug gestraft!
Die Tugend haben wir in Dir und ihm gekränket.

Richard.

Sieh, wie man irren kann, wenn man zu eifern denket.
Das Feuer riß uns hin, und mit sich selbst entzweit,
Sieht allezeit die Furcht, was sie zu sehen scheut ꝛc.

Vierundzwanzigster Brief.[1])

An den Herrn F.

Sie müssen Sich nothwendig noch erinnern, wie viel ich jeder Zeit aus den Horazischen Oden und aus ihrem Verfasser, dem Herrn Pastor Lange, gemacht habe. Ich habe ihn allezeit als einen von unsern wichtigsten Dichtern betrachtet[2]) und seiner versprochnen Uebersetzung[3]) des Horaz mit dem unbeschreiblichsten Verlangen entgegengesehen. Endlich ist sie diese Messe erschienen, und meine Begierde hat sie mehr verschlungen als gelesen. Noch habe ich mich von dem Erstaunen, in welches sie mich gesetzt hat, nicht ganz erholt. Aber, guter Gott, wie unterschieden ist dies Erstaunen von dem, welches ich mir versprach! Ein gehofftes Erstaunen über unüberschwängliche Schönheiten hat sich in ein Erstaunen über unüberschwängliche Fehler verwandelt. Gleich der erste Blick, den ich hineinthat, war entsetzlich, und beinahe hätte ich meinen eignen Augen nicht getrauet! Ich fiel auf die 14. Ode des fünften Buchs und las:

Als hätte ich mit dürren Schlund zweihundertmal
Des ew'gen Schlafes Becher durstig getrunken.

Eine gewisse Ahndung ließ mich schnell in den Text sehen, und was glauben Sie, was ich entdeckte?

Pocula Lethaeos ut si ducentia somnos
Arente fauce traxerim,

so sagt Horaz; Herr Lange aber macht aus pocula ducentia somnos, aus schlaferweckenden Bechern, ducenta pocula, zweihundert Becher.[4]) O wahrhaftig, er muß ihrer mehr als zwei-

---

1) Vgl. über diese Kritik die Vorbem. S. 156 ff. — A. d. H.

2) In dem in den Vorbem., S. 158, erwähnten Briefe an Nicolai nennt Lessing freilich die Horazischen Oden frostige Nachahmungen des Horaz; unten, wo er von Lange's „glücklichen" Nachahmungen des lateinischen Dichters spricht, blickt unverkennbar der Spott durch. — A. d. H.

3) Schon in der Vorrede zu seinen Horazischen Oden hatte Lange dieselbe angekündigt. S. Vorbem., S. 157. — A. d. H.

4) Gegen dieses schlimmste aller seiner Versehen sucht Lange in dem Schreiben an den Hamburg. Correspondenten (S. Vorbem., S. 158 f.), abgedruckt in der Ausgabe von Karl Lessing (1785), S. 122 ff., sich in einer Weise zu rechtfertigen, der man nur zu deutlich die Verlegenheit ansieht. Doch ist es allerdings wahr, wenn er behauptet, daß der Fehler schon bemerkt und in den späteren Exemplaren geändert war. In dem von mir benutzten lautet die getadelte Stelle:

„Als hätt' ich mit durstigem und trocknem Schlund
Des ewigen Vergessens Becher getrunken." — A. d. H.

hundert ausgeleeret haben, die ihm das Innerste der Brust so stark mit Vergeßlichkeit der ersten Anfangsgründe erfüllt haben! Ich zeigte diese Stelle sogleich einem Freunde, welcher wie ich und Sie nie aufhören wird, den Horaz zu lesen. Wir wurden einig, vorher das ganze Buch durchzulaufen, ehe wir den Uebersetzer aus einem einzigen Fehler verdammten, welcher allenfalls, wenn er der einzige bliebe, auf die Rechnung der Menschlichkeit zu schreiben sei. Wir thaten es, und siehe, ich bekam dadurch ein Exemplar, welches auf allen Seiten Striche und Kreuze die Menge hatte. Das Resultat dieser Zeichen war dieses, daß Herr Lange, welcher neun Jahre mit dieser Arbeit zugebracht haben will, neun Jahre verloren habe, und daß es etwas Unbegreifliches sei, den Horaz glücklich nachzuahmen, ohne ihn zu verstehen. Es liegt mir und meinem Freunde daran, daß Sie unser Urtheil nicht für übereilt halten. Sie werden uns also schon den Gefallen thun müssen, ein klein Register von Schulschnitzern zu durchlaufen, um Sich Ihrer Kindheit zu erinnern. Ich nenne es ein klein Register, das Sie allenfalls von Ihrem jüngern Bruder, wenn Sie selbst nicht Zeit haben, bis in das Unendliche können vermehren lassen.

1. B. Ode 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Dieses übersetzt Herr Lange:

So rühre ich mit erhabnen Nacken die Sterne.

In meinem Cellario heißt vertex der Scheitel. Ein Wort, das auch zwei Silben hat.

1. B. Ode 2.

Galeae leves heißen dem Herrn Langen leichte Helme; hier müssen es blanke Helme heißen, wie es aus der Quantität der ersten Silbe in leves zu sehen ist. Der Gradus ad Parnassum ist nicht zu verachten!

1. B. Ode 8.

— — — cur olivum
Sanguine viperino
Cautius vitat?

Warum flieht er den Oelzweig doch
Vorsichtiger als Gift der Ottern?

Wenn Horaz gesagt hätte: Olivam, so möchte Herr Lange Recht haben. Olivum aber heißt das Oel, womit sich die Fechter be-

schmierten, damit sie desto schwerer zu fassen wären. Daß aber Horaz dieses Oel und nicht den Oelzweig meint, kann man aus dem, was er ihm entgegensetzt, dem Gifte der Ottern, sehen.

1. B. Ode 11.

Horaz sagt: vina liques. Herr Lange übersetzt: zerlaß den Wein. Was heißt das, den Wein zerlassen? War der Wein gefroren? Vielleicht lernt er es aus einer Stelle des Martial's verstehen, was vina liquare heißt: 9. B. Sinnschr. 3.

Incensura nives Dominae Setina liquantur.

2. B. Ode 1.

Graves Principum amicitiae

heißen unserm Uebersetzer: der wichtige Bund der Großen. Er hätte wenigstens sollen sagen: der schädliche Bund.

2. B. Ode 4.

Cujus octavum trepidavit aetas
Claudere lustrum.

Heißt in der Uebersetzung: mein Alter ist schon mit Zittern zu Vierzig gestiegen. Trepidare kann hier nicht Zittern bedeuten, weil man im 40sten Jahre schwerlich schon zittert. Es heißt nichts als eilen, so wie es Herr Lange selbst an einem andern Orte (3. B. Ode 27, Z. 17) übersetzt hat.*)

2. B. Ode 5.

— — nondum munia comparis
Aequare *(valet)*.

Sie ist noch der Huld des Gatten nicht gewachsen, sagt Herr Lange. Aber wer wird mit ihm von Thieren die edlen Worte Huld und Gatte zu brauchen wagen? Doch wenn

---

*) In der nämlichen Ode hat Herr Lange noch einen andern Fehler gemacht; er übersetzt:

Arsit Atreides medio in triumpho
Virgine rapta,

Erhitzte denn da, selbst mitten in dem Triumphe
— — — nicht die beiden Söhne des Atreus
Die schöne Geraubte?

Die Construction und die Geschichte zeigt ja deutlich, daß hier nur von dem Agamemnon die Rede sei, welcher dem Achill die Briseïs raubt. Und ist es wohl der Sinn des Lateinischen:

Regium certe genus et penates
Moeret iniquos,

wenn Herr Lange übersetzt:

Gewiß, sie beklagt das Unglück fürstlicher Kinder
Und zürnende Götter? — [Zusatz der Ausgabe von 1785.]

auch; Horaz will das gar nicht sagen, was ihn sein Uebersetzer sagen läßt; er bleibt blos in der Metapher vom Joche und spricht: sie kann noch nicht mit der Stärke des Ochsen, welcher neben ihr gespannt ist, ziehen.

2. B. Ode 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem — —

Herr Lange sagt: indem sie den Hals den heißen Küssen entziehet. Allein das ist gleich das Gegentheil von dem, was Horaz sagen will.

3. B. Ode 6.

Horaz sagt von einem verbuhlten Mägdchen in dieser Ode:

— — — neque eligit
Cui donet impermissa raptim
Gaudia, luminibus remotis.

Was ist deutlicher, als daß er durch luminibus remotis sagen will, wenn man die Lichter bei Seite geschafft hat. Der bessere Herr Lange aber giebt es: mit abgewandten Blicke.

3. B. Ode 21.

Sollte man es sich wohl einbilden können, daß Herr Lange prisci Catonis durch Priscus Cato übersetzt? Welcher von den Catonen hat denn Priscus geheißen?

3. B. Ode 27.

Noch ein größerer Fehler!

Uxor invicti Jovis esse nescis —

übersetzt Herr Lange oder Gott weiß welcher Schulknabe, dem er diese Arbeit aufgetragen: Du weist's nicht und bist des großen Jupiter's Gattin!

4. B. Ode 4.

Die vortrefflichste Strophe in dieser Ode hat Herr Lange ganz erbärmlich mißgehandelt. So sieht, sagt der Dichter, das auf fette Weiden erpichte Reh den von der säugenden Brust seiner gelben Mutter verstoßnen Löwen, dessen junger Zahn es zerfleischen soll. — —

Qualemve laetis caprea pascuis
Intenta, fulvae matris ab ubere
Jam lacte depulsum leonem
Dente novo peritura vidit.

Man sehe nun, was der Uebersetzer für ein elendes Gewäsche daraus gemacht hat.

— — — — Und wie Ziegen,
Mit froher Weid' allein beschäftigt, den Löwen,
Von Milch und Brust der gelben Mutter vertrieben,
Sehn und den Tod von jungen Ziegen wahrnehmen.

Und also heißt Dente novo von jungen Ziegen?[1])

5. B. Ode 11.

Desinet imparibus
Certare summotus pudor

Hier übersetzt Herr Lange imparibus durch nichtswürdige, da es doch offenbar ist, daß der Dichter solche versteht, welchen er nicht gewachsen ist; der 16. und 17. Vers dieser Ode zeigt es deutlich.

Bedanken Sie Sich ja, daß ich nicht freigebiger gegen Sie mit solchen Sächelchen bin. Ich glaube aber, dieses Wenige ist schon hinlänglich, über einen Mann den Kopf zu schütteln, welcher in der Vorrede recht darauf trotzet, daß er nichts als eine wörtliche und treue Uebersetzung habe liefern wollen.[2]) Ob sie stark, ob sie poetisch, ob sie rein sei, ob sie sonst eine andere Vollkommenheit besitze, das mögen Andre entscheiden. Ich wenigstens wüßte nicht, wo ich sie finden sollte. Ich bin rc. W * * 1752.

Fünfundzwanzigster Brief.[3])

An den Herrn Fa * *.

Ei, mein Herr! wie kommen Sie darzu, mir einen solchen Strafbrief zu schreiben und mir so bittre Wahrheiten zu sagen?

1) Hier hat Lessing sich zu ungerechtem Tadel fortreißen lassen. Ziegen ist offenbar nichts als Druckfehler für Zähne, wie Lange mit Recht, a. a. O. S. 145, ihm entgegenhielt, und wie am Schlusse der Uebersetzung obenein angegeben war. Im Vademecum geht daher L. wieder zu weit, wenn er von dem Vorwande eines Druckfehlers spricht. — A. d. H.

2) „Meine Uebersetzung ist der Bemühung eines getreuen Malers zu vergleichen, der das Urbild, so gut er kann, genau nachzeichnet und nicht die Freiheit hat, den geringsten Strich zu ändern," sagt Lange, und mit dieser wörtlichen Genauigkeit rechtfertigt er denn weiterhin ausführlich seine Abweichungen von der gewöhnlichen Wortfügung, von dem reinen, fließenden, zierlichen Ausdruck u. A. — A. d. H.

3) Vgl. über die Entstehung dieses Briefes die Vorbem., S. 159 ff. — A. d. H.

Es ist wahr, daß ich eine allgemeine Kritik des Jöcher'schen Gelehrten-Lexikons unter Händen habe; es ist wahr, daß schon wirklich einige Bogen davon gedruckt sind. Allein was für Grund haben Sie, an meiner Bescheidenheit zu zweifeln? Was für Grund haben Sie, mich mit einem Dunkel oder Hauber[1]) zu vermengen? Wann ich Ihnen nun sagte, daß der Herr D. Jöcher selbst in Ansehung des Vortrags mit mir zufrieden ist, und daß er die falschen Nachrichten, die man auch ihm davon hat hinterbringen wollen, nichts weniger als gegründet befunden hat? Wann ich Ihnen nun sagte, daß ich durchaus nicht Willens sei, nach dem Exempel genannter Herren einen Zusammenschreiber ohne Prüfung abzugeben? Wann ich nun hinzufügte, daß ich nichts weniger als jenes große Werk zu vermehren suche, sondern blos nach meinen Kräften die unzähligen Fehler darinne vermindern wolle? Was würden Sie alsdenn sagen? Nicht wahr, wenn ich Ihnen Alles dieses beweise, so werden Sie Sich schämen, einen so übeln Begriff von mir gehabt zu haben? Und wie soll ich es Ihnen besser beweisen, als daß ich eine kleine Lage beilege und Sie mit eignen Augen sehen lassen? Wenn Sie alsdann anfangen werden, von mir besser zu urtheilen, so will ich noch dieses hinzusetzen, daß vor der Hand meine Arbeit liegen bleibt, und daß ich das Verlangen des Herrn D. Jöcher's billig gefunden habe, ihm meine Anmerkungen zu den Supplementbänden zu überlassen. Leben Sie wohl! Ich bin rc. W** 1752.

Abaris.

Der Ausspruch des Apollo wird ganz verfälscht angeführt.* Ist es Plutarch, der das Wunderbare, welches man von diesem scythischen Weisen erzählt, für Fabeln gehalten?†

* „Abaris," erzählt der Herr D. J., „wurde von seinen Landsleuten, welche die Pest hart beschwerte, nach Athen abgeschickt, weil Apollo den Ausspruch gethan, daß sie nicht eher aufhören würde, bis die Athenienser ihm deswegen für die Hyperboreer ein Gelübde gethan hätten." Ich weiß nicht, wem der Herr Doctor hier nachgegangen ist; das weiß ich, daß er dem Harpokration hätte nachgehen sollen, welcher von den Alten der

1) Joh. Gottl. Wilh. Dunkel, Historisch kritische Nachrichten von verstorbenen Gelehrten und deren Schriften, Köthen 1753—60. 3 Bände. — Chr. Hauber, Beitrag zum Jöcher'schen Gelehrten-Lexikon. Kopenhagen 1753. — A. d. H.

Einzige ist, der diesen Umstand erzählt. *Λοιμου δε φασι*, heißt es gleich im Anfange seines Wörterbuchs, *κατα πασαν την οἰκουμενην γεγονοτος, ἀνειλεν ὁ Ἀπολλων μαντευομενος Ἑλλησι και Βαρβαροις, τον των Ἀθηναιων δημον ὑπερ παντων εὐχας ποιησασθαι. Πρεσβευομενων δε πολλων ἐθνων προς αὐτους, και Ἀβαριν ἐξ Ὑπερβορεων πρεσβευτην ἀφικεσθαι λεγουσιν.* Die Pest also, welche über die ganze bewohnte Welt soll gegangen sein, schränkt der Herr Doctor auf die einzige hyperboreische Gegend ein; und das Gelübde, welches Apollo von den Athenienſern für alle Völker, sowohl Griechen als Barbaren, gefordert, läßt er allein auf die Landsleute des Abaris gehen. Ich für mein Theil würde diese Stelle auch nur Denen zu Gefallen recht treulich übersetzt haben, welche gerne so viel glauben, als nur immer möglich sein will. Eine allgemeine Pest würde für sie eine Kleinigkeit gewesen sein.

† Ich frage, und ich werde allezeit nur fragen, so oft ich noch eine Möglichkeit sehe, daß der Herr Doctor Recht haben könnte. Ich habe die Stelle, wo Plutarch das, was von dem Pfeile des Abaris und von seinen Orakeln erzählt wird, für ein Gedichte halten soll, vergebens gesucht. So lange also, bis man mir sie zeigen wird, werde ich glauben, daß der Herr D. anstatt Plutarch Herodotus habe schreiben wollen, weil er ohne Zweifel bei dem Bayle gelesen: On en debitoit tant de choses fabuleuses, qu'il semble qu'Herodote même se fit un scrupule de les raporter — — — Il se contenta de dire, qu'on disoit que ce barbare etc. Doch auch alsdann würde er zu tadeln sein, weil er die Behutsamkeit und das Stillschweigen des Herodotus für eine ausdrückliche Leugnung ausgegeben hätte.

Abaucas.

Eigentlich gehört dieser Mann gar nicht in ein Gelehrten-Lexikon.* Doch gesetzt, so muß er Abauchas und nicht Abaucas geschrieben werden.** Er ist kein arabischer Philosoph.† Den Lucian hat man schlecht angeführt und noch schlechter verstanden.††

* Denn was für Recht hat er auf eine Stelle darinne? Ist es genug, eine tugendhafte That zu begehen, einen artigen Ausspruch zu thun, um in die Rolle der Gelehrten zu kommen? Aber er ist ein arabischer Philosoph. Das ist eben ein

ganz besondrer Fehler: man sehe die Note †. Wenigstens ist seine Handlung eines Gelehrten sehr würdig. Vollkommen; ob sich gleich Keiner die Mühe jemals nehmen wird, ihm gleich zu kommen. Wann aber das Gelehrten-Lexikon zugleich ein Exempelschatz sein soll, warum findet man nicht ebensowohl einen Sisinnes, einen Belitta, einen Dandamis, einen Demetrius, einen Zenothemis darinne? Was hat Abauchas für ein Vorrecht? Doch, mit einem Worte, Abauchas so gut wie die Uebrigen, die ich genannt habe, und noch Mehrere sind Namen, und Keiner von ihnen wahrscheinlicher Weise hat jemals existirt. Wie viel Millionen Menschen würden in der Welt mehr gewesen sein, wenn man die Namen der Moralisten realisiren wollte?

** Die Ursache sieht ein Jeder ein, wenn ich ihm sage, daß ihn Lucian Αβαυχας und nicht Αβαυκας nennt.

† Je mehr ich herumsinne, je weniger begreife ich es, wie man den Abauchas zu einem arabischen Philosophen hat machen können. Lucian ist der Einzige, welcher seiner gedenkt, oder vielmehr Lucian ist sein Schöpfer und machte aus ihm nichts als einen Scythen. Die Gelegenheit ist diese. Er führt einen Griechen mit Namen Mnesippus und einen Scythen mit Namen Toxaris auf, welche er von dem Vorzuge ihrer Nationen in Beobachtung der Pflichten der Freundschaft streiten läßt. Er läßt sie eins werden, daß Jeder fünf Beispiele aus seinem Volk erzählen will, deren Vorzüglichkeit ihren Streit entscheiden soll. Der Grieche fängt an, fünf Paar griechischer Freunde aufzuführen; der Scythe folgt, und unter seinen Geschichten ist die Geschichte des Abauchas die letzte. Ist es also möglich, daß Abauchas ein Araber sein kann? Oder ist vielleicht Arabien eine Provinz in Scythien? Auch nicht einmal ein Philosoph ist er; denn wo giebt ihm Lucian diesen Titel? Wollte man ihn aber seiner freundschaftlichen Handlung wegen also nennen, so würde man der Philosophen in Scythien beinahe so viele machen, als Scythen selbst gewesen sind, wenigstens nach dem Zeugnisse des Lucian's; wenn anders ein Satirenschreiber bei historischen Wahrheiten ein Zeuge sein kann. Seine Absicht war weiter keine, als auf eine angenehme Art zu lehren, wie weit die wahre Freundschaft gehen müsse, und was sie für ein weißer Rabe nach den vollkommnen Begriffen, die man sich davon zu machen habe, sei. Diese konnte er ebensowohl durch erdichtete als durch

wahre Beispiele erreichen. So lange man mir es also nicht durch das Zeugniß eines Geschichtschreibers beweisen kann, daß ein Abauchas wirklich in der Welt gewesen sei, so lange wird man mir es vergönnen, daß ich dem menschlichen Geschlechte diese Zierde abspreche und glaube, Lucian habe eben das gethan, was noch heute die Sittenlehrer thun, wenn sie zeigen wollen, nicht wie die Freunde sind, sondern wie sie sein sollten. Wenigstens hoffe ich nicht, daß mir Jemand einwenden werde, Lucian lasse ausdrücklich den Scythen bei Wind und Schwert schwören, daß er nichts als wahre Fälle erzählen wolle.

†† Man sage mir, kann man nachlässiger citiren als: Lucianus dialog? Man erwidre nicht: der Gegenstand selbst zeige es leicht, daß man kein ander Gespräch des Lucian's als sein Gespräch von der Freundschaft, Toxaris, meinen könne. Derjenige, welcher es schon weiß, daß Lucian ein dergleichen Gespräch geschrieben hat, kann die Citation ganz und gar entbehren. Doch es möchte citirt sein, wie es wollte, wenn nur der richtige Verstand nichts gelitten hätte. „Er wollte," sagt das Gelehrten-Lexikon, „lieber seinen Freund aus dem Feuer erretten als seine Frau und seine zwei Kinder, von denen das eine nur sieben Jahr alt, das andere aber noch ein Säugling war. Das letztere (der Säugling) kam mit seiner Mutter davon; das erste aber mußte in den Flammen sein Leben einbüßen." Man vergleiche dieses mit den Worten des Lucian's: ἀνεγρομενος ὁ Αβαυχας, καταλιπων τα παιδια κλαυθμυριζομενα, και την γυναικα ἐκκρεμαμενην ἀποσεισαμενος, και σωζειν αὑτην παρακελευσαμενος, ἀραμενος τον ἑταιρον, κατηλθε και ἐφθη διεκπεσας, καθο μηδεπω τελεως ἀπεκεκαυτο ὑπο του πυρος. ἡ γυνη δε, φερουσα το βρεφος, εἱπετο, ἀκολουθειν κελευσασα και την κορην. ἡ δε ἡμιφλεκτος, αφεισα το παιδιον ἐκ της ἀγκαλης, μολις διεπηδησε την φλογα, και ἡ παις συν αὑτη παρα μικρον ἐλθουσα κακεινη ἀποθανειν. Die Frau, sagt Lucian, sei mit dem Kinde auf dem Arme dem Manne gefolgt und habe dem Mägdchen ihr nachzufolgen befohlen. Halb verbrannt, habe sie das Kind fallen lassen und sich kaum aus der Flamme retten können; und auch das Mägdchen habe beinahe das Leben einbüßen müssen. Hier ist das Mägdchen oder das Kind von 7 Jahren, welches der Herr D. Jöcher verbrennen läßt, glücklich gerettet. Für den Säugling aber ist mir bange,

denn der ist der Mutter aus den Armen gefallen. Doch auch dieser scheinet nicht umgekommen zu sein, wann ich anders die folgende Worte des Abauchas recht verstehe: *ἀλλα παιδας μεν, ἐφη, και αὐϑις ποιησασϑαι μοι ῥαδιον, και ἀδηλον εἰ ἀγαϑοι ἐσονται οὑτοι. Φιλον δε οὐκ ἀν εὑροιμι ἀλλον ἐν πολλῳ χρονῳ τοιουτον, οἱος Γυνδανης* (so hieß der aus dem Feuer gerettete Freund) *ἐστι, πειραν μοι πολλην της εὐνοιας παρεσχημενος.* In den Worten *ἀδηλον εἰ ἀγαϑοι ἐσονται οὑτοι* scheint mir die glückliche Entkommung beider Kinder zu liegen. Man sehe übrigens, wie entkräftet auch diese Stelle in der Uebersetzung des GL. klingt: „Ich könnte wohl andere Kinder bekommen, aber einen dergleichen Freund würde ich niemalen wieder gefunden haben.“

George Abbot.

„Dieser Abbot,“ sagt Herr D. Jöcher, „verursachte sonderlich durch seine Schärfe gegen die Nonconformisten, daß sich Viele über ihn beschwerten.“ Gleich das erste Mal, da mir diese Stelle ins Gesicht fiel, schien mir es ein Wenig seltsam, daß man einem Erzbischof die Strenge gegen die Feinde seines Ansehens und seiner Kirche habe verdenken können. Nimmermehr aber hätte ich mir das träumen lassen, was ich hernach fand, daß man nämlich die deutlichen Worte des Bayle, worinne dem Abbot gleich das Gegentheil Schuld gegeben wird, so sehr habe verfälschen können. Hier sind sie: La severité qu'il avoit pour les Ministres subalternes et sa *connivence* sur la propagation des Nonconformistes, etoient deux choses qui faisoient parler contre lui. Was connivence heiße, ist auch Leuten bekannt, welche kein Französisch verstehen. Alles, was man zu seiner Entschuldigung vorbringen kann, ist die Nachbarschaft des Worts severité. Aber wer wird mit halben Augen lesen? Ich würde menschlich genug sein und glauben, seine eilende Feder habe für Schärfe Nachsicht schreiben wollen, wenn er nicht gleich drauf fortführe: „Bei dem König Jacob I. machte er sich verhaßt, weil er die Heirath des Prinzen von Wallis mit der Infantin von Spanien nicht billigen, sondern die Gesetze wider die Nonconformisten nach der Strenge exerciren wollte.“ Außer der Wiederholung eines Fehlers begeht der Herr Doctor noch einen neuen. In was für einer Verbindung stehen diese Heirath und die Nonconformisten? Hätte Abbot gegen diese nicht nach der Strenge verfahren können, wenn er in jene gewilliget hätte? Kurz, ich kann hierbei gar nichts denken.

In der Note * zwei Kleinigkeiten, die man etwas genauer hätte angeben können.

* Unter seinen Schriften, heißt es, sind die vornehmsten: — — *Quaestiones theologicae* — — Lieber gar keinen Titel angeführt, als ihn so angeführt, daß man mehr dabei denken kann, als man soll. Weil das Werk selbst rar ist, so will ich ihn ganz hersetzen: Quaestiones sex, 1) de mendacio, 2) de circumcisione et baptismo, 3) de astrologia, 4) de praesentia in cultu idololatrico, 5) de fuga in persecutione, 6) an Deus sit autor peccati: totidem praelectionibus in schola theologica Oxoniensi disputatae anno 1597, in quibus e sacra scriptura et Patribus quid statuendum sit definitur. Per Georg. Abbatum. Oxoniae 1598. in 4. Ferner ein Tractat von der sichtbaren Kirche. Die wahre Aufschrift heißt: Von der beständigen Sichtbarkeit der wahren Kirche. Der Herr D. Jöcher ist ein zu großer Theolog, als daß er nicht zugeben sollte, daß dieser Titel etwas ganz Anders denken lasse als der seinige.

Abraham Usque.

Der Herr Doctor bekennt es selbst, daß die rabbinischen Artikel sehr schlecht gerathen sind, und verspricht, in den Supplementen auf die Verbesserung derselben Fleiß zu wenden. Es war also billig, daß ich mir es gleich von Anfange vornahm, dasjenige zu übergehen, was der Herr Verfasser seiner eignen Feile vorzubehalten für gut befunden hat. Nur bei diesem einzigen Artikel, weil er in die spanische Literatur mit einschlägt, erlaube man mir eine kleine Ausnahme. Meine Erinnerungen sind folgende. 1) Es ist wahr, daß wir diesem Abraham den Druck der spanischen Ferrarischen Bibel zu danken haben; doch hätte man die Einschränkung nicht vergessen sollen, daß es nur von derjenigen Ausgabe zu verstehen sei, welche dem Gebrauche der Christen bestimmt war. Die Ausgabe zum Nutzen der Juden hat Duarte Pinel gedruckt. Beide sind von einem Jahre. 2) Daß sie zum andern Male 1630 in Holland sei gedruckt worden, ist ein offenbarer Fehler. Diese Ausgabe ist die dritte, wo nicht gar die vierte; die zweite aber ist 5371 (1611) zu Amsterdam in Folio gedruckt worden. Die zwei Ausgaben nach der von 1630 sind von 5406 (1646) und von 5421 (1661), welcher ich unten* gedenken will. 3) Bei den Worten: Man hat angemerkt, daß die An. 1546 zu Constantinopel gedruckte spanische Bibel auch

nicht in einem Worte von dieser unterschieden sei, habe ich zu erinnern: a) Eine spanische Bibel ist niemals zu Constantinopel gedruckt worden, sondern nur der Pentateuchus. b) Und auch dieser ist nicht 1546, sondern 5307, welches das Jahr 1547 ist, herausgekommen. c) Wolf sagt *fere* ad verbum repetita est. d) Wenn man aus dem le Long, welcher die Vergleichung zwischen diesem zu Constantinopel gedruckten spanischen Pentateucho und der Ferrarischen Uebersetzung angestellt hat und aus dem Wolf etwa schließen will, daß also die erste spanische Uebersetzung eines Stücks der Bibel zu Constantinopel herausgekommen sei, so wird man sich irren; denn eben dieser spanische Pentateuchus ist schon 5257 (1497) in Venedig gedruckt worden.

* Der Titel ist dieser: Biblia en lengua española traduzida palabra por palabra de la verdad Hebrayca por muy excelentes letrados. Vista y examinada por el officio de la Inquisition. Con privilegio del illustrissimo Señor Duque de Ferrara. Ya ora de nuevo corregida en casa de Joseph Athias y por su orden impresa. En Amsterdam Ao. 5421. in 8. Aus der Vorrede, welche Joseph Athias dieser Ausgabe vorgesetzt, sieht man, daß der Rabbi Samuel de Cazeres die Besorgung davon gehabt habe. Er hat sie nicht nur von allen Druckfehlern der vorigen Ausgabe befreiet, sondern auch die schweren und ungewöhnlichen Wörter und allzu harten Wortfügungen ausgemerzt und bei den dunkeln Stellen einige kleine Erklärungen eingeschaltet, welche von dem Texte durch ( ) abgesondert sind. Auf diese Ausgabe darf man es also nicht ziehen, wann das GL. sagt: „Sie ist von Wort zu Wort nach dem hebräischen Text gegeben, welches denn sehr schwer und dunkel zu verstehen; zumal, da es in einer ungebräuchlichen spanischen Redensart, die meistens nur in den Synagogen üblich, übersetzt ist.“ (Man bemerke hier im Vorbeigehen einen schönen deutschen Ausdruck: es ist dunkel zu verstehen.) Ich sollte vielmehr meinen, daß ein Theologe nur dieser Bibel zu Gefallen Spanisch lernen müßte, indem die größten Gelehrten darinne übereinkommen, daß keine einzige andere Uebersetzung die natürliche und erste Bedeutung der hebräischen Worte so genau ausdrückt als diese. (CASP. LINDENBERGERI *Epist. de non contemnendis ex lingua hispanica utilitatibus theologicis* in den *Novis Literariis maris Baltici A.* 1702.) Von dem Sa-

muel de Cazeres muß ich noch gedenken, daß das GL. dieser seiner Arbeit auf eine sehr unverständliche und unvollständige Art erwähnet, wenn es in dem Buchstaben C weiter nichts von ihm sagt, als: „Ein spanischer Rabbi in der andern Hälfte des 17ten Seculi hat die Bibel, ins Spanische übersetzt, zu Amsterdam 1661 in 8. edirt.“ Auch der Artikel des obigen J. Athias ist sehr trocken. Man gedenkt blos seiner zwei hebräischen Auflagen der Bibel, und auch dabei wird Leusdenius sowohl als die Vertheidigung des Athias gegen den Maresius vergessen. Das Geschenke der Generalstaaten würde weniger befremden, wenn man dazugesetzet hätte: für die an sie gerichtete Dedication der spanischen Bibel. Seine Ausgaben der deutschen, englischen und der gedachten spanischen Bibel hätten ebenso wenig sollen übergangen werden als die Art seines Todes. Sonst darf man sich in den spanischen Biblen der Juden über das häufig vorkommende A. nicht wundern. Es ist ihre Gewohnheit, den vierbuchstäbigen Namen des Höchsten nicht anders auszudrücken.

Johannes Abrenethius.

Von diesem Manne weiß das GL. weiter nichts als: hat 1654 eine geistliche Seelenarzenei und von der Krankheit der Seelen zu Hanau edirt. Wenn man nur wenigstens noch gesagt hätte, ob er ein Franzose oder ein Russe, ein Spanier oder ein Wende gewesen wäre. Doch wenn er sein Buch deutsch und zwar zu Hanau herausgegeben hat, so wird er wohl ein Deutscher sein. Gefehlt! Er ist ein Engländer, und das von ihm angeführte Buch ist nichts als eine Uebersetzung desjenigen, welches 1615 in London unter dem Titel a christian and heavenly treatise containing physicke for the soul herausgekommen ist.

Laurentius Abstemius.

Es ist verdrüßlich, wenn man dasjenige noch einmal anmerken soll, was man bei dem Bayle schon angemerkt findet. Er hat, sagt der Herr D. Jöcher, dem Herzoge Guido Ubaldus einige Bücher obscurorum locorum zugeschrieben. Es sind nicht einige Bücher, sondern ein einziges und noch dazu ein sehr kleines, wie es Abstemius selbst in der Zueignungsschrift zu seinem Hekatomythion sagt. Sonst hat er auch annotationes in obscura loca veterum geschrieben, von denen

ein Stück in GRUTERI Thesauro critico stehet. Diese sind mit dem vorhergehenden Buche obscurorum locorum einerlei und hätten also unter einem andern Titel gar nicht dürfen wiederholet werden. Der Auszug daraus steht in dem ersten Theile des gedachten Thesauri, wo man an dem Rande diese Anmerkung des Gruterus findet: ex libro obscurorum locorum, Venetiis in 4. Urbini Grammaticam docuit et Bibliothecae Guidi Ubaldi Urbini ducis praeerat. Valla in illum invectus, qui in omnes stylum amarulentum strinxit adeoque fere in Christum. Von seinen Fabeln giebt weder Jöcher noch Bayle noch Gesner eine ältere Ausgabe an, als die von 1522 in Straßburg. Nevelet, wie Bayle anmerkt, hat sich noch einer jüngern bedient. Ich habe eine weit ältere vor mir, welche aber nur das erste Hundert enthält und zu Venedig 1499 in 4. unter der Aufschrift: Fabulae per latinissimum virum LAURENTIUM ABSTEMIUM nuper compositae gedruckt ist. Diesen sind 30 Fabeln des Aesopus, aus dem Griechischen durch den Laurentius Valla übersetzt, beigefügt. Ich nenne diese letztern deswegen ausdrücklich mit, um den Zweifel des de la Monnoie zu bestärken, den er bei der obigen Randnote des Gruterus hat, daß nämlich Laurentius Valla diesen Abstemius sehr unhöflich durchgezogen habe. Würde es wohl Abstemius, welcher damals noch lebte, oder würden es seine Freunde, die diese Ausgabe besorgt, zugegeben haben, daß man seinen Fabeln einige kahle Uebersetzungen seines Feindes mit so vielen Lobsprüchen, als sie daselbst bekommen, beifügen dürfe?

Abudacnus.

Seine historia Jacobitarum ist zu Oxford 1675 nicht in 12. sondern in 4. gedruckt worden. Herr Clement sagt zwar auch in 12.; doch Beide berufen sich auf den Herrn von Seelen, ohne diese erste Ausgabe vielleicht jemals gesehen zu haben. Herr Clement setzt noch hinzu: pag. 75. und nennt es gleichwohl un petit traité, qui ne remplit que quatre feuilles. Hier hat er sich also noch dazu verrechnet; denn wenn es vier Bogen stark und dennoch in 12. sein sollte, so müßte es ja 96 und nicht 75 Seiten haben. Doch wie gesagt, es ist in Quart und nimmt nicht mehr als 30 Seiten, ohne das Titelblatt und zwei Blätter Vorrede, ein. Uebrigens aber hüte man sich, die Geschichte der Jacobiten für das einzige Werk des Abudacnus zu halten. Außer den Schriften, die er im Manuscripte hinterlassen hat, und worunter sonderlich

die arabische Grammatik gehöret, welche in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien aufbehalten wird (LAMBECIUS Tom. I. Comment., S. 176), hat man noch von ihm Speculum hebraicum, gedruckt zu Löwen 1615. Daß er in Löwen Professor der orientalischen Sprachen gewesen sei, ist ausgemacht. Der Herr D. Jöcher hätte also das soll und nach Einiger Meinung ersparen können. Abraham Scultetus in seiner Lebensbeschreibung gedenkt seiner; desgleichen auch Eryc. Puteanus in dem 59ten Briefe des ersten Hunderts. Diese beiden Stellen habe ich den monatlichen Unterredungen des Herrn Tenzel's zu danken, nach dessen Vermuthung der damalige Bischof Johann Fell die Ausgabe der Geschichte der Jacobiten soll besorgt haben.

Donat Acciajoli.

Er ist kein Plagiarius.* Er ist es nicht, welcher des Nic. Acciajoli Leben in das Italienische übersetzt hat.** Dieses Leben hat kein Palearius, sondern Matth. Palmerius geschrieben.*** Die Lebensbeschreibungen aus dem Plutarch hat er nicht italienisch übersetzt. Bei Gelegenheit dieser Lebensbeschreibungen noch eine Unrichtigkeit. † Eines von seinen Werken, welches das geringste nicht ist, hätte man nicht vergessen sollen. †† Ein Umstand von ihm, welcher vielleicht der bekannteste nicht ist. †††

* Wenn wird man aufhören, einen ehrlichen Mann der Nachwelt mit einem Schandflecke abzumalen, den ihm die Gelehrtesten längst abgewischt haben? Doch was pflanzt man lieber fort als Beschuldigungen? Simon Simonius war der Erste, welcher dem guten Acciajoli (epist. dedicat. comm. in lib. I. Eth. Nicom.) das Plagium gegen seinen Lehrer Schuld zu geben schien. Naude, welcher vielen Gelehrten ihren guten Namen wiedergegeben und vielen andern genommen hat, wiederholte diese Beschuldigung als eine Gewißheit. Voßius zweifelte daran, und Conring widerlegte sie, und zwar durch Anführung einer Stelle, wo es Acciajoli selbst gestehet, daß er die Vorlesungen seines Lehrers mit seiner Arbeit verbunden habe. Alles dieses erzählt Bayle weitläuftig. Was hilft es aber, daß billige Richter einen Ausspruch thun, wenn man dennoch die schimpflichen Vorwürfe der Ankläger fortdauern läßt? Wenn es nun Jemanden einkäme, aus dem GL. die Exempel undankbarer Schüler zu sammeln, wie es denn schon zu vielen solchen schönen Sammlungen Gelegenheit

gegeben hat: würde der Herr D. Jöcher nicht an der Beschimpfung dieses ehrlichen Italieners Schuld sein? Hätte man ihm aber ja einen gelehrten Diebstahl vorwerfen wollen, so würde man mit wenig Mühe einen andern haben finden können, dessen weder Bayle, noch sonst ein Kritikus gedenkt, und weswegen ihn noch Niemand ausdrücklich vertheidigt hat. Ich ziele hiermit auf das, was Friedrich Bessel in der Vorrede zu seinen animadvers. ad Eginhartum sagt: Circumfertur Caroli M. vita, quam in Hagiologiam suam transtulit GEORGIUS WICELIUS, ratus antiqui alicujus esse scriptoris, aut plane a Plutarcho conceptam, quo nomine risum movit Vossio; sed genuinus ejus autor est DONATUS ACCIAJOLUS qui et ipse Eginhartum *fere exscribit* etc. Ich bin jetzo nicht im Stande, die Arbeit des Eginhartus mit der Arbeit des Acciajolus zu vergleichen, weil ich die letztere hier nicht bei der Hand habe; ich bin aber von seiner Ehrlichkeit so überzeugt, daß ich gleich im Voraus das Urtheil des Herrn Hofrath Buder's unterschreiben will, welcher in seiner Bibl. hist. selecta auf der 895. S. sagt: Vitam Caroli M. DONATUS quoque ACCIAJOLUS Florentinus, compto stilo composuit, secutus quidem saepe Eginhartum, habet tamen quae vel apud hunc minime, vel paulo aliter expressa inveniuntur.

** Wenn man sich nur ein klein Wenig näher um den Uebersetzer der Lebensbeschreibung des Nic. Acciajoli hätte bekümmern wollen, so würde man gefunden haben, daß er zwar mit unserm Acciajoli gleichen Namen führe, daß er aber wenigstens hundert Jahre nach ihm gelebt habe und ein Rhodiser Ritter gewesen sei. Was aber das Vorgeben, als ob dieser Acciajoli der Uebersetzer dieser Lebensbeschreibung sei, am Allerlächerlichsten macht, ist dieses, daß in dem Anhange derselben, welcher von der Familie des Acciajoli handelt, sein eignes Leben nebst seinem Tode erzählt wird.

*** Daß kein Palearius der Verfasser gedachter Lebensbeschreibung ist, kann ich nicht besser beweisen, als wenn ich den Titel derselben aus dem XIII. Tome der Scriptor. rer. ital. des Muratori hersetze: Matthiae Palmerii de vita et rebus gestis Nicolai Acciajoli, Florentini, Magnae Apuliae Senescalli ab anno 1310—1366. Ob ich mich aber oder der Herr D. Jöcher richtiger auf diese Sammlung berufen, werden Sie sehen, die sie selbst nachschlagen können. Die gedachte

italienische Uebersetzung dieser Lebensbeschreibung ist schon 1588 an das Licht getreten; und damals, als der Herr de la Monnoie bei dem Bayle derselben gedenkt, war es wahr, daß das lateinische Original, wie er sagt, noch nicht im Druck erschienen sei. Man hat es nicht eher als in dem angeführten 13ten Tome des Muratori, welcher 1728 herauskam, zu sehen bekommen.

† Ich glaube es selbst nicht, daß der Herr D. Jöcher dieses habe sagen wollen, gleichwohl aber sagt er es, und daran ist nichts Schuld als seine verworrene Schreibart, welche gar zu viele und noch dazu verschiedene Sachen in einen Perioden bringen will. Er hat, sagt er, die vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibalis, Scipionis, Alcibiadis und Demetrii aus dem Griechischen, ingleichen — ins Italienische übersetzt. Ich habe diese Lebensbeschreibungen selbst niemals gesehen; Jovius aber sagt es ausdrücklich, daß sie lateinisch sind. Wem diese Unrichtigkeit zu geringe scheint, dem will ich eine vielleicht größere in eben den angeführten Worten zeigen. Die vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibalis und Scipionis. Hat es der Herr Doctor nicht bei dem Placcius und Bayle gelesen, daß Acciajoli diese beiden Stücke dem Plutarch müsse untergeschoben haben, weil man die Urschrift in seinen Werken nicht findet? Will man aber sagen, er könne wohl eine Handschrift besessen haben, die vollständiger gewesen wäre als unsre jetzigen Abdrücke, so ist auch hierauf die Antwort leicht. Das Verzeichniß nämlich, welches Lamprias, der Sohn des Plutarch's, von den Schriften seines Vaters aufgesetzt, zeigt es augenscheinlich, daß Plutarch wenigstens niemals eine Lebensbeschreibung des Hannibal's verfertiget hat. Dieses Verzeichniß hat Höschelius, der es von dem Andreas Schottus bekommen hatte, zuerst ans Licht gebracht; und wie wohl sagt er in seinem Briefe an den Raphelengius davon: Id genus indices cui usui sunt non nescis. ψευδεπιγραφα multa produnt; de amissis et latitantibus erudiunt. Wenn man hieraus schließen will, daß also Acciajoli, gesetzt, daß er auch kein Plagiarius gewesen ist, gleichwohl ein gelehrter Betrieger gewesen sei, so kann man sich gleichwohl noch übereilen. Vielleicht hat er es selbst zugestanden, daß er in diesen beiden Lebensbeschreibungen den Plutarch nur nachgeahmt, nicht aber übersetzt habe.

†† Ich meine nämlich seine italienische Uebersetzung der Florentinischen Geschichte des Leon. Bruni, welche drei Jahre nach seinem Tode in Venedig unter folgendem Titel ist gedruckt worden: Storia Fiorentina tradotta in volgare per DONATO ACCIAJOLI. Impressa in Vinegia per lo diligente huomo maestro JACOMO DI ROSSI, de natione Gallo. 1476 in Folio. Der Herr Clement hat sowohl diese als eine neuere Edition von 1561 mit der Fortsetzung und den Anmerkungen des Franciscus Sansovini angeführt und rechnet beide unter die seltnen Werke.

††† Daß Acciajoli seiner Vaterstadt wichtige Dienste geleistet, findet man bei dem Bayle; daß ihm aber seine Dienste sehr schlecht sind belohnt worden, und daß er einmal sogar seine Vaterstadt habe räumen müssen, findet man daselbst nicht, so wichtig auch dieser Umstand ist. Ich habe die Nachricht davon einer Stelle aus des B. Accolti Gespräche de praestantia virorum sui aevi zu danken. Hier ist sie: Fuit etiam in civitate illa praecipuae auctoritatis vir, DONATUS ACCIAJOLI, equestris ordinis, prudentiae, magnitudinis animi, continentiae singularis, cujus consiliis plurima in republica utilia decreta sunt: nec tamen ob ejus egregia merita declinare invidiam potuit, quin inimicorum opera ex urbe pelleretur.

Zenobius Acciajoli.

Ueberhaupt merke ich bei diesem Artikel als einen nicht geringen Fehler an, daß man die Schriften dieses Gelehrten, welche gedruckt worden, von denen nicht unterschieden hat, die niemals an das Licht gekommen sind. Man sehe, was der Herr de la Monnoie bei dem Bayle davon erinnert. Der Herr D. Jöcher redet von Briefen an den Picus de Mirandula. Ich finde aber unter den Briefen dieses Gelehrten nicht mehr als einen einzigen von dem Zenobius und zwei Antworten an ihn. Seine Chronik eines Klosters in Florenz ist auch mit einem Schnitzer angeführet worden, indem das GL. dieses Kloster St. Mariae anstatt St. Marci genennt hat. Was endlich des ARISTOTELIS Ethicam ad Nicomachum cum scholiis et glossis interlinearibus anbelangt, so vermuthe ich nicht ohne Grund, daß hier Zenobius Acciajoli mit dem vorhergehenden Donatus sei verwechselt worden. Von seinem Sterbejahre eine Anmerkung,* welche den Herrn de la Monnoie angeht.

* Ambrosius Altamura sagt, Zenobius sei im Jahre 1520 gestorben. Dem Herrn de la Monnoie ist dieses verdächtig vorgekommen. Er sagt daher, es hielten Einige dafür, er könne nicht eher als im Jahre 1537 gestorben sein, weil Hieronymus Aleander, welcher ihm in dem Amte eines Bibliothekars im Vaticane gefolgt ist, diese Stelle nicht eher als im gedachten 1537ten Jahre angetreten habe. Allein woher hat der Herr de la Monnoie diese Nachricht? Bayle sagt: Aleandre fut d'abord placé chés le Cardinal de Medicis, auquel il servit de Secretaire: il eut ensuite la charge de Bibliothecaire du Vatican aprés la mort d'Acciajoli. Mais le grand theatre ou il commença de paroitre avec eclat fut l'Allemagne, au commencement des troubles que la Reformation y excita. Il y fut envoié Nonce du Pape l'an 1519. Ist hieraus nicht zu schließen, daß er schon vor dem Jahre 1519 die Aufsicht über die Vaticanische Bibliothek müsse gehabt haben? — — — Doch Bayle könnte vielleicht hier ein Hysteronproteron begangen haben? Ich will also den Zweifel des Herrn de la Monnoie auf eine unwidersprechlichere Art nichtig machen: durch die Anmerkung nämlich, daß H. Aleander 1537 schon Cardinal gewesen oder wenigstens gleich das Jahr darauf geworden ist. Ist es also möglich, daß er dem Z. Acciajoli erst zu dieser Zeit könne gefolgt sein? Ich will es aber gleich entdecken, woher dieser Irrthum des Herrn de la Monnoie entstanden ist. Daher nämlich, daß er ebenso wenig wie der Herr D. Jöcher die Aufseher in der Vaticanischen Bibliothek von dem eigentlichen Bibliothekar, welches Niemand anders als ein Cardinal sein kann, unterschieden hat. Als Acciajoli 1520 oder, wie ich vermuthe, noch eher starb, folgte ihm Aleander nur als Custos oder Magister Bibliothecae Vaticanae. Nach seiner Gelangung zur Cardinalswürde aber, welches gegen das Jahr 1538 geschah, ward er eigentlicher Bibliothekarius. Ich muß mich wundern, wie sich Bayle durch einen so leicht zu widerlegenden Einwurf hat können irre machen lassen. Doch es scheinet, als ob er dem Herrn de la Monnoie allzu viel Genauigkeit zugetraut hätte. Und nur daher ist es vielleicht gekommen, daß er sich verschiedne Fehler von ihm hat aufheften lassen. Ich will es noch zum Ueberflusse durch ein Zeugniß beweisen, daß Acciajoli schwerlich erst 1537 könne gestorben sein. Leander Albertus sagt in seiner Beschreibung Ita-

liens, welche ich nach der lateinischen Uebersetzung anführen muß, von ihm Folgendes: ZENOBIUS ACCIEVOLUS ex ordine praedicatorum, qui de graecis opera quaedam in latinum convertit, nominatim Justinum Martyrem, et *annis superioribus* Bibliothecae Vaticanae Magister excessit. Diese Stelle steht nicht weit vom Anfange eines Werks, welches der Verfasser schon 1537 völlig ausgearbeitet hatte, ob es gleich erst einige Jahr drauf gedruckt worden. Wie hätte er annis superioribus sagen können, wann er in eben dem Jahre gestorben wäre? Was die Uebersetzung des Justinus in dieser Stelle des Albertus anbelangt, so ist sie niemals gedruckt worden, welches Denen bekannt sein wird, welche wissen, daß wir nicht mehr als drei lateinische Uebersetzungen des Justinus haben. Die erste ist von dem Joachimus Perionius, die zweite von dem Sigis. Gelenius, und die dritte von Johann Langen.

Zur Revision des Textes.

I.

Das Neueste aus dem Reiche des Witzes.

Zur Constituirung des Textes durfte ich mich für die hier zum ersten Male wieder abgedruckten Stücke, den Monat Juli und August, sowie einen Theil des December, nämlich die Reise der Unschuld nach der Insel Cythere, S. 121, und Das Ebenbild, S. 129, auf den Originaldruck des Neuesten allein beschränken, das als eine Beilage zu den Berlinischen Staats- und Gelehrten Zeitungen, d. i. der „Vossischen Zeitung", erschien. Von den übrigen Monatsstücken waren in der ersten Gesammt-Ausgabe: Gotthold Ephraim Lessing's sämmtliche Schriften, Berlin bei Voß und Nicolai 1771—1794, herausg. von Karl G. Lessing, Eschenburg und Nicolai, Theil 23 (1794), S. 337—393 der April und Mai abgedruckt, dieselben Monate in der von Schink bevorworteten, jedoch nicht von ihm besorgten Ausgabe der sämmtlichen Schriften, Berlin bei Voß 1825—1828, Band 12 (1826), S. 3—51 wiederholt. Erst die Ausgabe von Karl Lachmann, Berlin bei Voß 1838—1840, durchgesehen und vermehrt von Wendelin von Maltzahn, Leipzig bei Göschen 1853—1857, brachte im dritten Band außer diesen beiden Stücken den Juni, October und einen Theil des December. Von den neueren Ausgaben enthält die Auswahl von Lessing's Werken von Heinrich Kurz, Hildburghausen 1869—1870, im 4. Theil, S. 690—697 einen kleinen Theil des April und Mai.

Vom Originaldruck, der schon 1794 nach der Bemerkung des Herausgebers zu Theil 22 der ersten Gesammtausgabe (Vorrede,

S. V) von äußerst großer Seltenheit war, standen mir zwei Exemplare, beide unvollständig, doch sich gegenseitig ergänzend, zu Gebote. Dem einen, der Königlichen Bibliothek zu Berlin gehörig, fehlt der Monat Juli, dem anderen, im Besitze der Redaction der Vossischen Zeitung, der Monat Juni und September.

Der Druck der Zeitschrift enthält ziemlich zahlreiche, offenbare Druckfehler. Ich habe diese stillschweigend verbessert, in irgend wie zweifelhaften Fällen habe ich sie unten vermerkt. Oft ist die Entscheidung, ob ein Druckfehler oder eine Abnormität des Lessing'schen Sprachgebrauchs vorliegt, nicht leicht, da dieser sich im Anfang der funfziger Jahre noch in recht freien Grenzen bewegte. Die Wortformen, die Flexionsendungen, die Syntax bieten die mannichfachsten Abweichungen nicht blos von dem heutigen, sondern zum Theil auch von dem damaligen Sprachgebrauch, der freilich selbst noch vielfach schwankte.

Feststehend oder doch bei Weitem vorwiegend finden sich bei Lessing in jener Periode Formen wie betriegen S. 71 Z. 6, 110 Z. 23, 248 Z. 40, triegen 248 Z. 21, Betrieger 267 Z. 38 (untrüglich nur 197 Z. 8), verdrüßen 73 Z. 2, verdrüßlich 78 Z. 19, 95 Z. 39, 263 Z. 32, verdreußen 229 Z. 23, kützeln 47 Z. 12, 202 Z. 9, allzu kützlig 205 Z. 18, Unterscheid 36 Z. 11 u. 12, 40 Z. 28, 175 Z. 6, 211 Z. 24, ferner drauf, alsdenn, wann = wenn, darinne, worinne. Die Form schwankt bei Dreustigkeit 203 Z. 21 und dreist, Werke, I. 198 Z. 21, entwüschen 99 Z. 30 und entwischen 206 Z. 1, erstücken 202 Z. 35 und ersticken 117 Z. 12, 244 Z. 9, schlüssig und schließig 85 Z. 3 u. 28, würklich 69 Z. 25, 72 Z. 25, 80 Z. 12, 217 Z. 17, Würkung 71 Z. 12, 85 Z. 2 und wirklich 74 Z. 5, 204 Z. 21, 256 Z. 3, Wirkung 35 Z. 19, nehmlich 36 Z. 3, 253 Z. 28 und nemlich 68 Z. 14 u. 33, 107 Z. 12 (letzteres ist bei Lessing nur graphisch verschieden von nämlich; denn er schreibt auch ohngefehr, erwehlen, erzehlen u. a.), siebender 60 Z. 30, 185 Z. 1 und siebenter z B. bei der Bezeichnung der Auftritte in Miß Sara Sampson. — In diesen beiden Fällen kann von Druckfehlern nicht die Rede sein, zumal die abweichenden Formen auch sonst in jener Zeit vielfach vorkommen.

Es findet sich aber vereinzelt selbst heuter 117 Z. 17, erzüttern 225 Z. 18, streucheln 117 Z. 22, verhöhlen 230 Z. 13, scheidern 33 Z. 11, gedrunken 251 Z. 19, bei welchen Formen in jedem einzelnen Falle bestimmt zu entscheiden,

ob ein Druckfehler oder eine Eigenheit vorliegt, schwer, ja selbst unmöglich ist; doch kommt die Mehrzahl derselben, die ganz vereinzelt neben den viel zahlreicheren gewöhnlichen Formen erscheinen, wohl auf Rechnung des Setzers.

Gegenüber diesen Schwankungen oder Abnormitäten in den Wortformen bin ich derart verfahren, daß ich alle feststehenden Abweichungen, also betriegen, verdrüßen, verdreußen u. s. w., unverändert ließ. Dagegen habe ich, wo Lessing selbst im Gebrauche verschiedener Formen schwankt, im Anschluß an den in der Nationalbibliothek befolgten Grundsatz fast durchweg die heut übliche hergestellt, also Formen wie Dreustigkeit, entwüschen, erstücken, schließig u. s. w., ebenso wie heuter, erzüttern u. s. w. beseitigt. Handelt es sich ja hier vielfach auch wohl weniger um lautliche Verschiedenheit als um bloße Orthographie oder um Druckfehler.

Durchaus conservativ war dagegen mein Verfahren bei Eigenthümlichkeiten der Flexion, der Rection der Präpositionen und Verba: hier habe ich alle auch noch so weit ausschreitenden Abnormitäten, wofern sie nicht auf offenbaren Druckfehlern beruhen, sorgfältig bewahrt. So die Abschwächung des m zu n in der Flexion der von Präpositionen abhängigen Adjectiva, Participia und Pronomina, wie: auf öffentlichen Platze 39 Z. 37, mit einweihenden Blick 50 Z. 25 (Klopstock selbst hat einweihendem), mit anbrechenden Morgen 60 Z. 34, mit prophetischen Auge 63 Z. 23, mit etwas Wichtigen 228 Z. 10, mit dürren Schlund 251 Z. 18, mit erhabnen Nacken 252 Z. 24 (an beiden Stellen hat Lange selbst m), vor Kurzen 66 Z. 10, vor diesen 68 Z. 38, vor Allen 113 Z. 30, von Neuen 102 Z. 16, von Weiten 177 Z. 6, zu Beiden 181 Z. 1; ferner andere Irregularitäten der Declination und Conjugation, wie: eines ... Herzen 117 Z. 18, am Herze 248 Z. 19, von meinem Herze 79 Z. 30, seiner Liebste 101 Z. 4, einen Held 73 Z. 33, den Held 207 Z. 16, den Aberglaube 57 Z. 22, einen steinern Knaben 62 Z. 1, die strohern Hütten 37 Z. 27, die Vormünde 117 Z. 1, die Bäre 110 Z. 18, die Raume 218 Z. 10, Abdrucke 108 Z. 20, Rhetors 37 Z. 34, Geometers 68 Z. 34, Mägdchens 221 Z. 17, die Romanen 92 Z. 11; geschicht 246 Z. 1, er dürst 248 Z. 26, nennte 84 Z. 2, genennt 87 Z. 28, benennet 181 Z. 29; endlich Abweichungen in der Rection der Präpositionen, wie: bis zu einen Piron 43 Z. 3 (vgl. unten), um ihr 116 Z. 41, und der Verba, wie: der Verstellung berechtiget 114 Z. 3, wo es ihm nur nicht reuet 199 Z. 31, es verdrüßt ihm 73 Z. 2,

Daß es ihm verdreußt 229 Z. 23, Was geht Fremdlingen Bern und unsre Freiheit an? 235 Z. 36, die Menschen zu Verstande zu verhelfen 35 Z. 28.

In allen diesen Fällen stimme ich fast ausnahmslos mit Lachmann überein; doch ich bin noch ein gut Stück conservativer gewesen und habe sogar 115 Z. 2 macht Euch der Schätze zu Nutze, ja selbst 52 Z. 23 wann die Nachricht davon bis zu Sie gekommen ist bewahrt. Die Berechtigung meines Verfahrens ergiebt sich aus zahlreichen ähnlichen Fällen, die auch Lachmann, ohne rechte Consequenz, sämmtlich ungeändert ließ. So schreibt Lessing in den Briefen vom Jahre 1749 (bei Lachm., Maltzahn'sche Ausg.) XII. 15 Z. 6 u. 22 ich bitte Ihnen, auf derselben Seite Z. 1 an wem sie geschrieben haben, Z. 17 daß ich Ihnen beschweren sollte, S. 20 Z. 11 Ich habe Ihnen ersucht. Nehmen diese Irregularitäten auch in der späteren Zeit ab, so finden sich doch, wie wir eben sahen, auch sonst im Neuesten und in den kritischen Briefen von 1753 noch recht ähnliche. Selbst in der Dramaturgie, um aus der späteren Zeit ein paar Beispiele beizubringen, lesen wir noch Stück 21: die ganze Familie stand um ihr herum (Werke, VII. 147), und ebendaselbst Stück 30: Medea ist gegen ihr tugendhaft (Werke, VII. 182), Stück 31: Was geht das dem Dichter an? (Werke, VII. 187), Stück 78: Da diese Reinigung in nichts anders beruht als in der Verwandlung (Werke, VII. 383).

Selbstverständlich habe ich nicht alle derartigen Abweichungen des Drucks wiedergegeben; denn so wenig es wahrscheinlich ist, daß ein Setzer Sie für Ihnen, ihr für sie setzt, ebenso leicht laufen, besonders bei einer Zeitschrift, kleinere Versehen mit unter, und man würde Lessing einen wunderlichen Sprachgebrauch aufbürden, wenn man z. B. jedes n, das der Setzer für m gegriffen, stehen ließe, also z. B. bei den Jakob 59 Z. 1, den Dichter entgegenarbeiten 59 Z. 6, den Leser angenehmer 75 Z. 10, Alles verschwand vor ihn 84 Z. 34, auf den Meere 92 Z. 15, bei unsern Vater 92 Z. 32, sagte ihn 94 Z. 23. Dergleichen habe ich meistens stillschweigend verbessert. Bedeutendere Aenderungen habe ich mir auf Seite 70 Z. 6, 83 Z. 15, 91 Z. 6, 92 Z. 33, 98 Z. 29, 118 Z. 18, 122 Z. 13, 132 Z. 33 u. 134 Z. 38 gestattet (s. das folgende Varianten-Verzeichniß).

Ueber mein Verhältniß zu den bisherigen Herausgebern im Allgemeinen noch ein paar Worte. In Betracht kommt zuerst der Abdruck des April und Mai in der Ausgabe von 1794, der durch

eine sehr große Reihe von Abweichungen vom Originaldruck auffällt. Es ist an sich aufs Höchste unwahrscheinlich, daß diese von Lessing selbst herrühren; denn schwerlich hat er diese Jugendaufsätze, so weit er sie nicht für die kritischen Briefe von 1753 (s. Brief 9, 14—17, 19 u. 20) benutzte, jemals wieder vorgenommen. Dies wird zur Gewißheit dadurch, daß diese Abweichungen zum Theile grobe Corruptionen bieten (s. unten das Varianten-Verzeichniß S. 34 Z. 4 u. 20, S. 39 Z. 7 u. 50 Z. 20), und daß andere allein durch den Zweck, nur diese beiden Monatsstücke der Zeitschrift zum Abdruck zu bringen, erklärlich sind (wie S. 59 Z. 16 und 61 Z. 20). So werden wir denn wohl nicht fehlen, wenn wir die zahlreichen Modernisirungen in Wortformen, Flexionen und Syntax und all die kleinen Stilbesserungen dieses Abdrucks auf Rechnung des Herausgebers setzen und uns begnügen, die wesentlicheren unten zu erwähnen.

Die Ausgabe von 1826 ist für die Kritik werthlos, da sie nur ein wörtlicher Abdruck der eben besprochenen ist.

Der Lachmann'sche Text enthält eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Versehen. Der größere Theil derselben, nämlich die in den Monaten April und Mai, stammt augenscheinlich daher, daß der Herausgeber für diese beiden Monate die Ausgabe von 1794 als Manuscript benutzte und dabei versäumte, eine ganze Reihe von willkürlichen Aenderungen zu verbessern; denn nur so ist es erklärlich, daß in beiden Monaten die meisten Versehen Lachmann's mit jenen übereinstimmen. Emendationen Lachmann's habe ich an mehreren Stellen aufgenommen.

Die Ausgabe von v. Maltzahn, wie auch der Abdruck der oben erwähnten Stelle von Heinrich Kurz sind ohne jeden selbständigen kritischen Werth, da sie allein auf Lachmann beruhen. Maltzahn verbessert zwar einzelne Druckfehler, wie 41 Z. 33 daß für das, doch andere, selbst sinnstörende läßt er stehen, wie S. 79 Z. 19 Deine Rede, S. 115 Z. 32 Weichet; von etwa neu hinzugekommenen Aenderungen ist verfehlt S. 118 Z. 9 wohlgegründetste.

Hinsichtlich der Orthographie, also der Verdopplung der Vocale und Consonanten, des y, des Dehnungs-h, des ß, tz, des Gebrauchs der großen Anfangsbuchstaben u. A. schließt sich dieser Band den Ausgaben der National-Bibliothek an. Auch in der Interpunction hat eine Annäherung an den heutigen Gebrauch stattgefunden, die besonders in der Verminderung der Satzzeichen besteht. Nur wenige Lessing'sche Eigenthümlichkeiten sind dabei ver-

wischt worden. Lessing setzt mehrfach, abweichend vom heutigen Gebrauch, da ein Komma, wo der Sprechende eine Pause eintreten läßt, so nach einem Subject und Object, wenn dasselbe ein Attribut bei sich hat, z. B. 35 Z. 22: die Völker dieses jetzt so erleuchteten Welttheils, lebten; Z. 35: die Kunst zu denken, verband sich mit der Kunst zu reden; 71 Z. 10: er vergleicht die Harmonie der Schreibart, mit der musikalischen Harmonie. Er interpungirt ferner aus demselben Grunde häufig hinter dem letzten Gliede von Aufzählungen, so wie am Ende, zuweilen auch am Anfange adverbialer Bestimmungen, so 110 Z. 4: daß sie nach diesem Ursprunge, das schönste Geschenk sei; 68 Z. 20: daß unter allen Sinnen, das Auge; auch in den kritischen Briefen, z. B. 231 Z. 25: Worauf ich unter Dir, Bern und Dich rächen kann.[1])

1) Lachmann hat inconsequent an dreien dieser Stellen, nämlich 35 Z. 22 u. 35, 110 Z. 4, das Komma gestrichen, an den übrigen es stehen lassen.

Verzeichniß

der von den bisherigen Ausgaben abweichenden Lesarten

Ich bezeichne die Ausgaben nach den Initialen ihrer Herausgeber, also die von 1794 mit Lg, nach Karl Lessing, da der Herausgeber des betreffenden (23.) Theiles sich nicht nennt, die von Lachmann mit L; Maltzahn (M) und Kurz (K) citire ich nur in den sehr seltenen Fällen, wenn sie von Lachmann abweichen. Die in nachfolgendem Verzeichniß vorangestellten Lesarten sind, wofern nicht Näheres angegeben ist, die unserer Ausgabe in Uebereinstimmung mit dem Originaldruck, den ich nur, wenn er abweicht, citire, und zwar mit O.

Seite	Zeile	
34.	3.	verschiedner Sonnenstrahlen — der Sonnenstrahlen Lg, L, M.
	4.	verschiedner Instrumente L — einer Trompete Lg. S. S. 277.
	5.	die Fertigkeit Lg — diese F. L.
	20.	diese L — diesen Lg. S. S. 277.
	24.	Höflichkeit L — Höflichkeiten Lg.
35.	31.	welche — welcher Lg, L. Die Aenderung ist nicht nothwendig, da Lessing das Relativum an Geißel anschloß, vgl. 115 Z. 7.
37.	1.	ward sie L — ward es Lg.
38.	4.	so ward L — ward Lg.
39.	7.	hat ihm der buhlende Geist zu gefallen L — hat es dir, der Buhlenden Geist zu gefallen Lg. S. S. 277.

Seite Zeile
39. 8. verderblichern L — verderblichen Lg.
13. des Hauses Medicis L — der Medicis Lg.
14. verlöschte L — verlöschten Lg.
25. so wie L — wie Lg.
29. Kopf L — Geist Lg.
30. bleibt — bleibt immer Lg, L.
37. öffentlichen — öffentlichem Lg, L, willkürliche Aenderung, s. S. 275.
40. 16. was L — etwas Lg.
35. einwenden L — gegen ihn einwenden Lg.
42. 4. Demetrius L — La M... Lg. Hierdurch sollte La Mettrie angedeutet werden. Vgl. die Anmerkung S. 292.
21. des achten Gesangs — von dem achten Gesange Lg, d. a. Gesanges L.
22. von dem L — von Lg.
36. durch welch — durch welches Lg, L.
43. 3. bis zu einen — bis zu einem Lg, L, vgl. 52 Z. 24 und S. 276.
7. Rousseau — ist Rousseau Lg, L.
44. 6. eines — eins Lg, L.
45. 22. was L — etwas Lg.
wann — wenn Lg, L.
46. 10. Ihn nach den Schriften (1753), I. 201 — Ihm O. Der offenbare Druckfehler pflanzte sich durch Lg zu L, M, K fort.
47. 2. So, Prahler L — Ach, Prahler Lg.
23. Oesen L — fehlt bei Lg.
50. 15. ist Glykonisch — Glykonisch Lg, L.
20. bardisches L — nordisches Lg.
51. 11. unter die Todten — unter den Todten Lg, L
20. unsern L — unsere Lg.
52. 2. welche seine Ausleger Stützen (tibicines) nennen, fehlt in Lg.
6. seinem mit Lg, L — seinen O.
24. bis zu Sie — bis zu Ihnen Lg, L, vgl. 43 Z. 3.
28. ist so beschaffen L — so beschaffen Lg.
29. Außerordentlichste L — Außerordentliche Lg.
34. einem mit Lg, L — einen O.
34. nicht im Geringsten L — im Geringsten nicht Lg.

Seite Zeile
53. 9. zugleich L — sogleich Lg.
53. 21. Zufall L — Vorfall Lg.
54. 3. einer öffentlichen L — von öffentlicher Lg.
55. 6. dem Leser — den Leser O, den Lesern Lg, L. Lessing brauchte in ähnlichen Fällen stets den Singular, den Lg regelmäßig mit dem Plural vertauschte, vgl. 51 Z. 20, 57 Z. 13.
56. 3. nur — fehlt in Lg.
57. 13. dem billigen Leser L — den b. Lesern Lg.
27. Welche L — Die Lg.
58. 9. Fabel mit Lg, L — Fabeln O.
29. und — fehlt in Lg.
59 5. der Sündfluth L — die Sündfluth Lg.
59. 16. nöthiget uns, sie auf das künftige Stück zu versparen L — hindert uns, sie selbst anzustellen Lg. Vgl. 61 Z. 20 u. S. 277.
28. einander zum Neuenjahre L — einer dem andern zum Neujahr Lg.
60. 29. in der sichern L — in der Lg.
61. 9. müssen L — muß Lg. Die Aenderung ist nicht nothwendig, da allenfalls hat ergänzt werden kann; nöthigenfalls könnte auch Schönheit eher in Schönheiten geändert werden.
20. und in dem künftigen Blatte damit fortfahren — fehlt in Lg. Vgl. 59 Z. 16 u. S. 277.
62. 16. damit L — daß Lg.
in die L — in Lg.
19. auf einem — auf einen Lg, L.
20. Flamme L — Flammen Lg.
26. wäre mein Grab geworden L — mein Grab geworden wäre Lg.
64. 7. phrenetischer mit Lg, L — phronetischer O.
14. Ausbruch — Ausspruch Lg, L. Die Aenderung erscheint überflüssig, vgl. Grimm's Wörterbuch, I. 839: Du siehest mehr den Sinn als Wort und Ausbruch an bei Günther.
20. Art der L — Art Lg.
68. 21. allen mit L — alle O.
24. waren — wären L.
70. 6. Schwierigkeiten, nothwendige Aenderung wegen des folgenden geben — Schwierigkeit O, L.

Seite Zeile

70. 15. Bildung mit L — Bildungen O.
71. 28. säbe mit L — sehe O.
72 u. 73. Die offenbaren Druckfehler in den griechischen und französischen Citaten habe ich stillschweigend verbessert.
74. 21. jene mit L — jenem O. Die Aenderung ist nothwendig, da das Pronomen sich auf Vergleichung (Z. 14) bezieht.
75. 38. Der Sinn der Stelle ist mir nicht klar; vielleicht steckt ein Druckfehler darin.
78. 36. u. 79 Z. 3 wann — wenn, O u. L, ist in der zahlreichen Umgebung des wann offenbar Versehen des Setzers.
79. 11. beräuscht — berauscht O, L, Druckfehler. Jenes erfordert der Reim, wie es denn auch Haller selbst hat.
19. meine — Deine O, L, sinnlos. Jenes bei Haller. Das Lessing'sche Citat enthält auch noch andere, unwesentliche Abweichungen von Haller, so 79 Z. 5 zum für ein.
34. gleich — leicht L.
83. 15. ziehen — zu ziehen O.
84. 34. vor ihm — vor ihn O.
88. 1. diesem — diesen O.
91. 6. einem — einer O. Vgl. 92 Z. 5 eines Romans.
92. 33. anzuhalten — anhalten O.
98. 29. ein — eine O.
105. 15. Gedankenleere mit L — Gedankenleerer O.
108. 14. mehr als fehlt in O und ist in L sinngemäß eingesetzt.
109. 33. wann — wenn L.
114. 32. so fehlt in L.
115. 2. der Schätze — die Schätze L, vgl. S. 276.
7. derselben, wohl beizubehalten, da es sich auf Frucht beziehen kann; vgl. 35 Z. 31.
11. Frauenzimmers mit L — Frauenzimmer O.
12. hersetzen — vorsetzen L.
32. Weihet — Weichet L, offenbar Druckfehler, der in M stehen geblieben.
116. 33. welches er mit L — welche es O.
118. 9. wohlgegründeste — so auch L, wohlgegründetste M; mit Unrecht, denn oben 81 Z. 17 schreibt Lessing ebenso, wie auch ungegründeste in den Schriften (1754), III. 74 (desgleichen bei Lachmann, IV. 33; von Maltzahn, IV. 34, geändert), gegründesten ebenda 89

Seite Zeile

(beibehalten von Lachm., IV. 39, und von Maltz., IV. 40); gesitteste steht richtig bei Maltz., XII. 63, ist geändert von Lachm., XII. 50. — Vgl. über den ähnlichen, bei Lessing sich gleichfalls (z. B. Lachm., XI. 567 u. 578) findenden Ausfall des d bei adjectivischen Participien Präsentis im Superlativ Sanders' Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache. 3. Aufl. Berlin 1872. S. 35.

118. 18. nicht — recht O, L. Die Aenderung wird vom Sinne erfordert.

119. 1. anbete mit L — anbetete O.

25. sang mit L — sag O.

122. 13. Unansehnlichkeit — Ansehnlichkeit O.

128. 16. Geschichte mit L — Geschichten O.

132. 33. u. 133 Z. 3. Motte — Mothe O, L. Der Name ist sonst von Lessing, z. B. 73 dreimal, 129 Z. 19 richtig geschrieben.

134. 38. Garnier — Garnie O, L.

II.

Kritische Briefe.

Von der Originalausgabe der Briefe: G. E. Leßings Schrifften Zweyter Theil. Berlin bey C. F. Voß 1753, existiren drei abweichende Drucke.[1]) Sie haben denselben von M. (Meil) gestochenen Titel und stimmen so genau in der Anzahl und mit geringen Abweichungen im Inhalt der einzelnen Seiten, die wohl ausnahmslos mit dem gleichen Worte beginnen und schließen, überein, daß es leicht erklärlich ist, wenn die Differenzen von allen bisherigen Herausgebern unbemerkt geblieben sind. Die letzte Ausgabe ist die mit den größeren Lettern in den deutschen, auf den letzten Bogen auch in den lateinischen Citaten. Kriterien dafür sind, abgesehen davon, daß man die größeren Lettern schwerlich später mit den weniger deutlichen kleineren vertauscht haben würde, folgende. Seite 22 enthält ein längeres deutsches Citat aus Mathesius: während nun in den beiden anderen Ausgaben diese Seite ihre gewöhnlichen 23 Zeilen enthält, ist sie in der dritten in

---

1) Danzel (I. 259) hat folgende Anmerkung: „Von Lessing's Schriften, Berlin 1753--1755, existiren 2 Ausgaben — eine mit gestochenem Titel von Meil, die andere mit kleinen zierlichen Holzschnittvignetten von Birnstiel, beide Ausgaben enthalten dasselbe, — nur ist der Drucksatz auf den Seiten abweichend." Es ist meinen und des Herrn Verlegers angestrengten Bemühungen nicht gelungen, die zweite Ausgabe zu erlangen, und ich muß fast trotz der speciellen Angaben einen Irrthum Danzel's annehmen, der durch die Differenz der Typen-Vignetten in unseren drei Drucken herbeigeführt sein könnte. Im zweiten Druck unterscheiden sich diese zwar nur wenig vom ersten, im dritten jedoch durchweg von jenen beiden. Der Drucksatz der einzelnen Seiten weicht in den drei Drucken des zweiten Theiles nicht von einander ab, wohl aber z. B. im dritten Theile, der im ersten und zweiten Druck nur 260, im dritten 262 Seiten enthält.

Folge der größeren Lettern auf 25 angewachsen. Seite 16, Zeile 9 ferner ist in der dritten Ausgabe auffallend auseinandergezogen; dadurch erklärlich, daß Lessing das Wort keine, welches die beiden ersten Ausgaben enthalten, strich. Von entscheidender Bedeutung ist endlich auch außer einer sehr großen Reihe verbesserter Druckfehler und der vielfach verbesserten Interpunction die Aenderung auf Seite 102 (in unserer Ausgabe S. 208). Hier stand in den beiden ersten Ausgaben wie im Neuesten: „Ich unsterblicher Klopstock“. In der dritten ist die Sottise gegen den Dichter gemildert in: „Ich unsterbliche Seele“; grade wie Lessing im 15. Briefe den Ausfall gegen Gottsched und Triller, deren Namen im Neuesten ausgedruckt waren, durch bloße Andeutung von G.** und T.** abgeschwächt hatte.

Von den beiden anderen Ausgaben ist die mit dem angehängten Druckfehlerverzeichniß die frühere, also überhaupt die ursprüngliche. Dies ergiebt sich aus Seite 101. Hier hatte der Setzer die Worte: „ich singe die Waffen und den Held“; Klopstock sagt: ausgelassen, davon war die Folge, daß, als sie für den zweiten Druck eingeschoben wurden, die Seite eine Zeile mehr als die übrigen Seiten erhielt, und daß ferner in der sechzehnten Zeile der Satz auffallend zusammengedrängt werden mußte. Ferner spricht für dies Verhältniß der beiden Ausgaben zu einander, daß die das Druckfehlerverzeichniß enthaltende incorrecter ist als die andere, die freilich an sich auch noch sehr fehlerhaft ist.

Alle drei Ausgaben sind vollständige Neusätze. Dies ergiebt sich für die zweite aus den von dem ersten Druck, z. B. auf Seite 126 und 132, abweichenden Lettern, für die dritte aus Seite 75 und 132.

Was den Verleger oder Lessing zum zweiten Abdrucke bewog, ist nicht recht erkennbar; denn wenn auch eine Reihe von Druckfehlern verbessert wurde, so reicht doch dies zur Erklärung nicht hin, da die meisten stehen blieben und überdies neue hinzukamen. Für den dritten Abdruck ist der Grund sichtbarer. Erstens war wohl die große Fülle von Druckfehlern, dann die kleinen Lettern der Citate und drittens die Sottise gegen Klopstock anstößig. Die übrigen Aenderungen sind von geringer Bedeutung; erwähnenswerth ist, daß das e in den Flexionsendungen, wie im Partic. Perf. Pass., in der 3. Singul. Präs. häufig zugesetzt wird, dagegen in Adverbien, wie gerne, ofte, vielfach weggelassen.

Aus dem Dargelegten erhellt, daß der dritte, an sich übrigens noch immer sehr wenig correcte, Druck als die revidirte Aus-

gabe zu Grunde zu legen ist. Aber da sich bei dem Neusatze eine Reihe neuer Fehler eingeschlichen hat, für welche die richtige Lesart nur aus den ersten beiden Drucken zu entnehmen ist, so ist der Text nur mit Hülfe von diesen zu construiren.

Mein Verfahren hierbei, z. B. gegenüber den Abnormitäten der Wortformen, der Flexion u. s. w., war ganz dasselbe wie bei dem Neuesten. Ich verweise daher auf meine obigen Bemerkungen, in welchen die kritischen Briefe bereits berücksichtigt worden sind.

Von den bisherigen Ausgaben kommen wesentlich nur zwei in Betracht.[1] Erstens Lessing's sämmtliche Schriften, Berlin bei Voß und Nicolai 1771—1794, die im 3. und 4. von Karl Lessing herausgegebenen Theile (1784 u. 1785) die Rettung des Lemnius und die übrigen Briefe mit Ausnahme der Fragmente des Henzi, im 22. Theile (1794) die letzteren enthalten. Zweitens die Ausgabe von Karl Lachmann, Berlin bei Voß 1838—1840 (3. Bd., 1838).

Karl Lessing legte O² (ich bezeichne so den zweiten Originaldruck) zu Grunde und stimmt meistens, abgesehen von Kleinigkeiten, mit demselben überein. Er kannte weder O¹ noch O³. Dies folgt daraus, daß er S. 245 Z. 36 (unserer Ausgabe) Jugend liest, während die richtige Lesart Tugend sowohl O¹ als O³ hatten. S. 222 Z. 28 wiederholt er aus O² den Druckfehler caterna, während O¹ caterva bot (O³ hat carna). Daß er O³ nicht kannte, beweist ferner 208 Z. 35 die Lesart: Ich unsterblicher Klopstock. An einzelnen Stellen ändert der Herausgeber; 243 Z. 1 hat er das richtige in O¹ sich findende Amt wohl nur durch Conjectur eingesetzt.

Lachmann kannte und benutzte nur O³. Daß ihm die beiden anderen unbekannt blieben, folgt u. A. aus seiner Anmerkung zu S. 294 (Maltz. 300), wo er die in O³ ausgefallenen Worte: hätte, als er in der That seine Frau geliebt, nur aus der Ausgabe von 1784 ergänzen konnte, ebenso aus S. 312 (Maltz. 316), wo er die Lesart Ich unsterblicher Klopstock nur aus dem Neuesten und aus der Ausgabe von 1785 mittheilt.

Aus der alleinigen Benutzung von O³ folgte, daß Lachmann

---

1) Der ohne Angabe des Verlegers und Druckers 1770 zu Frankfurt und Leipzig in drei Bänden 8⁰ erschienene Nachdruck von Lessing's Schriften bietet mit wenigen willkürlichen Abweichungen einen getreuen, selbst einzelne Druckfehler wiederholenden Abdruck von O¹.

an einigen Stellen die richtige Lesart, welche in O^3 durch Druckfehler corrumpirt war, entging, so 198 Z. 30, 229 Z. 13 u. 29, 230 Z. 32, 231 Z. 33 u. 34, 239 Z. 30, 255 Z. 7, 268 Z. 18, und daß er sie an anderen Stellen nur aus der Ausgabe von Karl Lessing entnehmen konnte, so 190 Z. 6, 195 Z. 4. Außerdem leidet der Lachmann'sche Text an einer Reihe nicht nothwendiger, selbst sinnstörender Abweichungen, so: 184 Z. 1 sonst, 184 Z. 9 seine, 204 Z. 13 Sie, 205 Z. 22 Ihnen, 211 Z. 21 bestehe, 212 Z. 9 einen, 224 Z. 39 numen miseris, 243 Z. 19 anitzt, 253 Z. 39 iniquus, 256 Z. 19 lasse.

Die sämmtlichen übrigen Ausgaben sind kritisch von außerordentlich geringem selbständigen Werth. Die von Schink eingeleitete Gesammt-Ausgabe, Berlin, Voß 1825—1828, welche im 4. und 12. Band die Rettung des Lemnius und die übrigen Briefe außer den Fragmenten des Henzi, im 23. Band (1827) die letzteren enthält, bringt nichts als den Abdruck der ersten Gesammtausgabe. Die nach Lachmann's Ausgabe erschienenen reproduciren fast durchweg seinen Text. Dies gilt sowohl von den bei Göschen in Leipzig erschienenen Duodezausgaben der Gesammelten Werke vom Jahre 1841, 1858 und 1869 (letztere von Goedeke mit Einleitungen versehen), wie von den vereinzelten Stücken der kritischen Briefe, die Heinrich Kurz in seine Auswahl (Hildburghausen 1869—1870) aufgenommen, die Fragmente des Henzi im 2., Brief 11 und die Messias-Kritik im 4. Bande. Die vier genannten Ausgaben weichen von Lachmann fast nur darin ab, daß sie den Sprachgebrauch Lessing's zuweilen modernisiren.

Auch die von Maltzahn besorgte zweite Auflage der Lachmann'schen Ausgabe wiederholt im Wesentlichen nur den Text von dieser. Von den Druckfehlern sind zwar einige verbessert, doch andere, wie S. 211 Z. 21, 253 Z. 39 ungeändert geblieben; durch willkürliche Aenderungen und Druckfehler sind neue Versehen hinzugekommen, z. B. 177 Z. 7, 197 Z. 5, 210 Z. 26, 212 Z. 13, 239 Z. 15, 245 Z. 30.

Verzeichniß

der von den bisherigen Ausgaben abweichenden Lesarten.

Die recht zahlreichen offenbaren Druckfehler der Originalausgabe habe ich nicht angegeben, von den Varianten nur die der Lachmann'schen beiden Ausgaben vollständig, die der übrigen nur da, wo sie von einiger Wichtigkeit waren. Ich bezeichne die Uebereinstimmung der drei Originaldrucke mit O., die einzelnen Ausgaben wieder nach den Anfangsbuchstaben ihrer Herausgeber oder Verleger: die erste Gesammtausgabe mit Lg, die von Lachmann mit L, von Maltzahn mit M, die Duodezausgabe von 1858 mit G¹, von 1869 mit G², die von Kurz mit K. — Die vier letzten bezeichne ich, wenn sie, wie dies bei ihrem Anschluß an Lachmann gewöhnlich ist, übereinstimmen, mit die folg.

Seite Zeile

177. 7. seine O, L, G¹, G² — seiner M, Druckfehler.

184. 1. sich O, Lg — sonst L, M, G¹, G².
Die Aenderung erscheint nicht nothwendig, denn Lessing setzte vielleicht das sich zu gelassen in der (freilich irrigen) Meinung hinzu, daß das Participium gelassen nur durch ein zu ergänzendes sich die auffallende Bedeutung ruhig erhalten habe, so daß ihm also sich gelassen der genaue Gegensatz wurde zu außer sich gerathen. Vgl. die nicht unähnliche Stelle in der Minna von Barnhelm, IV. 5 (Werke II. S. 62): „Sie sollten ihn ... nur sehn..., wenn er sich selbst gelassen ist.“

184. 9. sein O — seine Lg, L, M, G¹, G², willkürliche Aenderung.

190. 6. Die von L und seinen Nachfolgern aus Lg zugefügten Worte hätte bis geliebt finden sich in O¹ und O² und sind nur durch ein Versehen des Setzers in O³ ausgefallen.

Seite Zeile

192. 16. ungleich im Neuesten, s. oben 41 Z. 4, L, M, G^1, G^2 — gleich O, Lg.

195. 4. fehlte O^1, O^2, Lg, L, M, G^1, G^2 — fehlt O^3.

197. 5. gerein'gten sämmtl. Ausg. außer M: gereinigten, gegen das Metrum verstoßend, wie 245 Z. 30.

198. 30. Unterscheide O^1, O^2, Lg — Unterschiede O^3, L, M, G^1, G^2, jedenfalls nur Druckfehler, da jene Form die bei Lessing in jener Zeit gewöhnliche ist, s. S. 274.

204. 13. sie O, Lg, K — Sie L, M, G^1, G^2, sinnwidrig.

27. erhabne O — vielleicht nur Druckfehler für erhaben, wie das Neueste hatte. Die übrigen unbedeutenden Abweichungen des Neuesten in der Messiaskritik theile ich nicht mit.

205. 22. ihnen im Neuesten, O, Lg, G^1, G^2, K — Ihnen L, M, verfehlt; denn das Pronomen bezieht sich auf die Feinde der Klopstockischen Muse, Z. 19.

30. hinter erstritten hat L und die folg. aus dem Neuesten die Worte durch welchen Muth, die in O und Lg sich nicht finden, eingesetzt.

207. 30. Lessing's Citat ist ungenau. Klopstock hat Z. 30 Sing, Z. 34 Neuem, 208 Z. 1 geschah, Z. 11 werd.

208. 35. unsterblicher Klopstock nicht nur, wie L, M, G^1, G^2 angeben, im Neuesten und in Lg, sondern auch in O^1 und O^2.

209. 16. Dantes O, Lg — Die lateinische Namensform änderte willkürlich in Dante L und die folg.

210. 6. post in L ausgefallen.

210. 26. des Achilleis M.

211. 21. bestehet O, Lg — bestehe Druckfehler in L, der in die folg. übergegangen.

212. 9. ein O, wie auch das Neueste — einen Lg, L und die folg., nicht nothwendige Aenderung.

13. ein fehlt in M.

215. 4. ihr — dies als das sinngemäßere, das auch das Neueste hat, war aus ihn O herzustellen, nicht ihm, wie Lg, L und die folg. haben.

34. machet Lg — richtig hergestellt aus machen O, nicht macht L und die folg.

218. 13. ihrer O, Lg, K — Ihrer L, G^1, G^2, nicht nothwendig, da das Pronomen sich auf Peripherie beziehen kann.

Seite Zeile
220. 1. Bewundrung O, Lg — Bewunderung L und die folg.
28. mit zu Hülfe zu nehmen — Das zweite zu fehlt in O; leichter ist es, mit Lg dies einzuschalten, als mußte vor hier (Z. 27) wie L und die folg.
221. 5. Luthardt, Lessing's Prosa ... Nördlingen 1873, Vorrede, S. VII (und S. 28 Z. 17 v. u.) schaltet sich hinter welche ein, wofür er sich noch auf die Fassung der Stelle im Neuesten 45 Z. 12 hätte berufen können. Trotzdem ist die Aenderung zu verwerfen, da O³ hinter Nachahmungen ausdrücklich ein Komma hat, übrigens der Gedanke dieselbe durchaus nicht empfiehlt.
222. Die Druckfehler der lateinischen Uebersetzung sind ohne Weiteres verbessert. Ich habe außerdem, wie Lessing selbst sonst zu thun pflegt, das vocalische u und das consonantische v unterschieden, obgleich in dieser Stelle gleichmäßig für beide Laute am Anfang v, in der Mitte u gesetzt ist.
224. 39. miseris numen O, Lg — numen miseris L und die folg., um den prosodischen Fehler zu corrigiren.
225. 32. den 1751 O, Lg — 1751 L, M, G¹, G².
229. 13. Nur O¹, O², Lg — Nun O³. Der Druckfehler ging durch L in die folg. über.
23. ihm O³, L, G¹, G², K — ihn O¹, O², Lg, vgl. S. 73 Z. 2.
29. patriot'sch O¹, O², Lg — patriotisch O³, L und die folg., offenbar Druckfehler. Vgl. zun 195 Z. 20 u. 232 Z. 26, gerein'gten 197, Z. 5.
230. 8. von Lg und die folg. — vor O.
32. Flehen? O¹, O² — Flehen! O³, Lg, L und die folg., weniger angemessen.
231. 33 u. 34. wann Eigennutz — wann den Grund O¹, O² — offenbar nur durch ein Versehen an diesen beiden Stellen wenn O³, dem L, M, K folgen, wenn in der ganzen Stelle bis 232 Z. 2 G¹, G².
239. 15. dem Schimpf — den M, Druckf.
30. schein' O¹, O², Lg — schien O³, offenbar Druckfehler, L und die folg.
243. 1. Amt O¹, Lg, L, M, G¹, G² — Arm O², O³.
19. anjetzt O³ — anjezt O¹, O² — anitzt Lg, L und die folg. des Reimes wegen.
245. 8. thut; O¹, O² — thut? O³ — thut: Lg. — thut! L und die folg.

Seite Zeile

245. 30. leichtsinn'ge O, Lg, L, G¹, G², K — leichtsinnige M, gegen das Metrum, vgl. 197 Z. 5. Brüder-Würger Lg — Die Verbindungsstriche lassen die übrigen fort.

39 u. 40. geschehn, gesehn mit Lg — geschehn, sehen O, geschehen, sehen L und die folg.

251. 18. dürren O, L, M — Lange selbst hat dürrem, so auch G¹, G², die ja auch sonst modernisiren.

252. 24. erhabnen O, L, M — Lange selbst erhabnem, ebenso G¹, G² — erhabenen Lg.

253. 39. iniquos — der Druckfehler iniquus in Lg ging in sämmtliche spätere Ausgaben über.

254. 32. erpichte mit Lg und den übrigen — erpichtete O.

27. weist's O, Lg, L, M, G¹ — Lessing behielt hier Lange's Schreibart bei — weißt's G².

255. 7. Ziegen? O¹, O², Lg — Ziegen. O³, L, M, G¹, G².

256. 19. lassen O — lasse Lg, L, M, G¹, G², um die syntaktische Härte zu entfernen.

257. Die zahlreichen Druckfehler der griechischen Citate auf dieser und den folgenden Seiten habe ich ohne Weiteres verbessert.

261. 14. ein mit Lg, L, M, G¹, G² — einen O.

263. 16. häufig O¹, G¹, G² — häufige O², O³, Lg, L, M. Offenbar bietet der erste Druck die richtige Lesart.

267. 35. sunt O, Lg — L corrigirte den grammatischen Fehler in sint, ebenso M, G¹, G².

268. 18. illa O³ — ista O¹, O², Lg, L, M, G¹, G².

270. 5. Vaticanae L, M, G¹, G² — Vaticannae O, Lg.

Nachträgliche Anmerkungen.

Unter Demetrius, S. 42 Z. 4, ist, worauf schon in der Ausgabe von 1794 durch die Lesart La M... (s. die Bemerk. zur Textrevision) hingewiesen wurde, La Mettrie zu verstehen. Denn Dieser ist einmal der Verfasser des Z. 5 angedeuteten Buches: „Traité de la vie heureuse par Seneque“, Potsdam 1748, und außerdem hatte er sich auf dem Titel seines „Ouvrage de Pénélope ou Machiavel en médecine“, Berlin 1748. 2 Bde. (1750. 3 Bde.), als Autor mit Aletheus Demetrius bezeichnet. Lessing wählte den letzteren, nur den Eingeweihteren verständlichen Namen dem Vorleser Friedrich's des Großen gegenüber (vgl. S. 76, Anm. 1) vielleicht aus Vorsicht.

Ich bemerke hier ferner zur Erklärung von S. 80 Z. 7 noch, daß mit dem ersten Unrecht, das La Mettrie Haller zufügte, jedenfalls auf die an Haller gerichtete Widmung von L'homme machine hingedeutet ist, von welcher dieser sehr wenig erbaut war.

Namen- und Sachregister.

A. (S. 295—303.)

Zu dem Neuesten aus dem Reiche des Witzes.

B. (S. 304—312.)

Zu den kritischen Briefen von 1753.

A.

Das Neueste aus dem Reiche des Witzes.

Ein A. hinter der Seitenzahl bedeutet: Anmerkung.

B.

Die kritischen Briefe von 1753.

Ein A. hinter der Seitenzahl bedeutet: Anmerkung.

Lessing, Gotthold Ephraim, 1729-1781

Lessing's Werke

Bd.: 8

Berlin [1868]